Panidea

von

Rudolf Maria Holzapfel

HAROLD B. LEE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

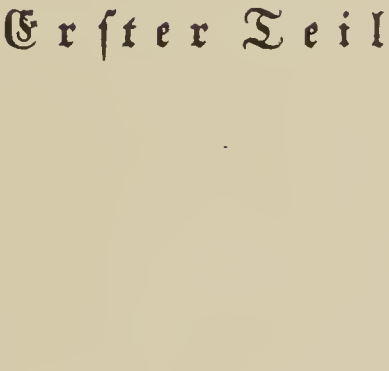
HM
201
.H7
1923
vol.1

Rudolf Maria Holzapfel

Paideal

Das Seelenleben und seine soziale Neugestaltung

Erster Teil



Neue, sehr veränderte und erweiterte Auflage

Verlegt bei Eugen Diederichs Jena

1923

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen,
vorbehalten. Copyright 1923 by Eugen Diederichs Verlag in Jena

HAROLD B. LEE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Den Pilgern
die eine neue Erde ſuchen

Inhaltsverzeichnis

Einsamkeit 7

Sehnsucht 45

Hoffnung 71

Gebet 105

Kampf 125

Gewissen 175

Kunst 281

Ideal 425

Welten 439

Diejenigen, welche die Menschheitsentwicklung lieben,
diejenigen, welche genialste Menschenkräfte verderben sehen,
diejenigen, deren Kräfteübermaß nach Betätigungsgelegenheit vergebens drängt,
diejenigen, welche sich nach neuen Idealen und Schaffenswegen sehnen —
werden in diesem Buche vielleicht eine solche „Erlösung" oder wenigstens „Hoffnung" finden, wie ich sie selbst gefunden habe.
Ich predige nicht, suche nicht zu überreden. Ich will diejenigen orientieren, die ich zu orientieren vermag.

Einſamkeit

Lenkst du den Blick auf Antlitz oder Bildnis großer Gestalten, etwa auf die berühmten Selbstporträts Lionardos oder Rembrandts aus der Zeit ihres Alters, so fallen dir gleich und mühelos die Spuren zahlreicher Einsamkeiten auf.

Viele davon führst du auf die Gewalt ihrer Schöpferkraft zurück, vor der die meisten verständnislos stehen oder wie vor Blitz und Donner zurückprallen. Aber bei näherem Zuschauen zeigen sich nach und nach Einsamkeitszüge, die weder der Überlegenheit der Gewaltigen noch irgendeiner persönlichen Schuld oder Begrenzung ihrer Umgebung entspringen.

Hast du oft und aufmerksam auch Alltagsmenschen ins Auge geschaut, dann wird es dir nicht entgehen, daß die am wenigsten auffallenden Merkmale der Einsamkeit im Antlitz der Ausnahmen gerade diejenigen sind, welche in der Physiognomie eines jeden auftreten. Infolge der Häufigkeit und gleichmäßigen Eintönigkeit ihres Wirkens und Webens wenig bemerkbar, wird die allgemein menschliche durch die großartigeren und selteneren Züge der Ausnahmseinsamkeit in den Schatten gestellt.

In den uferlosen Ozeanen des Menschenverkehrs gleichen die Einzelnen und die Ausnahmen schwimmenden Inseln, die den einen näher kommen, indem sie sich von den andern entfernen, aber trotz aller Annäherung getrennt und einsam kreisen wie die Sterne, stumme Eilande der Ewigkeit.

1

Das Einsamkeitsgefühl unterscheidet sich vom einfachen „Getrenntsein" durch den sozialen Charakter, welcher ihm von der Kontrastierung mit dem Verkehrsgefühl verliehen wird.

2

Die geistige Wechselwirkung, die zur gegenseitigen Verständigung führt, beruht zum Teil auf einer örtlichen Annäherung der Wesen aneinander oder an ihre Erzeugnisse.

Aus dem Ausdruck der fremden Antlitze, Gestalten, Gebärden oder Werke erschließen die Menschen die Art und Weise des Lebens und Geistes, welche sie den umgebenden Körpern nach Maßgabe der Ähnlichkeit mit dem eigenen beilegen. Vermöge einer Annäherung, die solches soziale Analogieschließen ermöglicht, gelangt also der Mensch in den Bereich der wechselweisen Mitteilung.

Sofern aus der Annäherung ein Austausch geistiger Aussagen, Einflüsse und Handlungen hervorgeht, wird sie als „Verkehr" bezeichnet. Ahmt man in Gedanken diese Bewegung und deren Mitteilungsergebnisse nach, dann entsteht der „innere Verkehr".

3

Ist der Verkehr lustvoll, so kann eine Wiederholung oder ständige Erhaltung „begehrt", „ersehnt" werden, er kann sich somit zum „beliebten", gewohnten, trauten „Verkehre", mithin zur „Verkehrsneigung", zum Gefühle der „Geselligkeit" entfalten.

Inwiefern er aber unlustvoll ist, kann man nach seiner Hemmung oder Auflösung Verlangen tragen, woraus Gefühle der „Verkehrsabneigung", der „Ungeselligkeit" hervorgehen.

Das Verkehrsgefühl kann auf Beziehungen von Mensch zu Nichtmensch anthropomorph übertragen werden. — Die soziale Gewöhnung macht diese Übertragung fast unvermeidlich.

4

Das Erlebnis des Gegensatzes zu Vorgängen des Verkehrs verleiht einer Trennung von Wesen der Umwelt die soziale Farbe der „Einsamkeit".

Dieses Gefühl beruht auf der Vorstellung, daß der geistige Verkehr in irgendeiner Richtung nicht entstehen konnte oder unterbrochen wurde.

Die zeitweilige oder ständige Unfähigkeit, manche Anlagen, Dispositionen und Vorgänge fremden Lebens aus dessen physiognomischen und sonstigen Äußerungen zu erschließen, bewirkt auch eine entsprechende Unmöglichkeit, das Augenmerk darauf zu richten.

Kommt dieses Unvermögen jeweilig zu Bewußtsein, dann ist es, als wäre ein größerer oder geringerer Teil des fremden Geistes völlig unzugänglich, mithin vom Strome des seelischen Austausches und der leben-

digen Wechſelwirkung abgedämmt. Dieſe Abſperrung wird ſtets von kaum bewußten Bildern einer räumlichen Trennung und körperlichen Vereinzelung begleitet und im Gegenſatz zu Bildern gruppenmäßiger oder reichgruppierter Verbindung, Mehrgliedrigkeit, ſeeliſcher Austauſchfreiheit als „Einſamkeit" oder „Vereinſamung" erlebt. —

Das regere Seelenleben des Kindes beginnt bereits mit dem Bewußtwerden der Trennung, der Kluft, die zwiſchen dem eigenen Körper und den umgebenden Dingen beſteht. Das traute Einsſein mit der geſamten Umgebung geht in die Brüche. Mehr und mehr zeigt die Schmerzempfindung die Zugehörigkeit weniger Organe zum eigenen Körper, die Fremdheit der andern an. Schon dieſe frühen Erlebniſſe bilden Keime der Einſamkeit, dürftige, aber grundlegende Gefühle, die auch auf die ſpäteren und reiferen ihre Schatten und Lichter werfen. Selbſt in der reichſten Vereinſamung zittern noch Stimmungen ihrer kindlichen Entdeckungen, Schreckniſſe und Enttäuſchungen nach, leiſe Erinnerungen an die Vertreibung aus dem Paradieſe der Ruhe in die Fegefeuer der Mannigfaltigkeit, Unterſcheidung und Bewegung. Die Sehnſucht der Myſtiker, Neuplatoniker, Gnoſtiker nach der Wiedervereinigung mit dem unterſcheidungsloſen Eins, der Ruhe des Urgrunds, von dem die Dinge und Seelen durch ihre „Schuld" und „Sünde" getrennt worden waren, ſind zum Teil ein Fortleben dieſer erſten Sonderungsgefühle des Kindes.

Aber das Unterſcheiden zwiſchen eigenem und fremden Körpern bringt zunächſt noch keine Einſamkeit oder Vereinſamung mit ſich. Vielmehr werden in dieſe nach wie vor und auf lange hinaus die eigenen Seelenvorgänge vom Kinde eingelegt, wodurch geiſtige Verkehrsgefühle erſt ihren Anfang nehmen. Denn Empfindungen der Trennung bilden einen Antrieb zur Annäherung an fremde Körper und zu deren ſozialer Interpretierung. Das geiſtige Verkehrsgefühl beruht alſo teilweiſe, ebenſo wie die Einſamkeit, auf einer Sonderung, ja auf einer unüberbrückbaren Kluft zwiſchen Seele und Seele, auf einer ewigen Unmöglichkeit der Weſen, durch Mienenſpiel, Gebärde und Ausſage rein geiſtige Wechſelverſtändigung ohne Vermittlung zu erlangen.

Sobald dieſe Ohnmacht zu Bewußtſein kommt, vermag ſie umfaſſende Gefühle der Einſamkeit oder Vereinſamung zu erzeugen, die ſich ſowohl auf Einzelne wie auf ganze Gruppenbereiche, auf das Leben der Erde wie

auf das des Himmels und der Ewigkeit erstrecken. Denn beruht auch das Verkehrsgefühl auf sozialem Analogieschluß, so verdankt es belangvolle Züge seines Wesens einer illusorischen Identifizierung der bloß erschlossenen mit den wirklichen Fremdvorgängen selbst. Mit dem jeweiligen Wegfall dieser Täuschung muß sich also das Gefühl des geistigen Verkehrs in das der Einsamkeit oder Vereinsamung verwandeln. Ist dies nur eindrucksvoll geschehen, dann muß jeder nachfolgende, sogar der regste und intensivste Verkehr deutliche Züge der kosmischen Einsamkeit tragen. Überdies kommen zahlreiche Isolationsschattierungen hinzu, die aus dem Gefühl hervorgehen, daß die bloß mutmaßlichen Seelenvorgänge des Verkehrsgenossen von dessen wirklichen Erlebnissen abweichen und nur bruchstückartig nachgebildet werden.

Das Verkehrsgefühl ist also trotz seines Gegensatzes zur Einsamkeit nicht unbedingt und durchgängig anders als diese. Es ist vielmehr ein aus Verkehr und Sonderung gemischter Vorgang und leicht geneigt, in Vereinsamung umzuschlagen. Auch dem Selbstverkehr haften Merkmale der Einsamkeit, insbesondere einer traumhaften Einsamkeitsstimmung an. Diese waltet oft um so ausgesprochener und intensiver in der Seele, je weniger der Blick von der wirklichen Umgebung abgekehrt, je weniger er ins Innere versenkt ist. Denn hier im Innern findet sie eine Welt vor, in der zwar das Weben der Träume vorherrscht, aber der vermißte Verkehr um so entschiedener und wunschgemäß ersetzt werden kann. —

5

Der Übergang, die Brücke von „Einsamkeit" zum „Verkehrsgefühl" ist das „Sozial-verknüpft-werden", die vom „Verkehrsgefühl" zur „Einsamkeit" das „Einsam-werden".

6

Die Isolationszustände beruhen auf einem Verhältnis beseelter Wesen zu ihren Verkehrsobjekten. Dieses Verhältnis kann variiert werden:

1. durch Änderung des Einzelnen,
2. der Verkehrsobjekte,
3. sowohl des Einzelnen wie auch seiner Verkehrsobjekte.

Die Schilderung des ersten Falls macht die der beiden andern überflüssig, da sich diese leicht analog erschließen lassen.

7

Hat ſich der Einzelne „zurückgezogen", ſo empfindet er neben Unluſtgefühlen der „Iſolation" Luſtgefühle der „Erlöſung", des „Befreitſeins", des „Los-geworden-ſeins", des „Sich-heraus-geriſſen-habens"; der Einzelne „iſt einſam".

8

Das Gefühl des „Alleinſein-müſſens", das Verlangen, nicht allein, ſondern zuſammen zu ſein, begleiten, zumindeſt in ſehr geringem Grade, ſämtliche Iſolationsgefühle, da auch die unluſtvollen Verkehrsgefühle neben denen der „Ungeſelligkeit" faſt immer die der „Geſelligkeit" wenigſtens minimal enthalten.

9

Die Erlebniſſe des „Verſtoßen-, „Verlaſſen-, „Getrennt-werdens" ſteigern den Zuſtand des „Einſam-ſeins" zu dem des „Vereinſamtſeins", wenn ſie Oberhand über die erwünſchten Gefühle der „Einſamkeit" gewinnen.

10

Das Moment der „Trennung" kommt in der „Vereinſamung" viel ſtärker zur Abhebung als in der „Einſamkeit".

11

Die „Vereinſamung" enthält meiſtens unerwünſchte Momente der „Einſamkeit", deshalb „ſehnt" man ſich wohl oft nach „Einſamkeit", aber faſt nie nach „Vereinſamung".

12

Inwiefern der Einzelne ſein „Sich-zurückziehen" als „Zwang", als „Notwendigkeit" empfindet, ſteigert ſich ihm die „Einſamkeit" zur „Vereinſamung", er fühlt ſich mehr „verlaſſen", „verſtoßen", „getrennt" als „zurückgezogen".

13

Erbarmungslos iſt der plötzliche Griff der Vereinſamung.

Wenn die Seele nicht weiß, wo aus noch ein, wenn ſie bei Freund und Feind vergeblich anklopft und auch im Himmel nicht Einlaß

findet, da erfrieren plötzlich all ihre Verjüngungsquellen: verdorrte Zweige lugen mit fahlem Laub unter der Eisdecke hervor; singendes Gevögel verstummt und fällt tot nieder. Still und gelassen ziehen die Menschen ihres Weges. Ihr Blick ist in die Ferne gerichtet oder in sich gekehrt oder weilt in einer andern Welt. Da wird die Seele von Furcht erfaßt und allerorts starrt ihr ein kaltes Verstummen entgegen: aus Kronen der Bäume und Blüten der Kräuter, aus den Augen der Tiere und den Sternen des Himmels. Und sie sieht sich um, Hilfe und Erbarmen suchend, aber die Toten ruhen in ihren Grüften, die Lebenden gehen ihren Geschäften nach, Mond und Sonne leuchten wie immer und die Ewigkeit schweigt. —

14

„Einsamkeit unter Verkehrsgenossen" ist ein Zustand des Einzelnen, welcher wichtige Vorteile des Verkehrs entbehrt und dennoch den Verkehr nicht völlig abbricht, wohl aber teilweise, mehr seelisch als örtlich, „sich zurückzieht": seine „Gefühle", „Gedanken", „Wollungen" und „Interessen" schweigend, verschweigend oder heuchelnd verbirgt, also das Gebiet der reinkopierenden, sozialen Analogieschlüsse seiner Verkehrsgenossen verringert[1]. Die durch das geistige, innerliche Sichzurückziehen aufgehobenen Verkehrsgefühle besaßen mehr den Charakter der „Ungeselligkeit" als den der „Geselligkeit".

15

Je mehr, je aufrichtiger der Mensch in der Einsamkeit unter Verkehrsgenossen sich äußert und ausspricht, desto mehr empfindet er sie als ein „Getrennt-sein", „Verstoßen-werden", „Verlassen-sein", als „Vereinsamung", desto weniger als „Erlösung", als ein „Sich-zurückziehen". Seine „Verkehrsneigung" hat sich noch nicht in „Verkehrsabneigung" oder „Verkehrshaß" verwandelt.

---

[1] Der Mensch bildet im eigenen Innern die fremden Seelenerlebnisse mehr oder minder wirklichkeitsgetreu nach, wie etwa ein Maler ein fremdes Gemälde mehr oder weniger getreu kopiert. Die sozialen Analogieschlüsse können als derartige, von unserer eigenen Seele gelieferte Kopien der fremden geistigen Vorgänge angeschaut werden. Sie bieten Nachbilder, die gleich ähnlicheren oder unähnlicheren Porträts reiner von subjektiven Zutaten sind oder durch solche verändert werden.

16

Bei der mitmenschenleeren Isolation kommen die Notwendigkeitsgefühle des „örtlichen und seelischen Allein-sein-müssens" hinzu, bei der unter Verkehrsobjekten der „Zwang des Verkehren-müssens" und des „Dennoch-verkehren-müssens".

17

Die „Isolation" kann die mannigfaltigsten Veränderungen des Menschen hervorrufen. Sie hebt einen großen Teil seiner Arbeit auf und bedingt die Entstehung oder Befestigung einer andern: Es entsteht eine Rückentwicklung in jener Richtung und eine Mehrentwicklung in dieser. So wird beispielsweise der Verkehr mit Mitmenschen, auch mit einem großen Teil nichtmenschlicher Verkehrsmitglieder abgebrochen, der Isolierte ist auf den „Verkehr mit sich selbst" angewiesen, auf die Verarbeitung vergangener Eindrücke und Wahrnehmungen oder assoziative Erweckung alter Vorstellungen: er stellt mehr vor als er wahrnimmt, seine Phantasie wird reger.

18

Mit der Zeit wird aber die Phantasiewelt in der Abgeschiedenheit immer „blasser und blasser", weil es ihr an der Nahrung, die ihr sonst die Wahrnehmungswelt gibt, gebricht: die im Verkehr und durch Verkehr entstehenden Wahrnehmungsprozesse hören auf, das Nervensystem des Isolierten für entsprechend intensive und mannigfaltige Vorstellungen vorzubereiten. In beiden Fällen, dem der Mehr-fülle und dem der Minder-fülle, entsteht die „Sehnsucht nach neuem, wiederholtem Verkehre".

19

Neben den gesteigerten Arbeitsbedürfnissen (des „Sich-äußerns", „Sich-mitteilens" usw.) kann auch das Verlangen nach Aufhebung der Isolation durch Auflösung der sie bedingenden „Ungleichheit" zwischen dem Isolierten und seinen Verkehrsgenossen zum wiederholten oder „neuen" Verkehre drängen: durch „Emporheben zum eigenen Entwicklungsniveau" oder durch „Hinabsteigen zum ihrigen".

20

Eine der historisch und biologisch wichtigsten Ursachen der „Verkehrssehnsucht" ist das gesteigerte Arbeitsbedürfnis des Isolierten, „seine Ideale zu verwirklichen", d. h. das, was in der Isolation „Ideal-vorstellung" war, im Verkehr und durch Verkehr zur „Ideal-wahrnehmung" zu machen: entweder zur eigenen oder der anderer Menschen der Gegenwart oder Zukunft.

21

Glaubt der Mensch nicht an die Möglichkeit des „Verstanden-werdens" oder der „Realisierbarkeit" seiner „Ideale", so kann er vom hinreichend gesteigerten Arbeitsbedürfnisse allein, aus der „Isolation" zum Verkehre, zur Mitteilung gedrängt, ja gezwungen werden.

22

Mit dem Entstehen der „Sehnsucht nach Verkehr" beginnt seine „Einsamkeit" in „Vereinsamung" überzugehen.

Wenn obendrein die Momente der „Erlösung", der „Befreiung" usw. völlig „verblassen" und sich „verwischen", dann wird die „Einsamkeit" vollends zur „Vereinsamung". Aber auch umgekehrt, haben Entwicklung oder Gewohnheit die Momente des „Entbehrens", „Verlassen-seins", „Verstoßen-seins" aufgehoben, dann wird die „Vereinsamung" zur „Einsamkeit".

23

Die Erinnerung an die lustvollen Momente des Verkehrs bzw. an die „Geselligkeit" der Vergangenheit kann Unlust und „Sehnsucht" des Isolierten steigern, dagegen kann die Erinnerung an Unlustmomente vergangenen Verkehrs die entgegengesetzten Folgen bedingen.

24

Wenn einem die „Einsamkeit" mit der Zeit zur „Qual" geworden ist, so kann er die Unlustgefühle des Verkehrs aufsuchen, um die „Einsamkeit" wieder als „Erlösung", nicht als „Zwang" und „Vereinsamung" zu erleben.

25

Sehr oft verknüpfen sich mit den Isolationsgefühlen, ja sogar mit ihren Bezeichnungen Nachklänge mannigfaltigster Einsamkeiten bekannter oder fingierter Menschen, auch nachhaftende Stimmungen von Gedanken, Dichtungen und Phantasien, deren Grundmotiv die „Isolation" bildet.

26

Das Wort „Einsamkeit" und seine Abwandlungen werden häufig mit gedämpfter und wehmütiger Stimme ausgesprochen, wenn auch keine andere, als nur eine assoziative Mitbedingung vorkommt: die „Wehmut" in der Stimme ist ein leiser Nachklang der Unlustgefühle der Isolation; das Dämpfen der Stimme ist der Ausdruck der „Stille", welche das Aufhören des Verkehrs, besonders des sprachlichen, mit sich bringt.

27

Gegenstände, welche während der „Isolation" besonders „aufgefallen" sind, erwecken oft im „geselligen" Verkehrsleben Isolationsnachklänge.

28

Gelangt in einer Isolation am intensivsten das „Örtliche der Trennung" zur Abhebung, so entsteht die „Abgeschiedenheit".

Die Art und Lage der Stätte oder Landschaft, welche den einzelnen von seinen Verkehrsgenossen trennen, fügen der Einsamkeit noch die mit jener isolierenden Umwelt unmittelbar verknüpften Eindrücke und Stimmungen bei.

Je nach Art dieser Umgebungsgefühle, welche in die Isolation einströmen, entstehen entsprechende Arten der „Abgeschiedenheit": „Waldeinsamkeit", „Wüsteneinsamkeit", „Ruineneinsamkeit", „Meereinsamkeit" ...

29

Nicht immer ist es das Abgeschiedenste, welches Gewalt hat, die tiefsten Einsamkeiten zu wecken; oft sind es glückverheißende Farben und Düfte, Traumgesang frühlingstrunkener Vögel, Gefilde der Seligen.

Pflanzen, Tiere, Landschaften zaubern manch verlockende Bilder des Verständnisses, des Mitleids, der Liebe vor. Aber sobald die Verwand-

lung gewichen, dringen die Wogen der Vereinsamung mit verdoppelter Gewalt in die Seele. Der webende Traum hat die Hoffnung geweckt, der entschwundene das schmerzhafte Sehnen. Also nicht Menschen findest du vor, nicht Wesen, die du vermißtest: nur Trauerweiden neigen ihr Haupt, eine Amsel singt in den Zweigen, ein Wildbach eilt dir entgegen. —

Selbst die erhabensten Gestalten der Natur erzeugen nicht immer durch ihr machtvolles Sonderdasein allein Gefühle der Einsamkeit; schon durch die selbständige oder gemeinsame Arbeit ihrer geringsten Glieder können ähnliche Vorgänge wachgerufen werden.

Oft bringen die Teile vermöge ihrer eigenartigen Verbindungen und Verhältnisse ein harmonisches Mosaik von Verkehrsstimmungen hervor, das durch die Kraft des Kontrastes den wirksamsten Hintergrund für die Einsamkeitsfarben des Ganzen bildet. Erscheinen die sanften Seewellen in ihrem lieblichen Zusammenspiel, in der schäumenden Frische der Kämme und dem ruhigen Traumblick ihrer seladongrünen Augen wie ein seliger Reigen beseelter Wasserwesen, so gewährt doch der Gesamtanblick des Meeres das Bild einer einsamen Macht, die in der erhabenen Abgeschiedenheit, gleich fern von Himmel und Erde, ihresgleichen nicht findet.

So kann eine ewige Waldung als uraltes Baumvolk ragen; in düsteres Geheimnis gehüllt, reiche Vergangenheiten verschweigend, nur in stillem Gelispel der Zweige oder stummem, klagendem Rauschen mit sich selbst Zwiesprache haltend. Mögen dann verbindende Pfade und Haine bildende Gruppen Gefühle eines innigen Verkehrs, Hoffnungen auf Liebe wecken, die machtvolle Stimmung der Einsamkeit wird desto gewaltiger herrschen, wird Wald und Sehnsucht durchströmen. —

30

Ewige Gestalten der Natur und des geistigen Geschehens, deren Erscheinung fast immerdar, mit verhältnismäßig kurzen Unterbrechungen, wahrgenommen werden, Weltbestandteile wie Sonne, Mond, Sterne und Himmel sind meistens ständige Begleiter und oft die einzigen Verkehrsgenossen der „Einsamkeit"; so auch Seelenformen, die gleich dem „Ich" und dem „Gewissen" dem Innern am dauerndsten und stetigsten innewohnen.

Solche Begleiter wecken nachhaftende Stimmungen der Isolation und Erinnerungen an Zeit und Umwelt, wo sie die intensivste Erhöhung oder Linderung der Einsamkeit bewirkt haben.

31

Der Mond verdankt die Sympathie so vieler Menschen vorzüglich der anthropomorphen Einlegung der Isolationsgefühle, die er weckt — in ihn selbst. Dem anthropomorph Einlegenden erscheint er als Einsamkeitsverwandter.

32

Gefühle und Stimmungen der Einsamkeit erweckt der Mond so häufig, weil er schon infolge seiner optischen Größe leichter und öfter und namentlich „bedeutender" zur Abhebung gelangt als seine ständigen Mitbegleiter der Isolation, die andern Sterne; aber vornehmlich deshalb, weil er in voller Eigenart nur bei Nacht erscheint, an welche meistens Verkehrsstillstand, Dunkelheit und Stille geknüpft sind.

33

Die Dunkelheit scheidet den Menschen von der Farbenwelt, die Stille von der Lautwelt.

Dunkelheit und Stille vermögen also die mannigfaltigsten Isolationsgefühle der nicht-menschlichen und menschlichen Natur gegenüber zu wecken: die erstere mehr „Farbenisolation", die zweite mehr „Laut- und Sprachisolation".

34

Sie bringen auch darum so reiches Einsamkeitsweben hervor, weil sie als Nachtbestandteile ewige Isolationsbegleiter sind und zu allen Zeiten von Einsamkeitsbegehrenden als „Zuflucht" und „Erlösung" aufgesucht werden.

35

Die Bläße des Mondes gemahnt oft an das abgehärmte Antlitz eines durch Vereinsamung gequälten Wesens und ruft entsprechende Einsamkeitsstimmungen hervor. Nicht ohne Ursache senden die unglücklich Liebenden ihre „Klagen" zum Monde empor.

Er kann aber auch gemieden werden, damit er nicht die Unlustgefühle der „Abgeschiedenheit" und „Vereinsamung" steigere.

36

Wie alle anderen Gefühle können auch Einsamkeit und Vereinsamung zu Gegenständen der Wertung und Maßstäben der Entwicklung werden.

37

Der erhebendste und klassischste Fall der Wertschätzung „eigener Einsamkeit" ist der einsamer Großer, welche sich der Mehrentwicklung als Hauptursache ihrer „Isolation" bewußt werden. Sie empfinden diese als Kreuz, welches sie willig tragen, um den Menschen zu helfen, sie einer höheren Vollkommenheit zuzuführen. Ein heiliges Symbol, vergegenwärtigt sie ihnen die Vereinsamung anderer Märtyrer, rückt ihnen deren Leid und Seligkeit nahe. In der Einsamkeit der Größten finden sie nicht nur die eigene Hölle, sie finden darin auch den eigenen Himmel wieder.

38

Kunstwerke und Dichtungen, welche die Isolation idealisieren, auch die Erinnerung an fingierte oder andere Menschen, deren „Isolation" vorzüglich durch ihre Mehrentwicklung bedingt wurde, können einen Menschen veranlassen, die eigene Einsamkeit oder Vereinsamung als Zeichen und Merkmal geistiger Überlegenheit anzusehen.

39

Menschen, welche die Mehrentwicklung lieben, „verehren" die Einsamkeit oft nur darum, weil sie zuweilen durch ungewöhnliche Anlagen verursacht wird und viele schöpferische Keime zur Entfaltung bringt.

40

Sind sie sich dieser oder anderer Ursachen nicht bewußt, so verehren sie die Einsamkeit als solche, ohne deren unterschiedliche Herkunft und Wirkung zu beachten; sie kann ihnen zum Idole werden, sie suchen sie auf als etwas für sich und durch sich Schönes, Erhabenes, Heiliges.

41

Diese absolute Wertschätzung der „Isolation" bewirkt nicht selten einen seelischen Niedergang der einzelnen oder Gemeinschaften.

42

Eine Änderung der Erfahrungen und Erkenntnisse in bezug auf „Einsamkeit" und „Vereinsamung" muß früher oder später eine entsprechende Änderung der Wertschätzung dieses Zustandes mit sich bringen: so wird eine Orientierung, welche sowohl den fördernden wie den schädlichen Einfluß der „Isolation" auf Erhaltung und Entwicklung hervorhebt, die schattierungslose Absolutheit der Einsamkeitsbewertung in eine differenzierende verwandeln.

43

Die Unterschiede der Entwicklung beruhen auf Abweichungen der seelischen Dispositionen und Vorgänge in Reichtum, Vereinheitlichung und Richtung.

Wir wollen den Fall in Betracht ziehen, wo die Isolation eines Menschen durch eine über den Durchschnitt hinausreichende Vermehrung und Erhöhung seiner schöpferischen Anlagen und harmonischen Geistesschätze hervorgebracht wird.

44

Erste Phase: X lebt „gesellig" mit YY, Menschen von derselben oder ähnlichen Entwicklungsgröße. Zweite und dritte Phase: X entwickelt sich fort und namentlich mehr als YY. Die Verkehrsvorteile des „Verstandenwerdens", des „Mitverstehens", des „Mitgefühls", des „Mitkampfes" gehen um so mehr und schneller verloren, je mehr und schneller der Entwicklungsunterschied anwächst: der wichtigste Bestandteil des X, der Mehrentwicklungskomplex ist „isoliert" und kann die „Vereinsamung" anderer Bestandteile des X mit sich bringen.

45

Ist die neue Entwicklungsgröße des X für YY auf immer unerreichbar, so bleibt auch die entsprechende Einsamkeit des X ein für allemal bestehen; sie kann selbst durch das größtmögliche Entwicklungswachstum der YY nicht aufgehoben, wenn auch zuweilen gelindert werden.

46

Die Unlustgefühle der Überlegenheitsisolation können durch Verkehrsgewohnheit, durch altruistische Gefühle, vornehmlich aber durch das

„Streben der YY, die Höhe des X zu erreichen", gemildert oder aufgehoben werden; denn es enthält wenigstens minimales Verständnis und macht somit das „Bestreben des X, die YY zu seiner eigenen Höhe zu erheben", nicht vollständig fruchtlos. Überdies schließt dieses „Streben" der YY oft „Spott und Hohn" aus oder führt zu deren Widerlegung oder Hemmung.

47

Auch die Ähnlichkeit der Entwicklungsrichtung kann oft die Unlustgefühle der Überlegenheitsisolation lindern.

48

Ruft aber die Mehrentwicklung des X während der Überlegenheitsisolation eine „Auflehnung" der YY hervor oder „Bekehren-wollen", „Spott", „Haß", „Neid", „verletzte Eitelkeit", ein „Verlangen und Streben nach Rückfall des X auf das frühere Niveau", „Mißverständnisse", „Falschverstehen" oder „Nichtverstehen-wollen", dann steigert sich die Isolationsunlust, sie gewinnt immer mehr Oberhand über die Lustgefühle des Verkehrs: X wird „einsamer und einsamer", bis er endlich „isoliert" ist, „einsam" oder „vereinsamt".

49

Das Zurücksinken des X auf das Entwicklungsniveau der YY kann den Verkehr wieder herstellen.

50

Gibt es für X im Verkehre mit solchen YY Momente, welche für seine Lebenserhaltung oder Selbstentwicklung unentbehrlich sind, Momente, welche ihm das örtliche oder sogar das seelische „Sich-zurückziehen" unmöglich machen, so muß X in größter „Überlegenheitsvereinsamung" unter YY leben.

51

Der Verkehr mit YY kann dem mehrentwickelten X oft so wenig Lustgefühle bieten, dafür aber so viel der Pein und der Qualen bereiten, daß er sogar Verbannung und Gefängnis als „Erlösung" und „Befreiung" zu empfinden vermag. Der Mensch kann sich also selbst im Gefängnis manchmal nur „einsam", nicht „vereinsamt" fühlen.

52

Die höchstmögliche Entwicklung führt meistens zu reichsten und vielverzweigten Einsamkeiten. Auf diesen Höhen ist der einzelne auch ein einziger. Einzeln sind alle, einzig nur wenige. Nicht ein jeder einzelne kann sich zum einzigen entwickeln. Die Keime der Einzigkeit sind angeboren.

Außer der positiven Einzigkeit, welche durch schöpferische Entwicklung bedingt wird, kommt auch eine negative vor, erzeugt durch Rückstand und Armut der Seele.

53

Ein jeder entfernt sich irgendwie vom Typus. Ein jeder fühlt sich einem jeden gegenüber als „ein-anderer" und als „nicht-derselbe". Zu den Empfindungen des „Ein-anderer-seins" und des „Nicht-derselbe-seins" kommt nicht nur die der „Zahleinheit", sondern es kommen auch entsprechend intensive und gefärbte Isolationsgefühle hinzu: es entsteht die Kombination des „Einzelseins". Ein jeder ist ein „einzelner".

54

Steigern sich die sozialen Gefühle des „Ein-anderer-seins" und des „Nicht-derselbe-seins" zu denen des „Ausnahme-seins", geknüpft an gewußte oder ungewußte Bereicherung und Schaffenserhöhung des Seelenschatzes und begleitet von intensiveren und vielseitigeren Isolationsgefühlen, so entsteht die Kombination des positiven „Einzig-seins". Mancher einzelne ist ein einziger oder einzigster. Durch die Bezeichnung „Einzigkeit" wird hier bloß der rein objektive Tatbestand, aber nicht die Wertung davon hervorgehoben. So schildert der Physiker die Naturvorgänge meist ohne Andeutung ihrer Beziehung zum Menschen oder eines Wertes, den sie für ihn haben.

55

Steigern sich die Gefühle des „Ein-anderer-seins" und des „Nicht-derselbe-seins" zu denen des „Ausnahme-seins", geknüpft an gewußte oder nicht gewußte Verarmung und Arbeitsschwächung des Seelenschatzes und begleitet von entsprechenden Isolationsgefühlen, so entsteht die Kombination des negativen „Einzig-seins".

56

Wie ersichtlich, gebrauche ich die Bezeichnungen der „einzelne", der „einzige", der „Typus", das „Ich" nicht in dem überalt metaphysischen Sinne für sich bestehender „Substanzen", „Monaden", „Dynamen", sondern lediglich im Sinne komplizierter Hilfsabstraktionen, durch welche konkrete, sehr komplizierte Eigenschaften und Erlebnisse kurz angedeutet werden.

57

Sowohl die positive wie auch die negative Einzigkeit können den Charakter des „Genies" erhalten — wenn positive Orientierungs- und Sicherheitsgefühle des „Glaubens", „Wähnens", „Wissens" in bezug auf die eigene Mehrentwicklung oder Meistentwicklung in Form einer positiven Selbstschätzung hinzukommen und entsprechende Machtgefühle bedingen.

58

Es kann ein Mensch von seiner positiven Einzigkeit oder von seiner größtmöglichen Entwicklung „überzeugt sein" und dabei im höchsten Grade rückständig und seelisch arm sein. Er kann sich als „Genie" „fühlen", „denken", „wissen" und dabei einen sehr kleinen Grad schöpferischer Seelenbereicherung erreicht haben. Und umgekehrt kann ein Mensch einen Ausnahmegrad einer solchen Entwicklung erreicht haben, ohne sich als „Genie" zu „fühlen".

59

Es kann ein Mensch von geringem Seelenreichtum nicht nur von sich selbst, sondern auch von anderen, sogar von vielen anderen, als „Genie" wertgeschätzt und erlebt werden — und umgekehrt, ein Mensch von einem geistigen Ausnahmereichtum, der sich als „Genie" fühlt — auch ein solcher, der um seine positive Ausnahmeentwicklung nicht „weiß", an sie nicht „glaubt" —, von anderen, oft von den meisten, als „Nicht-Genie", als „eingebildeter Narr", als „Scharlatan", als „Lebensschauspieler", als „Dummkopf", „Trottel" oder aber als „guter Kerl", ein „netter Mensch" usw. wertgeschätzt, geliebt werden.

60

Daraus ergibt sich, daß aus den Geniegefühlen allein geistig schöpferischer Ausnahmsreichtum logischerweise nicht gefolgert werden kann.

61

Die Worte „genial", „Genie", „Genialität" sind Bezeichnungen von Wertungen. Sowohl die positive wie auch die negative Einzigkeit und fast eine jede Stufe der wirklichen oder vermeintlichen Vervollkommnung können in der Seele eines Menschen den Charakter des „Genies", der „Genialität" erhalten, wenn der Mensch den Stand seines schöpferischen Seelenreichtums oder andere Eigenschaften seines Geistes als Mehr- oder Meistentwicklung betrachtet und einschätzt. Wird aber seine Vervollkommnungsstufe nicht von ihm, sondern von anderen solcherweise gewertet, dann kann nur das Bild, welches sie sich von „seiner Entwicklung" gemacht haben, den Charakter des „Genies" oder der „Genialität" tragen. Dieser Charakter ist eben nichts anderes als die positive Entwicklungsbewertung selbst, in ihrer Verbindung mit Kraftsteigerungen und Machtgefühlen, die durch sie im Entwicklungsschätzenden erzeugt werden. — Sie ist eine affektvolle Einschätzung und Wertschätzung einer wirklichen oder vermeintlichen Ausnahmsentwicklung. Ihr schließen sich daher meist auch Züge des als „Ideal"-Wertens, des als „vorbildlich" Schätzens an, zur Nachahmung anspornend, die Autorität festigend.

Durch Vergleich unterschiedlicher Menschen von abweichendsten Entwicklungsstufen entstanden, weckt die Geniewertung physiognomische Nachbilder von „Minderwertigen" und Durchschnittsgruppen, die gleichsam einen dunklen Hintergrund bilden, von dem sich die eindrucksvolleren Nachbilder von allerlei wirklichen oder vermeintlichen „Ausnahmen" und die sie umschwebenden Stimmungen abheben. —

Wenn eine nichteigene Entwicklung als „genial" empfunden und gefühlt wird, so besteht dieses Schätzungsgefühl zum Teil auf einer Substitution des Schätzenden an die Stelle des „Geschätzten". Er sollte dann sagen: „Ich schätze ihn genial" oder: „er weckt in mir Gefühle der Genieschätzung", aber nicht: „er ist genial". Diese letzte Behauptung ist nur dann richtig, wenn der Geschätzte sich selbst als „genial" erlebt. Der gewöhnliche Sprachgebrauch hat diese äußerst wichtigen Unterschiede verwischt und sogar eine bloße Feststellung von Entwicklungseigenschaften mit dem Wort „Genie" bezeichnet. Ja, der Sprachgebrauch förderte sogar die Überzeugung, daß „Genialität" eine von Schätzungen und Bewertungen unabhängige Eigenschaft eines „Genies" sei.

Es ist ersichtlich, daß in den Entwicklungskomplexen, auf die sich die Geniewertung bezieht, keine verborgene, geheimnisvolle Eigenschaft oder Kraft lebt, die von einer Schätzung völlig unabhängig und ohne überhaupt eine Wertung zu sein, als „Genie" oder „Genialität" charakterisiert wäre. Trotzdem wird seit Jahrtausenden eine solche vis occulta angenommen und in die verschiedensten, widersprechendsten Arten der geistigen Anlage und Entwicklung als inhärierende Kraft hineinverlegt. Es fanden sich auch zahlreiche Schatzgräber, welche das Verborgene auszugraben und im Tageslicht zu beschauen versuchten. Nicht wenige, darunter Philosophen, Forscher und Künstler, glaubten den Schatz gehoben, seinen Ursprung, seine Eigenschaften und Wirkungsweisen entdeckt zu haben. Selbstverständlich waren die so „gefundenen Kräfte der Genialität" nichts anderes als die jeweilig subjektiv bevorzugten Anlagen, Zustände oder Entwicklungsweisen, die besonders geeignet waren, sich der individuellen Verfassung und Vorbereitung des Genieschätzenden anzuschmiegen, ihr entsprechend als Ausnahmsentwicklung betrachtet zu werden und zu unwissentlichen Extremwertungen der Bewunderung, der Verehrung, des Vorbild-erlebens anzureizen. Was einer für die verborgene Kraft der Genialität hielt, war nur irgendein seelischer Komplex, dem er infolge der eigenen angeborenen und erworbenen Anlagen besonders zuneigte und ihn darum bevorzugte, ohne zu ahnen, daß er den Wertungscharakter und Wertausdruck dieser Bevorzugung mit dem bevorzugten Geisteskomplex unbewußt identifizierte. Solchergestalt wurden je nach Zeit, Ort und Individuum entweder der „göttliche Funke", die „göttliche Offenbarung", die „Inspiration", die „Intuition", die „Hellsicht" oder die „synthetische Vernunft", der „ökonomische Verstand", die „objektive Betrachtungsweise", die „Erfindungsgabe", die „Originalität" und viele andere wirkliche, vermeintliche oder phantastisch fingierte Eigenschaften nicht nur als „genial" gewertet, sondern als von jeglicher Wertung unabhängige „Kraft der Genialität" betrachtet.

Durch diese Willkür in der Genieschätzung wurde und wird eine objektive Beurteilung und Berücksichtigung der Entwicklungsunterschiede, insbesondere die der Ausnahmsentwicklung und der schöpferischen Gabe überaus erschwert und muß meistens einer verworrenen Beurteilung der Seelenkräfte und einer diesem psychologischen Tiefstand entsprechenden Bevorzugung irgendwelcher mittelmäßiger oder minderentwickelter Zu-

stände, Arbeitsweisen und Individuen weichen. Aber nicht nur das praktische Leben und das Gewissen wurden dadurch betroffen, welche veranlassen, daß in Amt und Macht, in Heim und Schule, in Liebe und Ehe, in Ruhm und Ansehen gewöhnlich den Seelenarmen und geistig Sterilen der Vorrang gegeben wird. Auch in der Wissenschaft und Kunst hat man sich mit Erforschung bzw. Gestaltung der wesentlichsten Züge schöpferischer Vorgänge und Menschen nur äußerst wenig befaßt. —

Wird das Geniegefühl zu einer gewohnten Anlage — dann erlangt es eine so wesentliche, einschneidende Bedeutung für das Leben und den Charakter eines Menschen, verleiht ihm eine solche Steigerung und Stabilisierung des „Selbstvertrauens", der „Sicherheit", der Kraft- und Machtgefühle der „Zuversicht" und der „Lebensfreude", daß wenigstens in dieser Hinsicht zwischen den Schöpferischen und den Unproduktiven, die sich als „genial" erleben, manche Berührungspunkte und Analogien bestehen.

Jedenfalls unterscheiden sich Genie-empfindende, mögen sie einzig oder mittelmäßig sein, solchermaßen von Menschen, die sich nicht als „genial" fühlen — daß sie als eine besondere Kategorie von Menschen auch eine eigene Bezeichnung, etwa die der Selbstschätzungsgenies, erhalten sollten.

Obwohl sich die Lebens- und Kraftgefühle der wirklich schöpferischen Selbstschätzungsgenies von denen der unproduktiven aufs wesentlichste unterscheiden, hat man trotzdem beide Empfindungsweisen häufig verwechselt und oft die trügerische höher gestellt.

Es wurde sogar wenig berücksichtigt, daß Zuversicht und Kraftgefühl, die einer berechtigten, auf wirklich objektive Schöpferkraft gerichteten Genieschätzung entspringen, keiner Trübung der Selbsterkenntnis und des objektiven Einschätzens eigener Gaben und Grenzen bedürfen — während bei wenig oder fast gar nicht Produktiven die analogen Gefühle niemals ohne die Krücke der Selbsttäuschung und Eitelkeit zustande kommen.

Die Unkenntnis der wichtigsten Seelenvorgänge und Schaffensprozesse und der Bedingungen ihrer Entwicklung hat der Ausbreitung primitivster Vorstellungen von „Genialität", „Größe" und „Heiligkeit" freien Lauf gelassen und das Vertrauen in die Zuverlässigkeit der Quellen solcher Verwirrung gewaltig befestigt. Die Quellen vulgärer Psychologien der menschlichen und übermenschlichen Vollkommenheit waren stets jedermann zugänglich: er brauchte nur Tempel oder Kirche, Marktplatz oder Ver-

sammlungsort, Kloster oder Drakelstätte, Mysterienspiel oder Theater aufzusuchen, um ein gut Bündel von Eindrucksbildern einer kothurnenhaften, rohen oder spukhaften, magischen Scheingröße einzuheimsen.

Niemand konnte und kann bei derartiger Anarchie aller Größenmaßstäbe besser gedeihen als unproduktive und zugleich ehrgeizige Menschen, die von sich selbst wie von aller Welt für „groß", „genial" oder „heilig" gehalten werden.

Selbst ihre eigene Verblendung, ihr Geniegefühl und ihre eitle Sicherheit helfen ihnen, die Ankerlosen und Desorientierten zu suggerieren. Wie leicht wird da die Kraft der Beschränktheit und Leere mit der Macht einer schöpferischen Anlage verwechselt.

Aber die Hauptursache der Irreführung beruht darauf, daß ein solches selbstgetäuschtes Genie über keine neue, originelle Schaffensanlage und Gefühlsweise verfügt, mithin weder neue Gedanken noch neue künstlerische oder religiöse Eindrücke zu bieten vermag. Höchstens ermöglicht es nur den Besitz von erwünschten Werten und Idealen, die ohne nennenswerte Konzentration und Mühe verständlich und ausführbar sind, wenigstens ohne die große Geistesarbeit, ohne das große innere Ringen, die eine unumgängliche Voraussetzung für die Aneignung bahnbrechender Ideen bilden.

62

Unser Zeitalter ist von einer Art der „Genialität" überflutet, deren Träger mit Fug als „Degenereszenzgenies" bezeichnet werden dürften. Eine intensive und dauernde Überschätzung des eigenen Könnens und Schaffens ist die Quelle dieser Geniewertung, die vielfach nicht nur eigene, sondern auch mitmenschliche, manchmal sogar menschheitliche Kräfte hemmt und untergräbt. Je länger die Verblendung des „Degenereszenzgenies" dauert, je vielseitiger sie ist und auf geistig wichtigere Gebiete gerichtet, desto gewaltiger können die seelischen Schäden sein, die ihm selber und den Nebenmenschen durch seinen Einfluß zugefügt werden.

Nicht immer sind es völlig unproduktive oder ungeistige, unreligiöse Menschen, die vom Fluche einer so sehr an Größenwahn gemahnenden, aber meist durchaus unkrankhaften Selbstüberschätzung betroffen sind. Sehr häufig vermag eine Erfindung, eine Entdeckung, eine technische Leichtigkeit innerlich wenig hervorragende, in Charakter und religiösem Empfinden wenig gereifte Geister in der Selbsteinschätzung zu abenteuer-

lichen Urteilen hinzureißen. Daß das unproduktive oder innerlich wenig entwicklungsfähige Degenereszenzgenie in Zeitaltern des Niederganges, wie im Rom der späteren Cäsaren, in der Ära des Neuplatonismus oder in unserer Zeit sich breitmacht, ist nicht zu verwundern. So sind Gestalten wie Domitius Nero, Apollonius von Tyana oder Prokles charakteristische Typen von Degenereszenzgenies, und in unserer Zeit könnte man Analogien nach Hunderten dazu finden. Muß doch in solchen Epochen der Zerfall der eingewurzelten Religionen einerseits eine völlige Anarchie der geistigsten Maßstäbe, anderseits eine große Verbreitung der Sehnsucht nach neuer Seelenführung ins Leben rufen. —

Da das Degenereszenzgenie als solches ein „Genie" ist, so wird es oft von anderen als Genie nur in positivem Sinne betrachtet und geschätzt, gewinnt so Macht, Vertrauen und Einfluß. Selbst wahrhaft fruchtbare und innerliche Menschen können sich dann nur selten solcher Beeinflussung entziehen. Die Suggestivkraft des Degenereszenzgenies ist nicht immer, wenn auch meistens schädlich. Das Degenereszenzgenie verspürt ja meistens nur dann Kraft im Leibe, wenn es fremde Geistesschöpfungen passiv nacherlebt und sich durch Autosuggestion wenigstens während des Aneignens als Schöpfer dieser Erzeugnisse empfindet. Der Rausch des Genusses wird durch die Schöpfergefühle bedeutend gesteigert. Die Möglichkeit künftigen Schaffens wird antizipiert. Die Kraft wächst. Sie wird gewöhnlich nicht nur durch eigene, sondern auch durch Vorstellung fremder Genieschätzung und lustvoller sozialer Begleiterscheinungen der letzteren gesteigert. Ewigkeitsgefühle kommen hinzu. Der Krüppel fühlt sich als Held. Inwiefern er die fremden Gedanken nicht karikiert, kann er auf solche Weise unwillkürlich zum Pioniere derselben werden.

Es gibt Degenereszenzgenies, welche eine solche Meisterschaft in dem „sich als der geniale Andere Fühlen" durch eindrucksvolle Übung erreichen, daß sie sich gleichzeitig und schnell nacheinander in der Vorstellung verschiedener fremder, meistens falsch verstandener Individualitäten verlieren und die fremden Kraftgrößen als die eigene Entwicklungsgröße und Kraft empfinden. Der Buchdruck hat diese Fähigkeit in hohem Maße gefördert. —

Aber auch die eigenen mehr oder minder nichtigen Produkte kann das Degenereszenzgenie je nach seiner Vorbereitung mehr oder weniger positiv wertschätzen und aus dieser Wertschätzung seine Kraft- und Geniegefühle

schöpfen. Allen Degenereszenzgenies ist eine große Selbsttäuschung und Autosuggestibilität gemein. —

In dem Augenblick, wo sich ein Mensch für eine Ausnahme hält, ist er schon durch diese Selbstschätzung eine Ausnahme. Viel mehr, wenn Geniegefühle hinzukommen. Die meisten Menschen halten sich nicht für Ausnahmen oder Genies und haben durchaus kein Bedürfnis, es zu sein, wenn auch öfters für solche zu gelten. Nur in den seltensten Fällen ist eine solche Selbstbeurteilung objektiv begründet. Dies beruht nicht nur auf den fundamentalsten Tatsachen der menschlichen Erkenntnis, sondern auch speziell auf der großen Kompliziertheit, Mannigfaltigkeit und Flüchtigkeit der Entwicklungsänderungen und vorzüglich auf der sozialen Parteilichkeit, wo es sich um Feststellung und Hervorhebung der eigenen und fremden Bedeutung in der Menschengesellschaft handelt.

Unkenntnis der geistigen Entwicklungsvorgänge und des Neuschaffens, geringe Beobachtungsgabe und geringe Erfahrung, schlechtes Gedächtnis und unlogisches Schließen, aber vorzüglich Eitelkeit, Ehrgeiz, Neid und Machtbedürfnis sind die häufigsten Mitbedingungen der Illusionsfähigkeit hinsichtlich der Selbstschätzung und Selbstbeurteilung. —

Viele sekundäre Begleiterscheinungen geistiger Ausnahmsentwicklung sind leicht reproduzierbar und selbst den mittelmäßigsten Geistern zugänglich. Die Darstellung solcher Erscheinungen wird von „idealisierenden Künstlern", Predigern und Oratoren als Mittel der Seelendekoration gebraucht und mit größter Leichtigkeit angewandt.

So entstehen entweder leere Schemata, Stimmungskomplexe mit Wortsubstraten oder eine Verquickung der sekundären Entwicklungserscheinungen mit Inhalten einer niederen Entwicklungsstufe: es entstehen unwillkürlich konstruierte Degenereszenzgenies. Solche Konstruktionen erleichtern lebendigen Degenereszenzgenies, immer mehr karikierende, bizarrere und von der Wirklichkeit entfernte Entwicklungsschilderungen zu bilden, als Vorbild für sich und andere zu erleben.

So werden Karikaturen entwicklungsgenialen Verhaltens als deskriptive Orientierung und Nachahmungsbeispiel allgemein verbreitet und durch jahrhundertelange Überlieferung befestigt. Während wahre Ausnahmsentwicklung fast nirgends zu sehen ist, so findet man Degenereszenzgenies in jedem Winkel, in Leben und Kunst, in Wirklichkeit und auf

der Bühne. Ja, die Bühne ist vielleicht die einzige Stätte, von der aus den meisten Menschen die „größte Ausnahme" und das „höchste Genie" sichtbar werden. Die unwahren, schauspielerischen, fratzenhaften Äußerungen des heroischen Bühnenhelden üben eine Suggestion aus, deren verheerender Einfluß selbst in die besten Menschenseelen und Menschenwerke gedrungen ist.

Die gewaltigste und älteste Mitbedingung der Verbreitung des falschen Genieverhaltens bilden die historischen Religionen mit ihren Götter- und Heroenmythen. Alle Gottheitsbilder sind ja unwillkürlich mit rohen, falschen, unpsychologischen Orientierungen über menschliche Geistesvervollkommnung und Vollkommenheit, über das Panideal und das Genieverhalten gemodelt. Es sind meist gefälschte Schemata sekundärer Begleiterscheinungen entwicklungsgenialen Verhaltens, verquickt mit Inhalten niederer Entwicklungsordnung. Dasselbe betrifft die Heroen und Heiligengestalten der Mythen und zum größten Teil auch die der geschichtlichen Tradition. Die deskriptive Psychologie des entwicklungsgenialen Schaffens, der Vervollkommnung und des Idealverhaltens ist berufen, diese Finsternisse allmählich zu lichten und den Übeln der negativen Genialität abzuhelfen, sofern es der theoretischen Orientierung nur möglich ist. —

63

Unter „Isolationsgefühle sich selbst gegenüber" ist folgendes zu verstehen: Wie mit anderen, verkehrt der Mensch auch mit sich selbst: er „hält Zwiesprache" mit sich, „kritisiert", „lobt", „tadelt" sich . . . Der eine seelische Bestandteil des Menschen kann sich seinen anderen gegenüber „verstoßen", „verlassen", „unverstanden", kann sich „einsam" oder „vereinsamt" fühlen.

64

Isolationsgefühle sich selbst gegenüber: In einem jeden Menschen muß sich fast immer in irgendeinem Grade, der Größe intraindividueller[1] Unterschiede gemäß, der Einzelne dem Typus, der Typus dem Einzelnen, beide dem Nicht-ich gegenüber „isoliert" fühlen. In Ausnahmemenschen tritt noch die Isolation der Einzigkeit dem Einzelnen gegenüber hinzu.

[1] Seelische Unterschiede innerhalb eines und desselben Menschen im Gegensatz zu interindividuellen Unterschieden, die zwischen verschiedenen Individuen bestehen.

Die Einzelheit, manche Unterscheidungsmerkmale, durch welche jedermann von anderen individuell abweicht, werden in bezug auf die gemeinsamen Typuseigenschaften aller als einsam oder vereinsamt empfunden.

So kann durch ein großes Verlangen nach ungleich minutiöserer Naturbeobachtung, als sie die allen gemeinsame Organisation des Auges ermöglicht, eine wissenschaftliche, künstlerische oder religiöse Sehnsucht erzeugt werden und, mit einer Ichphysiognomie versehen, nicht nur dem Typus der Augen, sondern dem ganzen Körpertypus gegenüber als einem andern, fremden, gleichgültigen oder beschränkten Ich als isoliert entgegentreten.

Die ungewöhnlicheren, vollkommeneren Eigenschaften, welche die Einzigkeit bilden, können sogar den gewöhnlichen gegenüber wie ein überlegenes Ich einem mittelmäßigen gegenüber Isolationsgefühle empfinden.

Wird z. B. ein Künstler oder Kulturpionier durch kleinliche und unmoralische Rücksichten auf philiströse, vorurteilsvolle Wünsche seiner Freunde und Verwandten von edler, schöpferischer Arbeit zeitweilig oder für immer abgebracht, dann fühlt sich gewöhnlich „sein besseres Ich" von dem schwachen oder charakterlosen Ich seines Inneren nicht nur bedrückt und vergewaltigt, sondern unverstanden und geistig getrennt. —

Bei den Kindern ist das Verhalten dem eigenen Typus gegenüber viel weniger abgehoben und intensiv, als bei dem reiferen Menschen, weil beim Kind die Ichgefühle ebenfalls weniger zur Abhebung gelangen.

Wo das Ichgefühl intensiv und kompliziert geworden ist, da beginnen die individuellen Vorgänge eines Menschen, die ihn von anderen unterscheiden, ein Dasein zu führen, als ob sie ein Wesen für sich wären, mehr oder weniger unabhängig von den gemeinsamen Zügen (vom Typus), mehr oder weniger selbständig. Diese Selbständigkeitserlebnisse haben, je nach der Anlage, der Erziehung und Entwicklung, der herrschenden Kultur, verschiedene Züge, Inhalte, Tendenzen. So erlebt ein aszetischer Christ oder ein aszetischer Buddhist, welcher alle individuellen Regungen und Wollungen in sich nach Kräften zu unterdrücken sucht, das „Ich", somit die unterscheidenden Momente, welche ihn zum bestimmten Individuum machen, als etwas Böses, Illusorisches, welches er manchen Gemeinsamkeiten der Seele, somit einem Teil des Seelentypus als dem einzig Guten bezw. Göttlichen gegenüberstellt. Aber andererseits wird hier nicht der ganze Typus gepriesen, sondern ein geringer Teil. So

wird der ganze Körpertypus des Menschen beim Christen und Gnostiker als sündhafte Materie, beim Buddhisten als illusorische Erscheinung, die zur Sünde führt, als vernichtungswürdig betrachtet. Selbstverständlich ist auch dieses, während Jahrtausenden entwickelte Verhältnis zwischen dem Einzelnen und seinem menschlichen Typus den verschiedenartigsten Variationsprozessen unterworfen, und die Disharmonie und Konfusion der Orientierung führte meistens zu inkonsequentesten und irrationalsten Kombinationen dieser Gefühle.

Die christlichen Heiligen, welche den Körpertypus meistens so verachten und hassen, daß sie ihren eigenen Körper häufig, nicht wegen seiner individuellen Eigenschaften, sondern weil er „ein menschlicher Körper" ist und schon darum sündhaft, noch den grausamsten Martern und Ertötungen unterzogen haben, verherrlichen den menschlichen Körper Christi in ihren Visionen und Ekstasen. Sie wünschen ihren sündhaften Menschenleib zu verlassen und stellen sich den Körper der Engel, somit ihren eigenen Körper im Himmel, nach Analogie des menschlichen Körpers vor. Die Auferstehung während des Jüngsten Gerichtes gilt nicht nur der Seele, sondern auch dem sündhaften Körper. — Dieses Fluktuieren in der Bewertung des eigenen Körpertypus findet ein Analogon in dem noch beweglicheren und verwickelteren Fluktuieren der Bewertungsgefühle in bezug auf die eigenen seelischen Erscheinungen, bei denen man viel schwieriger zwischen dem typischen Vorgang und seinem individuellen Inhalt unterscheidet (z. B. Unterschiede zwischen einem Gewissen und einem Gewissenstypus). Es ist viel leichter zwischen dem körperlichen Typus und seinen individuellen Eigenschaften zu unterscheiden, als zwischen dem seelischen und seinen individuellen Zügen. Es ist einem jeden normalen Menschen leicht, zwischen den typischen Funktionen der gesunden Lunge, des gesunden Auges und den anormalen einer tuberkulösen Lunge oder eines kurzsichtigen bzw. weitsichtigen Auges zu unterscheiden. Aber den Unterschied zwischen den allgemein menschlichen typischen Funktionen des Gewissens, der Hoffnung, der Religion und ihrer rein individuellen, durch abweichende Anlagen und Kulturbewegungen erzeugten Inhalten zu finden, ist so schwer, daß ihn kaum eine streng wissenschaftliche Analyse feststellen kann.

Das hat zur Folge gehabt, daß sich das Verhältnis zwischen seinen individuellen Eigenschaften und dem psychischen Typus des Menschen

viel weniger plastisch und klar entwickelt hat als das Verhältnis zwischen den einen individuellen Eigenschaften und den anderen; besonders zwischen den kritisierenden und den kritisierten Eigenschaften. Aber auch dieses letztere Verhältnis hat nicht die Plastik des Verhältnisses zwischen Körper und Geist erreicht. So haben zwar die Christen bzw. die Heiligen den Typus der menschlichen Seele als sündhaft, als mit der Erbsünde belastet empfunden, doch hat sich ihre Polemik nicht gegen den Seelentypus, sondern vielmehr gegen manche, teils individuelle, teils typische Eigenschaften der Seele gewendet, die sie für die Beschmutzungsquellen ihrer Göttlichkeit angesehen haben. Am meisten wurden von ihnen die mehr vegetativen Empfindungen angefeindet, sowohl deren Typus, wie deren rein individuelle Erscheinungen. Aber der Typus des Verstandes, der Liebe, des Gewissens, der Hoffnung, des Willens und viele andere wurden als göttliche Schöpfung verehrt, und nur manche individuelle Entwicklungen derselben, die dem Ideal ihrer Dogmen widersprachen, wurden als menschlichen bzw. teuflischen Ursprungs verdammt.

Hier hat sich also das Verhältnis zwischen Typus und Individuum gewöhnlich umgekehrt gestaltet, als das zwischen dem Individuum und seinem Körpertypus. Hier tritt der Seelentypus meist als selbständige Persönlichkeit substantialisiert den seelischen Individualzügen gegenüber kritisierend auf, der Kritiker als göttlichen Ursprungs, die kritisierten „bösen" Eigenschaften als die zu bezähmenden Auflehnungsprodukte des Menschen und der Dämonen.

Trotzdem erzeugen zuweilen diese Züge seiner Seele, die den Christen oder Buddhisten vom körperfreundlichen Heiden unterscheiden, so z. B. seine aszetischen Doktrinen und Glaubensdogmen und die mit ihnen verbundenen Gefühle und Wollungen — somit gerade alles das, was seine Einzelheit ausmacht, eine negative Kritik des gesamten Seelentypus. Die unterscheidende Einzelheit oder der gemeinsame Typus werden nicht selten substantialisiert und treten dann mit Charakteren einer selbständigen Persönlichkeit auf, welche die eigenen Züge des kritisierenden Menschen oder die eines Heiligen, eines religiösen Lehrers, eines Geistes oder Gottes erhält.

Am plastischsten hat sich das Verhältnis des Seelentypus teils zu einzelnen Bestandteilen desselben, teils zu bloß individuellen Eigenschaften

der Seele im Buddhismus entwickelt. So das Verhältnis der „Seele" zum Typus des menschlichen Wollens. Das menschliche Wollen als solches, unabhängig von seinen individuellen Inhalten, wird verworfen. Aber auch diese individuellen Inhalte selbst werden, sofern und wann sie zu „Ichgefühlen" führen, die dem Menschen sein separates Dasein, seine selbständige Bedeutung anderen Individuen gegenüber zu Bewußtsein führen, als „illusorische", „böse", „Blendwerkerscheinung" schlechtweg verdammt. Diese fast spekulativ abstrakte Gestaltung des Verhältnisses zwischen dem Einzelsein und dem Typus innerhalb der buddhistischen Kultur wurde durch die Jahrhunderte alte Entwicklung der brahmanischen Psychologie und ihre verdeutlichenden Analysen der seelisch-typischen Hauptfunktionen ermöglicht. Die Psychologie der Brahmanen, die größtenteils von Buddha aufgenommen wurde, analysiert bereits das Ichgefühl in sehr ähnlicher Weise wie manche moderne Phänomenalisten.

65

Der Einzelne, als ein stets sich ändernder Zusammenhang geistiger Vorgänge, fühlt sich seinen vergangenen und künftigen Entwicklungsformen gegenüber fast immer „isoliert": also im ersten Falle in bezug auf Gestalten des Gedächtnisses und der Erinnerung, im zweiten in bezug auf mutmaßliche oder überzeugende Zukunftsbilder.

66

Die „Trennung" von vergangenen und künftigen Entwicklungsformen empfindet der Mensch als „unvermeidlich" und „notwendig". Die Empfindung der Unvermeidlichkeit und Notwendigkeit, sowie die der Isolation können bei der „Trennung von der Vergangenheit" durch das Gefühl der „Ewigkeit" erhöht, bei der „Trennung von der Zukunft" durch das der „Vergänglichkeit" gemildert werden. Illusorischer „Glaube" an die Vergänglichkeit ewiger Trennung kann die der Vergangenheit und Zukunft gegenüber empfundene Vereinsamung wesentlich lindern.

67

Die Einsamkeit sich selbst gegenüber kann gleichzeitige oder nacheinanderfolgende Entwicklungskomplexe betreffen.

68

Ebenso wie bezüglich der eigenen Vergangenheit und Zukunft vermag der Einzelne in bezug auf vergangene oder künftige Zeitalter, Kämpfe und Strömungen „Einsamkeit" und „Vereinsamung" zu empfinden.

69

Die gewaltigen Vorgänge der Kulturisolation erreichen die intensivste Tragik, wenn sich ihren Gefühlen der Ewigkeit die der „Unwiederkehrbarkeit" oder „Unrealisierbarkeit" anschließen.

70

Wie in bezug auf wahrgenommene Verkehrsobjekte, so kann sich der Mensch vorgestellten, fingierten oder anthropomorphen Wesen gegenüber isoliert fühlen, sobald er sich durch seine typische oder individuelle Organisation, seinen „materiellen", „sündigen" Körper, seine „Schuld" oder „Erbsünde" von ihnen geistig getrennt und abgesondert vorkommt.

71

Ändern künstlerische, philosophische, religiöse Schöpfungen die geistige Verfassung und Entwicklung der Einzelnen oder Gruppen in so tiefgreifender Weise, daß das vorher im Verkehr mit Natur und Menschen Bevorzugte nicht mehr begehrenswert, ja „überflüssig" oder „unerwünscht" erscheint, so gesellen sich der inneren Wandlung weitverzweigte Gefühle der „Einsamkeit" hinzu.

72

Oft bringt der Mensch Anthropomorphismen und Fiktionen hervor, um durch Verkehr mit denselben der Vereinsamung zu entgehen, die von der Wahrnehmungswelt wachgerufen wird.

73

Hat sich die Einbildungskraft des Künstlers erschöpft und sagen ihm die bisherigen Schöpfungsgestalten infolge des allzu häufigen Verkehrs mit ihnen weniger zu, so fühlt er sich seiner vergangenen Entwicklung, Phantasie und Traumwelt gegenüber „isoliert".

74

Ebenſo fühlt ſich der religiöſe Menſch der ganzen Natur und ſich ſelbſt gegenüber „vereinſamt", hat er ſeinen Glauben an Gott, Geiſt, Götter verloren.

Er ſelbſt und das All ſind ihm „entvölkert", „leer", „öde", „geiſtlos" geworden.

75

Erlebt der Menſch ſeine Beziehungen zu Gegenſtänden und Vorgängen der Natur, zu Weltall und Ewigkeit als „Verkehr", ſo verſieht er unwillkürlich ſeine typiſchen und individuellen Abweichungen von einzelnen Dingen und deren unabſehbarer Geſamtheit mit Merkmalen der „Einſamkeit" und „Vereinſamung". Die Bedrohungen, die in anſchaulicher Weiſe vor Augen führen, wie wenig die Natur mit dem Leben des Einzelnen identiſch iſt, wie wenig ſie mit ſeinen Beſtrebungen in bewußtem Einklang ſteht, erhöhen weſentlich die kosmiſche Abgeſchiedenheit und das zuweilen beängſtigende Alleinſein in der endloſen Weite.

76

Seit alters wurde die Vereinſamung der Natur gegenüber durch ſpitzfindig irreleitende Gedankengänge unheilvoll erweitert, durch eine primitive und illuſoriſche Metaphyſik, die alle wirklichen Vorgänge und Ereigniſſe des Weltalls als Schein und Täuſchung erklärte. Dergeſtalt wurde die Unzugänglichkeit unerkennbarer oder in unerreichter Ferne waltender Kräfte und Elemente auch auf die wahrgenommenen und der Erforſchung zugänglichen bezogen. Infolgedeſſen erhielten alle Beziehungen zur Natur und Ewigkeit, mithin auch die Gefühle des Verkehrs für zahlloſe Menſchen das Antlitz des Irrtums und Truges.

Wir ſehen ganze Zeitalter und Kulturgruppen von Einſamkeiten beherrſcht, die aus ſolchen Zerrbildern der lebendigen, heiligen Wirklichkeit hervorgehen.

Mit derartigen Spielarten der metaphyſiſchen Vereinſamung ſollten nicht Gefühle verwechſelt werden, die dem religiöſen Glauben an ein „Leben im Himmel", an „Gärten des Paradieſes", an „Gefilde der Seligen" ihre Entſtehung zu verdanken haben.

Diese Vorstellungen von unzugänglichen Räumen und Harmonien der Ewigkeit atmen Liebe zum unabsehbaren Bilderreichtum der Natur und zum poetisch traumhaften Gestalten kindlicher Seelen. Wecken sie auch zuweilen Stimmungen der Vereinsamung, so verheißen sie zugleich beseligende Erfüllung und verleihen dem Leben einen Abglanz und Widerschein ihres Himmels. —

77

Spekulative Geister empfinden oft die menschliche Organisation als „Schranke", die ihnen nicht erlaubt, sämtliche Elemente der Welt vorzufinden und zu erkennen. Bis zu einem gewissen Grade werden alle von diesem Gefühl mehr oder minder bewußt erfaßt, woran sich Empfindungen einer Welteinsamkeit schließen, verbunden mit Stimmungen allumfassenden Geheimnisses. Der Verborgenheit unzugänglicher Welten entströmen ewige „Einsamkeiten" und „Geheimnisse", die unserem Leben seine höchste Anziehung und seine künstlerische Gewalt verleihen. —

78

Kein anderer Mensch kennt so umfassende, so unergründliche Einsamkeiten, wie sie ein großer Religionsstifter erlebt.

Wurden ihm die alten Götter entfremdet, erblichen sie in seinem Innern, und vernimmt er kaum das Flüstern ihrer Gebote und Verheißungen, da wird um ihn eine Abgeschiedenheit, in der zunächst Zweifel und herbe Pein Einkehr halten: „Ist nicht das ganze Weltall ohne Geist und Leben? . . . Werde ich, werden die Menschen jemals Höheres finden, als die alten Propheten und Heiligen? . . ." Wie sind ihm auch diese so fern, ihre Worte so fremd geworden! Kaum versteht er noch die Trunkenheit ihrer Verzückung, selbst die Frömmigkeit und Andacht gewöhnlicher Menschen sind ihm ein Widerhall aus unabsehbarer Ferne.

Denn er sieht nicht mehr den Gott in ihrer Seele, nicht dessen Weben und Wirken in allen Dingen und Ereignissen ihres Lebens.

Nicht nur der Himmel über ihm droht zu erlöschen und zu stürzen, auch die Festen der Erde schwanken unter seinen Füßen, und fast jeglicher Boden wird ihm entzogen: er ist allein in der weiten Ewigkeit und noch einsamer im engen Gewinkel der Menschen.

In so grenzenloser Verlassenheit, von lauter Finsternissen umgeben und gleichsam auf einer Leere schreitend, sucht er nach neuen Sternen,

nach neuen Wegen des Lebens, nach einer neuen Vollkommenheit. Kein anderer Dichter oder Künstler, kein anderer Forscher oder Kulturgestalter muß in einer solchen, allumfassenden Vereinsamung bauen, um neue, lichtere Tempel errichten zu können. Sofern sie auf religiösem Gebiete nicht so bahnbrechend veranlagt sind wie auf den anderen, wirkt der völlige Verlust ihres alten Glaubens geradezu verhängnisvoll, wenn nicht vernichtend auf Kraft und Entwicklungsfähigkeit ihres Schaffens. Bringt ihnen nicht ein wahrer Heiland Hilfe und Erlösung, so können sie sich nur mit künstlichen Surrogaten behelfen und erzeugen ebenso brestbafte Werke, wie sie selbst in ihrer Seele ohnmächtig sind.

An wesentlichen Überlieferungen des Glaubens festhaltend, können bahnbrechende Schöpfer ihren teilumwälzenden Zielen mit der ganzen, ungebrochenen Energie zustreben, die eine religiöse Kraftquelle gewährt. Von deren verjüngenden Wassern trinkend, können sie leichter der Vereinsamung die Stirne bieten, die sich mit dem Fremdwerden alter Arbeitsweisen und Schaffensgestalten einstellt. Eilt ihre Einbildungskraft neuen und kaum geahnten Bildern und Gedanken entgegen, die zuerst, Keimlingen gleich, kaum durch winzige, wenige Blättchen die künftige Krone verraten, so sind sie unterdessen mit der Gottheit verbunden, im Himmel der Kindheit geborgen.

79

Von dem Mann und Weib gemeinsamen Menschentypus weichen beide Geschlechter ab, zwei Menschheitsgruppen mit ihren spezifischen Merkmalen bildend. An diese organische Verschiedenheit zwischen Mann und Weib knüpft sich nicht eine unbedingte Verschiedenheit im Seelenleben: Mann und Weib nehmen wahr und stellen vor: Farben-, Ton-, Tast-, Geruchs-, Geschmacks- und Gefühlskomplexe menschlich kompliziert und kombiniert. Somit sind an die Verschiedenheit männlicher und weiblicher Geschlechtsorgane bzw. ihrer physischen Funktionen keine so kluftbildenden Unterschiede im geistigen Kombinieren und Schaffen gebunden, wie sie etwa zwischen unterschiedlichen Arten und Gattungen der Lebewesen vorkommen.

80

Sind auch die Unterschiede im Empfinden und Schaffen der beiden Geschlechter nicht absolut, sondern gewissermaßen tiefgreifenden indivi-

duellen Abweichungen analog, die auch unter Individuen desselben Geschlechts bestehen, so erhalten sie gleichwohl eine psychische und soziale Bedeutung, die nur ihnen eigen ist:

I. Sie beziehen sich nicht auf vereinzelte Individuen, sondern auf Menschheitshälften.

II. Sie beziehen sich nicht auf manche Zeitalter und Epochen, sondern auf das ganze (vergangene, gegenwärtige und zukünftige) Menschheitsleben.

III. Sie geben allen individuellen Eigenschaften und Eigenarten eines Individuums ihre spezifische Farbe, Stimmung und Kraft.

81

Gelangt eine sexuell mitbedingte Eigenschaft, Regung oder Wollung als individueller Fall des Unterschiedes zwischen beiden Geschlechtern zu Bewußtsein, dann schließen sich diesem Seelenvorgang flüchtige Nachbilder sexueller Trennung der Menschheitshälften an. Dann wird die eigene Isolation in bezug auf einen Menschen anderen Geschlechtes zur Isolation dem ganzen Fremdgeschlecht gegenüber erweitert. Hierdurch können sowohl Liebe als Haß, Freundschaft oder Feindschaft, Gefallen und Mißfallen, die auf einen Menschen anderen Geschlechtes gerichtet sind, häufig zu Leidenschaften erweitert werden, die dem gesamten Geschlechte gelten. Eine solche Erweiterung der eigenen Leidenschaft kann durch ihre gewaltige Eindringlichkeit den nachfolgenden, erweiterten Geschlechtsisolationen einen ähnlichen Charakter aufzwingen. Sie kann also bewirken, daß einer eingewurzelten Isolationsweise, die sich auf das gesamte Frauengeschlecht bezieht, stets eine subjektive Färbung von Neigung oder Abneigung, Liebe oder Haß, Freundschaft oder Feindseligkeit, teilweise oder durchgängig anhaftet. Diese einseitige Färbung entspringt oft schon einem einmaligen Eindruck, der durch die Erweiterung von Isolation und Leidenschaft unmäßig gesteigert wurde.

Hat z. B. eine gemütsreiche Frau durch eine barmherzige Handlung in einem Manne religiöse Stimmungen und den Eindruck einer Ähnlichkeit mit der Mutter Gottes mächtig geweckt, während er ihr gegenüber zugleich eine auch dem ganzen Frauengeschlecht geltende Vereinsamung empfand — so kann in ihm das Gefühl einer gewissen religiösen Verehrung in bezug auf das spezifisch Weibliche sofort Wurzel fassen.

Wurde er aber während einer erweiterten Geschlechtsisolation durch eine schlechte Erfahrung, etwa durch eine Bosheit oder Niedrigkeit einer Frau, stark beeindruckt, so kann er sofort seine Abneigung, eventuell seinen Haß auf das ganze Frauengeschlecht ausdehnen. Die Festigkeit und Dauer der Einwurzelung einer derartig subjektiven und einseitigen Leidenschaftsfärbung der erweiterten Geschlechtsisolation erzeugt wiederum häufig die Überzeugung, daß alle Mitglieder des eigenen Geschlechtstypus ihre sexuelle Isolation gleich erleben müssen. Dann wird oft die Generalisierung einer subjektiven Färbung der erweiterten Isolation manchmal ganz bewußt zu einem unabänderlichen Naturgesetz oder zu einem Dogma erhoben. So sprechen Philosophen und Dichter nicht selten von einem unvermeidlichen, ewigen „Kampf der Geschlechter", von einer „Bosheit und Schlechtigkeit" oder vom „Schwachsinn" der Frau. — In mythenbildenden Zeiten wirkt die Generalisierung der subjektiven Färbung sexueller Isolation an der Gestaltung derjenigen Mythen wesentlich mit, in denen vorzüglich die zwischen männlichen und weiblichen Gottheiten und Prinzipien waltenden Gefühle feindseliger oder liebevoller Isolation zum Ausdruck gelangen. Selbst in uralten Schöpfungsmythen, wie z. B. in der babylonischen Dichtung vom Kampfe des Marduk mit der götterbedrohenden Thiamat, oder in der japanischen Legende vom Anschlag des Susa-no-o auf die eigene Schwester, die Sonne Ama-terasu, kann man den Hauch geschlechtlicher Vereinsamung und Parteilichkeit fühlen. —

Zur Biokritik der Einsamkeitsbegriffe

82

Betr. Abschn. 8

Sind die unlustbringenden Momente des Verkehrs eines Menschen von großer Bedeutung für seine Erhaltung oder Entwicklung, so wird er sich im Falle solcher Orientierung dieser Bedeutung leichter und vollkommener bewußt werden als ein anderer, welcher, von der Intensität der Isolationsgefühle betäubt und verleitet, die Unlustmomente des Verkehrs auf seinen ganzen oder allen Verkehr überhaupt generalisierend überträgt.

83

Besitzt der hinreichend Orientierte die erforderliche Willenskraft, so wird er von dieser Erkenntnis oft zur Isolationsbeherrschung zugunsten des vorteilhaften Weiterverkehrs geführt.

84

Besitzt er nicht die erforderliche Willenskraft, so bedingt diese Orientierung nur Steigerung und Erweiterung seiner Isolationsgefühle. Trotz alles Wunsches unfähig, die wachsende Isolation einzudämmen, empfindet er nach und nach auch ihre ursprünglich erwünschten Einsamkeitsmomente als Zwang und Vereinsamung.

85

Der hinreichend Orientierte und Willensstarke kann oft die Änderung der Isolationsbedingungen in vollkommenere oder die Wiederkehr eines völlig vorteilhaften Verkehrs erleben bzw. herbeiführen.

86

Dagegen kann der Orientierte, aber Willensschwache diese günstige Änderung nur dann erleben, wenn sie nicht die ununterbrochene Fortsetzung des Verkehrs erfordert. Dieses Erfordernis kann aber nur selten ausbleiben, da die längere Unterbrechung eines entwicklungsfördernden Verkehrs sehr oft Degenereszenz herbeiführt und schon deshalb eine vorteilhafte bzw. entwicklungsfördernde „Verkehrserneuerung" fast unmöglich macht.

87

Es kann aber auch Fälle geben, wo zur Herstellung eines besseren Verkehrs ein nicht allzulang und nicht allzukurz dauernder „Abbruch" nötig ist. Durch diesen können „Reue", „Furcht", „Liebessteigerung" usw. hervorgerufen werden, welche zur „Erneuerung vorteilhafteren Verkehrs" wesentlich beitragen.

88

Die Außerachtlassung der lustvollen und fördernden Momente eines Verkehrs erleichtert die illusorische Auffassung seiner gesamten Art und Weise bloß als einer Quelle der qualvollen oder entwicklungshemmenden Vereinsamung.

Eine solche illusorische Generalisierung unerwünschter Gefühle der Isolation kann oft das „Begehren", „Erstreben", „Pflegen" eines „neuen" Verkehrs bedingen.

89

Ein derartiges Verallgemeinern kann einen entwicklungsgenialen Menschen zum Kampfe gegen die bestehenden Sozialverhältnisse irgendwie anregen und somit zu neuen Kulturgestaltungen beitragen.

90

Betr. Abschn. 15

Diese Orientierung kann zur Übung im „Schweigen und Verschweigen" führen und also bei Künstlern und Philosophen das künstlerisch erforderliche „Verschweigen" und „Gefühlsbeherrschen" fördern.

91

Die Unkenntnis dieser Beziehungen kann manchmal zur „ungehinderten", „freien" Äußerung erhabenster Gedanken und Gefühle, aber auch zu Gefühlsduselei, rührseligen Schreibereien beitragen.

92

Der hinreichend orientierte Erzieher wird einem von Natur schweigsamen Zöglinge diese Orientierung nicht beibringen, wenn er nicht so manche vortreffliche Anlage durch Nicht-übung im Keime ersticken will, ja er wird ihm eventuell eine illusorische Vorstellung von diesem Isolationsfalle zeitweise einprägen.

Das Wort „Erzieher" gebrauche ich meistens im allgemeinsten Sinne: es bezieht sich sowohl auf Erzieher einzelner Menschen und kleinerer Gruppen wie auch auf Erzieher von Völkern, Religionsgemeinschaften, Generationen.

93

Betr. Abschn. 22

Diese Orientierung kann die Unlustgefühle der „Vereinsamung" durch Hervorrufen lustvoller Hoffnungsvorstellungen in hohem Maße lindern.

94

Sie kann aber auch zur leichtsinnigen Vernachlässigung der einer Vereinsamung vorbeugenden oder sie bekämpfenden Maßregeln Anlaß geben,

wenn sie ein „Sich-verlassen" auf die heilende Wirkung der Zeit hervorruft.

95

Deshalb wird der orientierte Erzieher diese Erkenntnis nur dann seinem Zöglinge beizubringen suchen, wenn die Unvermeidlichkeit der „Vereinsamung" einen hohen Wahrscheinlichkeitsgrad erreicht hat oder während der „Vereinsamung" und wenn Anlage und Entwicklung des Zöglings derartig sind, daß sie dessen aktives Eingreifen als ein unfruchtbar passives Dulden gewährleisten.

96

Betr. Abschn. 17 und 18

Die Orientierung wird Menschen, welche viele Wahrnehmungseindrücke gesammelt haben, zur Isolation drängen, wenn sie diese Eindrücke durch Phantasie- und Gedankentätigkeit verarbeiten wollen.

97

Diejenigen dagegen, welche wenig beobachtet und wahrgenommen haben, wird sie häufig zum „geselligen Verkehr" mit Menschen und Natur anregen.

98

So wird der orientierte Erzieher allzuviel isoliert phantasierende Zöglinge von der „Isolation", besonders von der „Abgeschiedenheit" wegzubringen, zum „geselligen Verkehr" zu veranlassen und auf diesem Wege Phantasterei in Phantasiereichtum, die arme und einseitige in eine reiche und komplizierte Vorstellungstätigkeit umzuwandeln suchen.

99

Betr. Abschn. 17—23, 43—79

Diese Orientierung über das Isolationsverhältnis der Mehrentwickelten zu gewöhnlicheren Individuen und Durchschnittsmenschen, der Männer zu Frauen, der Einzelnen zu Eigenschaften ihrer eigenen Seele — kann die Beobachtung und Berücksichtigung der Anlagen- und Entwicklungsunterschiede objektiver gestalten, in Gewissen und interindividuellen Beziehungen bestimmter und energischer walten lassen.

Sehnsucht

Einsamkeit und Sehnsucht sind zwei große Wege, die in weite Fernen, in unübersehbare Höhen führen und zugleich die Möglichkeit gewähren, jederzeit in die verborgensten Winkel des eigenen Innern zurückzukehren.

Ist die Seele müd und matt, oder hat sie des Honigs genug gesammelt, dann findet sie nach der Arbeit ihrer Flüge in der Stille ihrer Abgeschiedenheit und im Traumland ihrer Sehnsucht treueste Stätten der Ruhe. Was draußen im Verkehr und Ringen entzückte und beseligte, wird hier im kaum bewußten Dämmer fortgesponnen oder noch schöner gestaltet; was man dort vermissen und bitter entbehren mußte, fällt hier als reife Frucht von selbst in den Schoß.

Einsamkeit und Sehnsucht können dieselbe Umgebung haben, können von denselben Wäldern umrauscht, vom gleichen Himmel überwölbt, ähnliche Naturstimmung aufnehmen und mit ihrer Hilfe einer höheren, geistigeren Gefühlsharmonie nähergebracht werden. Aber noch unmittelbarer, inniger miteinander verschmolzen sind die Bilder ihrer rein seelischen Landschaft, die sich nur in Räumen des Gemüts ausdehnt, Wege in die Vergangenheit und Zukunft, in irdische und himmlische Fernen bildend. Wer sich in die Steppen oder Dickichte, in die offene See oder wilde Strommüstenei mannigfaltigsten Sehnens hinauswagt, der kann dort Pilgern begegnen, die resigniert und ruhig oder ängstlich und verzweifelt in die Bereiche der Urzeit, des Altertums, des Mittelalters wandern oder kühn und zuversichtlich in die Dunkelheit werdender, künftiger Kulturen hinausziehen. Er kann dort Menschen sehen, die in ihrem unstillbaren Verlangen nach der idealisierten Schönheit entschwundenen Lebens die beste Schaffenskraft verschwenden und solche, die lieber Pein und Marter erdulden, als daß sie auf Wandlung und Neugestaltung der Menschenseele verzichten möchten. Wie dringen die Blicke in die Ferne, wie leidenschaftlich strecken sich die Arme, wie greifen die bereiten Hände

ins Dunkel, um sie leer und enttäuscht zurückzuziehen oder ein neues Licht anzuzünden und aus dem Nichts ein neues Leben zu erschaffen . . .

100

„Sehnsucht" ist ein leidenschaftliches „Begehren", „Verlangen" oder „Wünschen", geknüpft an das Gefühl „zeitweiliger" oder „ewiger Unerreichbarkeit" des „Begehrten".

101

An das mit dem Gefühl „zeitweiliger Unerreichbarkeit" verbundene „Begehren" können sich Hoffnungsgefühle in bezug auf mehr oder weniger entfernte Zukunft und von mehr oder weniger hohem Sicherheitsgrade schließen.

102

Diese Hoffnungsgefühle lindern die Unlust der „Sehnsucht" und bewahren die Spannung des „Begehrens", die Energie des Strebens vor allzuschneller Ermüdung und führen es oft zum „Wollen".

103

An die mit dem Gefühl „ewiger Unerreichbarkeit" verbundene „Sehnsucht" kann sich kein linderndes Hoffnungsgefühl knüpfen, solange das „sichere Wissen um die ewige Unerreichbarkeit" nicht zur „bloßen Wahrscheinlichkeit" herabsinkt.

104

So erhielten wir zwei Sehnsuchtsbegriffe:

a) Teilweise hoffnungslose Sehnsucht;

b) Völlig hoffnungslose Sehnsucht.

105

Die „teilweise und völlig hoffnungslose Sehnsucht" können, wenn sie nicht allzulange dauern, durch Erreichen des Begehrten befriedigt und somit aufgehoben werden.

Dauern sie jedoch allzulange, dann kann ihre Träumerei, ihre Leidenschaft, die Kraft und Intensität ihres Strebens und schließlich auch ihr Begehren, mithin der ganze Sehnsuchtskomplex, infolge der Ermüdung erlöschen.

106

Die „völlig hoffnungslose Sehnsucht" kann schneller und leichter ermüden oder durch Ermüdung aufgehoben werden als die „teilweise hoffnungslose", weil die Aktivitätsspannung der ersteren durch keine „Erfüllungshoffnung" gekräftigt wird.

107

Der Übergang einer „teilweise hoffnungslosen" in „völlig hoffnungslose Sehnsucht" kann deren Ermüdung beschleunigen, steigern oder zur Aufhebung des Verlangens führen.

108

Der Übergang der „völligen" in „teilweise Hoffnungslosigkeit" kann die „Sehnsucht" vor Ermüdung bewahren, den Mangel an Zuversicht vermindern oder aufheben, je nach der neuen Hoffnungsgröße und der bisherigen Sehnsuchtsdauer.

109

Während sich dem Übergange der „teilweise hoffnungslosen" in „völlig hoffnungslose Sehnsucht" Enttäuschungsgefühle anschließen, so knüpfen sich an den Übergang der „völlig hoffnungslosen" in „teilweise hoffnungslose Sehnsucht" lustvolle Überraschungsgefühle, vorausgesetzt, daß die Zeit der Gefühlswandlung nicht allzu langsam verstrich.

110

Das Sehnen unterscheidet sich von anderen Zuständen affektvoller Wollung durch eine gewisse Verträumtheit, mit der das Ersehnte vorgestellt oder wahrgenommen wird und durch welche eine eventuelle Starrheit und Nüchternheit des Strebens gemildert oder von vornherein ein größeres Vibrieren der Gefühle, eine stimmungsvollere Auffassung des angeschauten Zieles wachgerufen wird.

Das Traumhafte der Sehnsucht entsteht durch die Anregung, welche Tiefbewußtsein und Phantasie durch das Behindertsein der lustvollen Wunscherfüllung erhalten. So drängt die Nichtverwirklichung in der Umgebung zur phantasierenden Ausmalung einer Verwirklichung in der bloßen Vorstellung; so führt auch die Unmöglichkeit, einen Außenverkehr fortzusetzen oder ihn anders zu gestalten, zum entsprechenden Weben im Innern der Seele.

Wie bei allen Wollungszuständen gesellen sich dem Verweilen bei der Anschauung des Zieles Lustgefühle hinzu, schließt sich an die wirkliche oder mutmaßliche Behinderung eine Unlust, die sich mit der Lust des Schauens verbindet. Die Milderung der Leidenschaft und des Strebens, aus der mehr oder minder vergeistigten Arbeit des traumhaften Phantasierens hervorgehend, ermöglicht es diesem, reichere oder ärmere Schattierungsübergänge zwischen den Gegensätzen der Gefühlsverbindung zu schaffen. Hierdurch erlangt die Sehnsucht eine Einheitlichkeit, eine schmerzhaft lustvoll charakterisierte Gefühlsharmonie, die an das chiaroscuro der Malerei gemahnt.

Die Schatten und Lichter dieser Gefühlsverbindung werden durch die Empfindungen der Herzalteration und der Atemänderungen, der Muskelspannung und Spannungslösung in ihrer Intensität und Stimmung entsprechend modifiziert und sinnlich gefärbt. So wächst oft mit der stark verminderten Zuversicht einer Sehnsucht die Beklemmung, während die Blutzirkulation verlangsamt und die Spannung schlaff wird, woraus meist Bangigkeit und Wehmut und ein träger Fluß der Vorstellungsbilder und Gedanken hervorgeht. —

Je nach der Vorherrschaft des Duldens oder Strebens, der sinnlichen oder geistigen Verträumtheit, der Zuversicht oder Hoffnungslosigkeit, der geringeren oder größeren Leidenschaft, gestalten sich auch die Verhältnisse und Zusammenklänge der sinnlichen Empfindungen und geistigen Gefühle, der ständigen und wechselnden Stimmungen zu unterschiedlichsten Arten passiver oder aktiver, kontemplativer oder reflektierender, unfruchtbarer oder schöpferischer Sehnsucht.

Von der zeitlichen und räumlichen „Nähe" oder „Ferne" des Zielpunktes, auf welchen die Sehnsucht gerichtet ist, hängen Kraft, Energie und Leidenschaft ihres Strebens und Realisierens teilweise ab. In dieser Hinsicht wirken auch die vorgestellten oder wahrgenommenen physischen und geistigen „Hindernisse", durch welche die Entfernungsstrecken unterbrochen werden, wesentlich mitbestimmend. So werden die Störungen, die in der Phantasie der Sehnsucht durch Anschauungen wegdurchquerender Berge, Urwälder, Riesenströme und Wüsten verursacht werden, oft viel leichter und schneller überwunden als die Hemmungen, die aus dem Gebaren von Menschen und schreckhaft gestalteten Tieren hervorgehen. Die „Nähe" des Zieles kann, die Zuversicht erhöhend, die Leiden-

schaft und Heftigkeit des Strebens steigern, wenn die Ungeduld zu stark und lange auf die Probe gestellt war oder wenn durch ein wahrnehmbares Naherücken des Gegenstandes der sinnliche Reiz die Selbstbeherrschung des Sehnenden herabmindert.

Sonst wirkt die Nähe des Sehnsuchtszieles, wo durch sie die Hoffnung geweckt oder erhöht wird, beruhigend, die Leidenschaft mildernd, die Geduld festigend, der Träumerei mehr Spielraum und Anziehung verleihend. Auch die „Ferne" des Zieles kann Leidenschaft und Heftigkeit des Sehnsuchtsstrebens vergrößern oder vermindern, je nachdem durch diese „Ferne" die Ungeduld angestachelt oder die Ermüdung und Hoffnungslosigkeit herbeigeführt wurde.

Durch die Art des landschaftlichen Charakters und der Staffage der trennenden Zielstrecke einer Sehnsucht wird nicht nur deren Träumerei und Stimmung, ihre ästhetische und künstlerische Anregungsfähigkeit, sondern die Klarheit und Deutlichkeit der Zielanschauung, die Kraft und Energie des sehnenden Strebens, die Tauglichkeit und Ökonomie seiner Verwirklichungsmittel mitbestimmt und nicht selten wesentlich entschieden. —

Je nach der Anlage und Entwicklung eines Menschen herrschen unter den Strebungszuständen seiner meisten Sehnsuchtserlebnisse optische oder akustische, brachiale oder andere Muskelspannungen vor. Selbstverständlich ist dieser Muskelspannungscharakter jeweilig auch von der Art des ersehnten Gegenstandes abhängig.

Neigt auch der geborene Tonkünstler zur akustischen, der Maler zur optischen Sehnsucht, so kann beim ersteren die gewohnte Tendenz durch ein eindrucksvoll schönes Gesicht oder eine merkwürdige Landschaftsgestalt, dagegen beim anderen durch eine äußerst wohllautende Stimme, das Rauschen des Meeres oder das beglückende Märchengeflüster eines Baches gelegentlich überwunden werden.

Dann bleibt es nie bei der bloßen Änderung des stärksten Spannungscharakters; von den neuen Muskelempfindungen werden neue, ihrer Art und Richtung entsprechende Nachbilder, Nachklänge und Stimmungen geweckt und dem gesamten Gefühlsstrom der Sehnsucht zugeführt.

Die Suggestionskraft der Sehnsucht, die sehr groß ist, wird nicht nur durch die ästhetische Wirkung ihrer Träumerei und die Stärke des Strebungscharakters verursacht; sie wird auch in hohem Maße durch den un-

willkürlich werbenden Ausdruck ihres Hilfsbedürfnisses mitbestimmt, der in ähnlich Besaiteten oder wenigstens teilweise Verständnisvollen Mitgefühl und Mitsehnen wachruft. Die Verträumtheit des Blickes, besonders des kontemplativen Auges, stimmt den Zuschauer oft mild und weich, während der Ausdruck der Bangigkeit, der vorübergehenden oder ständigen Unerfüllbarkeit des Wunsches, der physiognomische Ausdruck teilweise oder ganz vergeblichen Strebens den Mitsehnenden leicht zur Hilfsbereitschaft anregt.

Die Suggestionskraft der Sehnsucht verleiht ihr eine große Leichtigkeit, auf kleinere und umfassendere Gruppen überzugehen, die rückwirkend ihren Zielpunkten neue Farben, ihrem Streben neue, eventuell vollkommenere Mittel gewähren.

Diese Ausbreitung der Sehnsucht bewirkt, daß der Sehnende mit diesem Gefühl sowohl in der Umwelt wie im Innern nicht mehr allein steht, daß in seiner Seele das umsichgreifende Sehnen im Verein mit dem vielgestaltigen, meist unbestimmten und gekürzten Gruppenbilde ähnlich sehnsuchtserfüllter Menschen auftritt. Diese inneren Sinnbilder können zu künstlerischem Schaffen anregen und durch dessen Ergebnisse vermehrt und vervollkommnet werden. Aber nicht nur die soziale Ausbreitung der eigenen und der gegenwärtigen Sehnsucht kann solche Früchte zeitigen; auch der gewaltige Schatz vergangener Sehnsuchtswanderung hat in die Seelen der Menschheit eine vielgestaltige Versinnbildlichung und Symbolik des Sehnens eingeführt. So schließen sich an die Sehnsucht nach überirdischer Seligkeit sowohl Bilder und Symbole der Andacht, die dem Anblick zeitgenössischer Kirchgänger und Prozessionspilger entnommen sind, wie auch Nachklänge und Nachbilder von Legenden und Kunstwerken: Andachtslagen, ekstatische Blicke, erhobene Arme, Himmelsfahrten.

Die Stütze und Anlehnung, die der Mensch in solchen Gruppensinnbildern findet, verleiht dem Zielpunkt der Sehnsucht einen größeren Vertrauenswert, ihrem Streben stärkere Spannkraft. So läßt das Gefühl, daß auch andere das eigene Sehnen nach einem Ideal der ethischen, künstlerischen, religiösen Vervollkommnung teilen, dieses Ziel begehrenswerter und mehr vertrauenerweckend erscheinen, wodurch der Antrieb zur Arbeit an der interindividuellen Verbreitung und Verwirklichung der Ideale mächtig gefördert wird.

Da durch nicht allzu ermüdende Hindernisse der Erfüllung die Erwünschtheit und Wertschätzung gesteigert werden, so läßt die Sehnsucht den ersehnten Gegenstand oder Vorgang gewöhnlich in idealisierter Gestalt erscheinen oder verleiht ihm den Charakter und die zur Nachahmung drängende Bedeutung der Vorbildlichkeit. Hierin wird sie durch das Phantasieweben ihrer Träumerei unterstützt. Damit ein begehrter oder gewollter Gegenstand zum „Ideale" werde, muß er meist erst zum ersehnten Ziele werden, wodurch die zur Idealgestaltung nötige traumhafte Phantasiearbeit, Werterhöhung und Begeisterung entsteht. Die Sehnsucht ist also eine der Hauptquellen der Entstehung und Entwicklung von Idealen, während sie zugleich durch die Fähigkeit der leichten interindividuellen Zielübertragung die Kraft der Apostelschaft und der unwillkürlichen Verbreitung ihrer Anschauungen und Ideale in sich trägt. —

III

Je unwahrscheinlicher die Wahrnehmbarkeit oder Realisierung einer lustvollen Vorstellung, desto lustvoller kann das träumerisch phantasierende Verweilen bei der bloßen Vorstellung werden. Stellen sich einem solchen Verweilen Hindernisse in den Weg, dann entsteht gewöhnlich ein gesteigertes Verlangen danach. Wird aber die Träumerei unterbrochen, so kann sich unter Umständen eine Sehnsucht auf eine Nachstimmung der Träumerei richten und unter Zuhilfenahme des einen oder anderen Nachbildes zum Sehnen nach Wiederkehr der ursprünglichen Träumerei gestalten. Dieses Sehnen, mithin auch die nachhaftende Stimmung einer kaumbewußten Träumerei bewahren gewöhnlich Mensch und Gruppe sowohl vor völligem Ersterben belangreicher, fruchtbarer Ziele wie vor dem Erlöschen des Ersehnens und Erstrebens ihrer Verwirklichung. Die Sehnsucht nach der ursprünglichen Träumerei ist gleichsam eine Wurzel, die eine Pflanze trotz halb erstorbenen Stengels und Laubwerks über Winter am Leben erhält und im Frühling mit neuem Laub und neuen Blüten versieht.

Hat sich ein Jüngling oder Mädchen ein Leben voller Wirksamkeit und entwicklungsfördernder Taten ausgemalt, das Mitgestalten eines neuen Gewissens, einer neuen Kunst und Religion ersehnt, dann aber die erträumten Ideale unter fremden Einflüssen verloren, so können sie den erloschenen Idealismus verhältnismäßig leicht wiedererlangen, sofern

das eine oder andere Nachbild des ursprünglichen Traumes, beispielsweise die Vorstellung von einer einmaligen apostolischen oder erzieherischen Einflußnahme, in ihrer Seele gleichsam unterirdisch fortlebt.

Wird die Sehnsucht nach wahrnehmbarer Verwirklichung des träumerisch Vorgestellten erfüllt, so kann daraus sogar eine Sehnsucht nach Wiederkehr der ursprünglichen Träumerei entstehen, wenn diese lustvollere, erwünschtere Momente enthielt als die Erfüllung. Schon das Verlustiggehen der Schaffensgelegenheit oder einer zarteren poetischen Stimmung und der größeren Geborgenheit im Innern der Seele, mithin der Schwund wesentlicher Eigenschaften des Sehnens, kann der Verwirklichung eine derartige Enttäuschung aufbürden. Die Ermüdung, die daraus, aber noch viel häufiger aus Nichterfüllungen folgt, kann sogar die Fähigkeit der Sehnsucht nach vormaligem Sehnsuchtsträumen aufheben. Erscheint einem in der Erinnerung diese lahmgelegte Fähigkeit entwicklungsfördernd oder sonst irgendwie lustvoll und erwünscht, so entsteht die Sehnsucht, wenn nicht mehr nach dem ursprünglichen Träumen oder Traumersehnen selbst, so doch wenigstens nach der Fähigkeit eines solchen Sehnens, welches immerhin noch fruchtbarer und belebender sein kann als Gleichgültigkeit.

Birgt die Sehnsucht nach ursprünglicher Träumerei reichere und kraftvollere Keime, als sie das bloße Sehnen nach einer solchen Sehnsucht zu enthalten vermag, so kann auch dieses Ersehnen durch ein halbwegs lebendiges Nachzittern der Nachstimmung, durch ein Echo des Echos dem ursprünglichen Sehnsuchtsziel zum Wiedererwachen verhelfen. Hat ein Mensch durch Vertrocknung nicht nur das träumerische Phantasieren, sondern selbst das Verlangen danach verloren, ohne aber alle Erinnerung an die Vorteile seiner früheren Fähigkeit zur Träumerei eingebüßt zu haben, beispielsweise die Erinnerung an die ihr entspringende Naturfreude, Frische, Energie und Seltenheit der Langeweile, so kann in ihm doch noch eine Regung von Sehnsucht nach dem entschwundenen Zustande erwachen, für den er zwar keinen Sinn mehr hat, dessen populäre Begleitvorzüge ihn aber auch in seiner nüchternen Verfassung nicht völlig gleichgültig lassen. So trocken, nüchtern und phantasielos er geworden ist, fühlt er doch, daß ein Auftauchen der Sehnsucht nach dem verlorenen Paradiese ihm wenigstens manche Nachbilder und Nachstimmungen mit sich bringt, die der eintönigen Langeweile

seines Lebens etwas mehr Heiterkeit und Farbe verleihen. Auf diese Weise entsteht in ihm das mehr oder minder bewußte, vage Gefühl, daß die Sehnsucht nach der ursprünglichen Träumerei etwas sehr Wertvolles sei. Mit der wachsenden Vertrocknung und Phantasielosigkeit verblassen aber die erinnerten Sehnsuchtsbilder ganz und gar, und auch diese Nachsommersehnsucht muß verfliegen. Das unbestimmte Gefühl von der lebenssteigernden Kraft der entschwundenen Sehnsucht nach einer Träumerei ist gleichwohl noch geblieben. Diesem Gefühl entspringt das schwächliche, leicht verwelkbare Pflänzchen eines lassen, kurzatmigen Ersehnens der viel kraftvolleren, obwohl greisenhaft trägen Sehnsucht nach dem träumerischen Phantasieren seiner ursprünglicheren Sehnsuchtszustände.

112

Enthielt „diese und jene Sehnsucht", die „Sehnsucht überhaupt", intensiv lustvolle Momente, so kann die Erinnerung an sie in einer sehnsuchtslosen Zeit zur „Sehnsucht nach Sehnsucht überhaupt" werden.

113

Aus der „Sehnsucht nach Sehnsucht überhaupt" ist die Sehnsucht nach ihr selbst ausgeschlossen, da man sich nach dem Erreichten nicht sehnen kann; darum ist hier der Begriff „überhaupt" nicht vollkommen generell zu nehmen, weil eine einzige Ausnahme unvermeidlich vorkommt. Es gibt einen Zustand fast vollkommener „Indifferenz" in bezug auf „Umgebung" und das „Ich". Beinahe „begehrt" man nichts und „haßt" auch nichts. Die Vorstellungstätigkeit wird kriechend träge, sie schleppt sich kaum von der Stelle. Das „Ich" verschwindet; es verliert sich aber nicht in der „Umgebung", welche selbst verschwand, oder in einer seligen Träumerei, sondern in einem gleichgültigen Hinbrüten, in einer Stimmung des „Einerlei". Mit fortschreitender Degenereszenz werden solche Zustände stabiler und häufiger. Aus solchen und ähnlichen Zuständen taucht in lichtvolleren Augenblicken die „Sehnsucht nach Sehnsucht" empor. Das Individuum wird durch den Kontrast zur gegenwärtigen Indifferenz an die mächtigsten Begehrungen seiner Vergangenheit erinnert, die zwar unbefriedigt und vielleicht hoffnungslos waren, wohl aber durch die jugendliche Wollungsspannung, durch die reiche Vorstellungstätigkeit lustvolle Kraftgefühle gewährten. Mit der beginnenden

Regenereszenz kann auch die „Hoffnung auf Sehnsucht" erwachen, die Hoffnung auf die impulsive, jugendliche Sehnsucht.

114

An die „Sehnsucht nach Sehnsucht" knüpft sich gewöhnlich die Sehnsucht nach manchen oder allen Bedingungen, welche den Zustand der Sehnsucht ermöglichen.

115

Je realisierbarer die Träumereiinhalte sind, um so vollkommener können sich die Vorstellungen der Realisierungsmittel nachfolgender Wollungen gestalten.

116

Sind die Inhalte der Träumerei unrealisierbar, so bleiben sie es auch stets als Inhalte ihrer Nachstimmung, wenn diese Unrealisierbarkeit durch den Typus der menschlichen Organisation bedingt ist. Ist sie aber durch zeitweilige oder individuelle Umstände bedingt, so kann sie während der Übergänge von der Träumerei zum Nachträumen durch Änderung dieser Umstände beziehungsweise des Individuums aufgehoben werden. Dann sind die Inhalte der Nachträumerei realisierbar.

117

Alle „Träumerei" und „Sehnsucht" kann produktiv sein, inwiefern sie zu Realisierungshandlungen in bezug auf ihre Inhalte und mittelbar, assoziativ zu allerlei anderen Wollungen und Handlungen führt; es können auch unrealisierbare „Träumereien" und unrealisierbare „Sehnsüchte" produktiv sein.

118

Sehr selten ist eine „Sehnsucht", die aus einem religiös und künstlerisch verfeinerten Empfinden hervorgeht, vollständig unproduktiv, da sie doch fast immer im Gespräch mit Menschen, in Schrift und Wort, oft in Tat und Kunst geäußert werden kann und also fast immer die geistige Entwicklung der Mitmenschen wenigstens minimal beeinflußt.

119

Wird das „Begehren" einer „Sehnsucht" zur „Resignation", so kann die „Sehnsucht" in „Träumerei" übergehen und in dieser die Keime ihres künftigen Erwachens und einer schöpferischen Arbeit bewahren.

120

Eine völlig unrealisierbare, unproduktive, hoffnungslose „Sehnsucht" kann zur Degenereszenz oder durch Ermüdung zur leeren „Träumerei" und von dieser zur „Gleichgültigkeit" führen.

121

Eine „Sehnsucht nach großen — selbst nicht realisierbaren — Idealen" kann, wenn sich an sie „Hoffnungen einstiger Realisierung" schließen, über alle rein persönlichen Leiden hinwegsetzen und zu komplizierten Handlungen anregen.

122

Gehört es nicht zu den heiligsten Großtaten der Kulturgestalter, neue, produktive (selbst unrealisierbare) „Sehnsüchte" zu schaffen, somit neue Kraftsteigerungen der Menschheit?

123

„Sehnsucht" kann zur Arbeit an der eigenen Vorbereitung zur Realisierung derselben, sowie zur entsprechenden Vorbereitung der Umgebung anregen und auch auf diesem Wege zur Entwicklung des Sehnenden und seiner Verkehrsobjekte beitragen.

124

Die „Sehnsucht" kann durch Mitteilung in Schrift, Wort, Kunst, Tat usw. auf andere Menschen, Generationen und Zeitalter übergehen, die mehr Realisierungsfähigkeit besitzen.

125

So kann eine „Sehnsucht" — wenn sie auch für den Ersten, in dem sie auftaucht, unrealisierbar ist — für nachfolgende Generationen und Zeitalter, auf die „seine Sehnsucht" überging, erfüllbar sein und von ihnen verwirklicht werden.

126

Auf diesem Übertragen wird auch die weitreichende Bedeutung mancher Kunstweisen beruhen, der Schöpfungen, welche eine künftige Verwirklichung großer Ideale vorahnend gestalten.

127

An Isolationsgefühle schließen sich fast immer analoge Sehnsuchtsgefühle, und namentlich an die „Vereinsamung" intensivere als an die „Einsamkeit".

128

Die Isolationsgefühle in bezug auf sich selbst, die Natur, die Mitmenschen, geschlechtstypische Komplexe, Anthropomorphismen und Einlegungen werden meistens von analogen Sehnsuchtsgefühlen in bezug auf sich selbst, Natur, Mensch usw. begleitet.

129

Mit der möglichst großen Entwicklung verbindet sich meistens nicht nur möglichst komplizierte Isolation, sondern zugleich auch möglichst komplizierte „Sehnsucht". „Sehnsucht" und „Isolation" gehören also zu wichtigen Merkmalen der positiven Einzigkeit.

130

Die „Isolation", besonders die „Abgeschiedenheit", begünstigt „Träumerei" und „Sehnsucht". So wird die „Einsamkeit" oft zur Quelle großer Gedanken und Phantasieschöpfungen, die meistens aus „Träumerei" und „Sehnsucht" hervorsprießen.

131

Die „Sehnsucht" eines Menschen nach eigenen, vergangenen Entwicklungsphasen oder Entwicklungskomplexen, die nur an diese geknüpft vorkommen können, wird beim hinreichend Orientierten stets von „völliger Hoffnungslosigkeit" begleitet, da sie doch unwiederkehrbar sind. Diese völlig hoffnungslose, unrealisierbare „Sehnsucht" nach eigenen vergangenen Entwicklungsphasen oder nach Entwicklungskomplexen wird oft durch Ermüdung zur leeren, unfruchtbaren „Träumerei".

132

Bezieht sich die „Sehnsucht" auf solche Entwicklungsmomente vergangener Phasen, die von den gegenwärtigen an Entwicklungsbedeutung überragt werden, so kann diese „Sehnsucht" zur Degenereszenz führen — im entgegengesetzten Falle zur Regenereszenz.

133

Die „Sehnsucht" nach eigenen künftigen Entwicklungsphasen oder den Entwicklungskomplexen, die nur an diese geknüpft vorkommen können, ist nicht selten eine Modifikation der „Sehnsucht" nach Realisierung eines Vorstellungsideals. Besonders in der Kindheit trägt die Sehnsucht nach Älter-werden diesen Charakter, weil das Kind im Erwachsenen oft ein übermenschliches Wesen sieht und jedenfalls dieses Wesen unreif, aber intensiv idealisiert.

Diese Idealisierung überträgt es auf sein künftiges Alter. In ihm sieht es dann Ziel und Vorbild seines Lebens. Und fühlt es auch die Unmöglichkeit, die so geheimnisvollen, fast zauberwirkenden Kräfte des Gereiften gleich erlangen zu können — so strebt es, wenigstens durch Nachahmung seiner Tracht und seines äußeren Gebarens ihm schon in der Gegenwart ein wenig ähnlich zu werden. Dieses unreife Sehnen und Streben des Kindes nach Verwirklichung eines vorbildlichen Ideals bildet eine der grundlegendsten Vorbereitungen für die Gestaltung der ethischen, künstlerischen, religiösen und anderen Ideale der späteren Lebensphasen. Das Kind wird solcherweise zum Selbsterzieher, dem eine verständnisvolle und psychologisch orientierte Umgebung gleichsam spielend nachhelfen könnte.

134

Das Gebiet und die Häufigkeit der „Sehnsucht" nach vergangenen Entwicklungsphasen und Komplexen kann um so größer werden, je älter der Mensch wird, es ist gewöhnlich um so geringer, je jünger er ist. Dagegen kann das Gebiet und die Häufigkeit der „Sehnsucht" nach künftigen Entwicklungsphasen und Komplexen um so kleiner werden, je älter der Mensch wird, und ist oft um so größer, je jünger er ist.

Aber die Altersstufe allein ist hierin noch nicht entscheidend. Oft gewährt der Sehnsucht eine reichere Eindrucksfähigkeit und Phantasie in der Jugend mehr Zielpunkte bezüglich der Vergangenheit, als die Seelenarmut und Enge eines verkümmerten, verknöcherten Alters. Dagegen bietet das geistig frische und gereifte Alter infolge größerer Entwicklung und gesteigerter Sensibilität sowohl dem Streben wie der Sehnsucht nach Zukunftsphasen harmonisch kompliziertere und reichere Zielpunkte, als sie eine unentwickeltere, unempfänglichere Jugend zu bieten vermag.

Die retrospektiven und antizipativen Anschauungen der Sehnsucht sind ebenso wie die der Hoffnung und der anderen Strebungen von Entwicklung und Reichtum der Seele abhängig. Wie ein begabter Maler auf kleinem Raume und mit wenigen Mitteln eine Landschaft mit zahlreichen Motiven, bedeutsamer Ferne und intensiver Ewigkeitsstimmung hinzaubern kann — so vermag ein phantasievoller, entwickelter Mensch schon geringe Strecken der Zukunft und der Vergangenheit mit reichen Landschaftsmotiven, anziehenden Menschengestalten und eindrucksvollen Gefühlsbildern zu beleben und solcherweise die Aufmerksamkeit in vielen Hinsichten und Richtungen zu fesseln und dem Streben mannigfaltige Ziele zu setzen.

135

Bei den meisten kommt im Greisenalter infolge der Abstumpfung und geringen Aussicht auf längeres Leben nicht nur eine Verarmung an antizipierten, irdischen Strebungszielen der Sehnsucht vor, sondern im Verein damit eine größere „Hoffnungslosigkeit", „Resignation" und „Gleichgültigkeit" bezüglich der irdischen Zukunft.

Gleichwohl vermag eine vielseitige Entwicklung vor solchem Geschick zu bewahren und selbst dem Hochalter eine zielreiche Sehnsucht, eine vielgestaltige Hoffnung und Begeisterung zu gewähren. Menschen von großer Phantasie und Schöpferkraft können eben in einem einzigen Augenblick reichere, intensivere und bedeutsamere Gefühlsharmonien erleben als andere in Monaten oder Jahren.

136

Die Sehnsucht nach vergangenen menschheitlichen und künftigen Entwicklungsphasen bzw. Kulturen ist derjenigen nach eigenen Entwicklungsphasen analog.

137

Die „Sehnsucht nach Mitmenschen" kann auf typische oder individuelle Kombinationen gerichtet sein.

138

Sie kann sich auf ein Individuum, Volk, Gruppe, Zeitalter oder auf einzelne Bestandteile derselben beziehen.

139

Ihre Größe nach Umfang, Intensität und Kompliziertheit entspricht der vor der Isolation vorgekommenen Verkehrsgröße nach Umfang, Häufigkeit und Kompliziertheit.

140

Da unter allen dem Menschen zugänglichen Vorgängen nnd Kombinationen der Natur die menschlichen am kompliziertesten sein können, so knüpft sich an das Mehrarbeitsbedürfnis der Einzigen und Einzigsten die Sehnsucht nach Vorstellen, Wahrnehmen, Nachbilden, Besitz und Verwirklichung möglichst komplizierter Menschenkombinationen in Kunst und Leben. Sie wird oft mit der aus Sympathie oder Liebe hervorgegangenen Sehnsucht nach Menschen verwechselt, obwohl sie zuweilen von keiner Liebesregung begleitet wird und nicht selten erst den ursprünglichen Anlaß zur Entstehung eines Liebesgefühls bildet.

141

Die „Sehnsucht nach dem Menschen überhaupt und den Menschenindividuen" entspringt zwar dem „Arbeitsbedürfnis" oder der Liebe, wird aber häufiger durch „Furcht" nnd „Hilflosigkeit" bzw. „Hilfsbedürftigkeit" wachgerufen.

142

Die „Sehnsucht nach menschlichem Typus" kann durch verschiedene spekulative und religiöse Begriffe gesteigert oder geschwächt werden.

143

Die „Sehnsucht nach weniger Entwickelten" kann „die nach Menschen von größerer Entwicklung" schwächen oder verdrängen, wenn die ersteren die Arbeitsbedürfnisse des Sehnenden besser befriedigen (weil der Verkehr mit den Entwickelteren bzw. mit ihren Schöpfungen zu viel Arbeit erfordert) oder auch wenn die Hilfe- bzw. Ruhebedürfnisse des Sehnenden durch minder Entwickelte vollkommener befriedigt werden können.

144

Hingegen kann die „Sehnsucht nach Nichtausnahmen" von der „nach positiv Einzigen" bedeutend geschwächt oder aufgehoben werden, wenn

der Sehnende bessere Befriedigung seiner Bedürfnisse bei positiv Einzigen findet oder erhofft, weil ihm der Verkehr mit ihnen bzw. mit ihren Schöpfungen zwar Arbeit, eventuell Mehrarbeit bietet, aber keine Überarbeit aufnötigt.

145

Ein Mensch kann sich nach Komplexen „sehnen", die seiner typischen Organisation zeitlich, örtlich oder psychisch unzugänglich sind.

146

Diese „Sehnsucht" kann durch philosophische oder religiöse Spekulation erweitert oder verringert werden.

147

Je weniger die „Sehnsucht nach Mitmenschen" befriedigt wird, desto mehr kann sich die „Sehnsucht nach anthropomorphen Kombinationen" steigern und umgekehrt, je weniger die „Sehnsucht nach Anthropomorphismen" befriedigt werden kann, desto mehr steigert sich die „Sehnsucht nach Menschen".

148

All diese Arten der Sehnsucht nach Menschen und Anthropomorphismen können miteinander die mannigfaltigsten Kombinationen bilden, sich gegenseitig bekämpfen, verdrängen und ausschalten oder vergrößern und fördern, bis sie zu einer mehr oder weniger harmonischen Einheit gelangen.

149

An die Wahrnehmung oder Vorstellung der Gestirne schließt sich oft eine „Sehnsucht nach Kommunikation mit ihnen".

Annahme oder Überzeugung von der Bewohnbarkeit der Sterne durch Menschen oder andere Wesen kann von entsprechender „Sehnsucht nach denselben" begleitet werden.

Die Unmöglichkeit, mit Bewohnern anderer Sterne in sichtbarem Verkehr zu stehen, mithin einen ähnlich wahrnehmbaren Einfluß auf sie zu nehmen und zu empfangen, erhöht meist das Verlangen, den Verkehr mit solchen Wesen wenigstens in der Vorstellung reicher umzugestalten. Diesem Verlangen kommt gewöhnlich die rege Phantasietätigkeit, die Trämmerei eines Sehnens am meisten entgegen, das sowohl aus künstlerischem wie aus religiösem Schaffensdrang hervorgegangen ist.

150

Auch die Gedanken, daß die Gestirne mit den Wahrnehmungen und Vorstellungen fast aller normaler Menschen aller bisheriger Zeiten höchst wichtige Kombinationen bildeten und wahrscheinlich bis in die späteste Zukunft solche bilden werden — die Gedanken, daß sie ein Sehnsuchtsziel von Milliarden Menschen waren und sein werden, daß sie von Milliarden Menschen vergöttert und anthropomorphisiert worden sind, diese Gedanken können die Sehnsucht nach den Sternen in hohem Maße steigern.

151

Die Gedanken, daß das Entstehen der Sterne und ihre Jugend im besten Falle nur theoretisch vorstellbar sein können, daß wir diesen makrokosmischen Prozeß nie selbst wahrgenommen noch wahrnehmen werden, daß sie uns nur als kleine, optische Lichtpunkte zugänglich sein können und vielleicht der ganzen Menschheit nie anders zugänglich sein werden, diese Gedanken können sich zur „völlig hoffnungslosen Sehnsucht nach dem Wahrnehmen des Entstehungsprozesses und der Jugend der Gestirne" komplizieren.

152

Die „Hoffnung", daß in sehr ferner Menschheitszukunft eine Kommunikation, ein Verkehr zwischen Menschen und Sternenbewohnern vielleicht stattfinden werde, kann die Unlustgefühle einer „rein egoistischen Sehnsucht" nur erhöhen, dagegen die einer „altruistischen" lindern.

Da man diese Möglichkeiten durch anschauliche Vergegenwärtigung zum Teil so empfindet, als ob man sie miterlebte, so schützt eine derartige Hoffnung die Spannung und Strebenskraft, die auf Sterne und Zukunft gerichtet werden. Hierdurch bewahrt die Träumerei von Sternen und von der Vervollkommnung künftiger Menschheitsgeschlechter ihre Frische, Beweglichkeit und schöpferische Kraft.

153

Die Farben-, Formen- und optische Bewegungsmonotonie der optischen Sternpunkte, sowie das Vermissen aller anderen Elementenkomplexe (besonders Ton- und Geruchskomplexe) kann in einem ästhetisch hinreichend entwickelten Menschen die „Sehnsucht nach ästhetischer Variation der optischen Sternkomplexe" erwecken.

154

Die Sehnsucht nach einem der Erde zugewandten Vorstellungsideale, welches von größtmöglichem Kombinationsumfang, von größtmöglicher Vorstellungskompliziertheit und Einheit (Harmonie) und bei alledem so weit realisierbar wäre, daß die analogen Realisierungshandlungen die kompliziertesten Schaffensbedürfnisse befriedigen könnten, kann ursprünglich nur aus vielseitigstem Schaffensdrang hervorgehen. Es ist die Sehnsucht nach möglichst vollkommenem Vorstellungsideal in bezug auf die Menschheit.

155

Wird dieses „Ideal" in der Seele eines Ausnahmemenschen wachgerufen, so kann sich ihm die „Sehnsucht nach seiner Realisierung" anschließen. Da es sich auf die volle Menschheitsentwicklung beziehen muß, so kann man diese Sehnsucht nach seiner vollen Realisierung: Allsehnsucht benennen.

156

Je intensiver, anschaulicher und reicher eine solche Sehnsucht in der Seele eines entwicklungsfähigen Menschen waltet, desto begeisterter und energischer wendet er sich der Gestaltung oder Verwirklichung eines Ideals zu, welches die Menschheit umfassend, frei von den beengenden Schranken vorurteilsvoller Kleingruppenideale, neue Wege der allseitigen psychologischen, ethischen, künstlerischen und religiösen Seelenvervollkommnung anbahnt.

Die große Weite der Allsehnsucht muß sich mit einem Streben nach sehr bestimmten, eindrucksvoll anschaulichen Teilzielen der gesamten Zielharmonie verbinden, soll sie nicht zur vagen, nichtssagenden und kalten Leere eines unbildlichen, rein abstrakten Ideals führen.

157

An eine jede „Sehnsucht nach Realisierung eines Ideals" knüpft sich gewöhnlich die Sehnsucht nach eigenem oder nicht eigenem Realisieren desselben.

158

Zu diesen gewaltigsten „Sehnsuchten" kann ein Mensch durch die Sehnsucht nach seinem eigenen Wege, nach dem Wege der positiv Einzigsten seiner Zeit oder der Zukunft gelangen.

159

Da sich die „Allsehnsucht" auf die volle Menschheitsentwicklung bezieht, so kann man auf sie die Analyse der Sehnsucht nach menschlichen und menschheitlichen Entwicklungsphasen analog anwenden.

160

Die Vervollkommnung eines „Ideals" beruht auf künstlerisch harmonischer Vermannigfaltigung der Zielpunkte und ihrer Steigerung nach Umfang, Kompliziertheit, Einheitlichkeit, Intensität und Vergeistigung.

161

Die „Allsehnsucht" enthält nicht sämtliche Zielpunkte der Zeit. Auf alle Bedürfnisse positiv oder negativ bezugnehmend, enthält sie, je mehr sie sich vervollkommnet, nur solche, welche sich nicht gegenseitig ausschalten.

Mit der wachsenden Entwicklung der Allsehnsucht gehen neue Vorstellungen von künftiger Menschheitsvervollkommnung und neue Erkenntnisse aus ihr hervor, durch welche zahlreiche Widersprüche und widerstreitende Kräfte des Gewissens, der Kunst, der Gesellschaftsordnung und Religion einer Kulturepoche mehr und mehr aufgehellt und überwunden werden.

Da der zu überwindende Widerstreit die Kräfte bedeutend abschwächt, viele darunter aufhebt und eine wahrhaft organische Verbindung der überlebenden unmöglich macht — so entspringen der Einseitigkeit und den Separatstrebungen der getrennten, sich oft bekämpfenden Bedürfnisse äußerlich oder gar nicht zusammenhängende, nicht übereinstimmende Separatideale. Je harmonischer und organisch vielseitiger die Allsehnsucht selbst gestaltet ist, desto weniger können ihr derartige Ideale genügen; desto mehr drängt sie zur Beseitigung der falschen Lebensorientierung und der Einseitigkeit der Ziele und ihrer Verwirklichungsmittel, welche stets nur ein Teilbedürfnis auf Kosten der anderen zu befriedigen streben.

Die überaus disharmonische, meist eklektische, widerspruchsvoll synkretistische Entwicklung der bisherigen Religionen weist auf die primitive Art und Stufe der bisherigen Allsehnsucht hin. Nicht nur fast gar nicht geistesverwandte Götter und Kulte unterschiedlichster Kulturen und Zeiten wurden durch Änderung politischer Machtverhältnisse und durch zufällige Einflüsse ganz äußerlich miteinander verbunden oder identifiziert. Auch die widersprechendsten Gewissensarten, Kunstrichtungen und Gruppen-

bildungen suchte man seit Jahrtausenden zusammenzuschweißen. Es ist also nicht zu verwundern, daß aus einer derartigen Allsehnsucht mythologische und kultische Monstrositäten hervorgegangen sind, die selbst den anspruchslosesten Vernunftbedürfnissen ins Gesicht schlugen und keine Macht hatten, den rohesten, alles zermalmenden Sklavenrevolten, demagogischen Umtrieben, Usurpationsränken, Völkerkriegen, Konfessionsverfolgungen und Inquisitionen Einhalt zu tun. Die sogenannte Aufklärung der Neuzeit hat sogar der primitiven Allsehnsucht, den schwächlichen Überresten eines halbwegs synthetischen, umfassenderen, religiösen Sehnens den Krieg erklärt, um nur die einseitigsten Separatideale, die sich meist bis aufs Messer gegenseitig bekämpfen, auf ihren Schild zu erheben. Ein wilder Nationalchauvinismus, der die politische und materielle Macht eines einzigen Volkes auf Kosten anderer Völker zu vergrößern sucht, eine sozialistische oder kapitalistische Utopie, die durch rein äußere ökonomische Besitzverschiebungen auf Kosten der geistigsten Seelenentwicklung und der geistig produktiven Menschen die Menschheit beglücken oder sogar ihren „Fortschritt" fördern will, völlige Religionslosigkeit oder Idealloſigkeit, bloß sybaritische, ästhetische oder ethische Bestrebungen und höchstens ein Wiedererwachen uralten Aberglaubens — das sind die Eintagsziele, von denen zahllose Menschen und Gruppen unserer Tage beherrscht werden.

Aus dem Widerstand, aus der Empörung wissenschaftlicher, künstlerischer und religiöser Schaffensbedürfnisse gegen diese unheilvolle Seelenblindheit und Geistesverkrüppelung moderner Bestrebungen erwuchs die Allsehnsucht nach einem heiligen Ziele, welches die wesentlichen Seelenkräfte organisch umfassen und einem harmonisch einheitlichen Schaffen des Einzelnen und der Menschheit entgegenführen könnte: es entstand die Allsehnsucht nach einem neuen Panideal. Um diese neue Erde zu finden, mußten zuvor die Wege und oft ganz verborgenen Pfade gesucht und aufgehellt werden, die zu ihr führen. Es mußten die so geheimnisvollen, seit Jahrtausenden wie in einem dunklen Brunnen lebenden Vorgänge der Gefühle, des Gewissens, der schöpferischen Arbeit, des künstlerischen Gestaltens und Idealerlebens ans Tageslicht des vollen Bewußtseins heraufbeschworen und die Bedingungen ihrer Vervollkommnung, ihrer synthetischen Zusammenfassung zur harmonischen Schaffenskraft eines Panideals aufgedeckt werden. —

Zur Biokritik der Sehnsuchtsbegriffe

162

Gegen Träumerei wird sehr oft und sehr heftig angekämpft. Das tun selbst diejenigen, welche den genannten Gefühlskomplexen das Beste ihres Schaffens und ihrer Schöpfungen zu verdanken haben.

163

Solche Kritik wird oft durch die tiefe Verborgenheit der Quellen großer Taten und Schöpfungen mitbedingt.

164

Der Krämersinn einer Zeit, die nur leicht zu befriedigende, aus roh plumpem Wollen entspringende Eintagsideale besitzt, muß die Verborgenheit der bedeutenden Produktivkraft von „Träumerei" und „Sehnsucht" sehr vergrößern.

165

Es gibt oft Menschen und Zeitalter, welche geneigt sind, sich unbedeutender, unproduktiver „Sehnsucht" und „Träumerei" hinzugeben. Der Kampf gegen dieses gefährliche Extrem kann selbst bedeutende und schöpferische Menschen zur ungerechtesten, absoluten Verurteilung aller „Träumerei" und „Sehnsucht" hinreißen.

166

Zu Abschn. 106

Der Erzieher kann durch Neuschaffen entsprechender oder durch Steigern schon vorhandener „Hoffnungen" die Begehrungsspannung kräftigen bzw. in ein Wollen umwandeln. Dieses Mittels kann er sich auch vor der Verwirklichung ermüdender „Sehnsucht" oft mit Erfolg bedienen.

Die hinreichende Orientierung kann also den Erzieher veranlassen, die Träumerei und Aktivität der produktiven Sehnsüchte seines Zöglings durch Erhaltung oder Wachrufen entsprechender Hoffnungen zu bewahren. So wird er verhüten, daß eine Erfüllung eintritt, die den Wünschen des Zöglings nicht mehr entspricht oder sogar dessen Unzufriedenheit erregt. Ein ausgezeichneter Erzieher wird darauf bedacht sein, die Sehnsüchte seines Zöglings durch künstlerische, ethische und reli-

giöse Vervollkommnung ihrer Träumereivorgänge zu beeinflussen, ihnen durch orientierende Förderung ihrer Realisierungsmittel und durch Erhöhung ihrer Strebensenergie unter Zuhilfenahme entsprechender Hoffnungsgestaltung produktive Kraft zu verleihen.

167

Der unzulänglich orientierte Erzieher ist gewöhnlich nur darauf bedacht, bloß auf die Verwirklichung zu drängen, ohne die Möglichkeit der Ernüchterung, der Verminderung künstlerischer Träumereigestaltung innerhalb ermüdender Sehnsucht ins Auge zu fassen. Infolgedessen erlahmt oft nicht nur der Phantasieflug seines Zöglings, sondern auch dessen Hoffnungskraft und Schaffenslust.

168

Betr. Abschn. 106—108

Will der hinreichend orientierte Erzieher eine „Sehnsucht" ihrer Unproduktivität wegen beim Zöglinge aufheben, so kann er dies oft am besten durch Änderung der teilweisen in völlige Hoffnungslosigkeit bewirken.

169

Will er dagegen eine „Sehnsucht" ihrer großen individuellen oder menschheitlichen Bedeutung wegen im kräftigen Aktivitätszustande erhalten, so vermag er das am häufigsten durch Änderung der völligen in teilweise „Hoffnungslosigkeit" oder durch Hoffnungssteigerung zu erreichen.

170

Betr. Abschn. 117, 118

Der hinreichend orientierte Erzieher wird oft selbst unrealisierbare und völlig hoffnungslose „Sehnsüchte" und „Träumereien", anstatt sie auszurotten, produktiv zu machen suchen.

171

Der nicht hinreichend orientierte Erzieher kann sehr oft zugleich mit schädlichen auch vorteilhafte und bedeutende Sehnsuchtsarten und Träumereien verdrängen und noch häufiger entwicklungsschädigende unwissentlich fördern.

172

Betr. Abschn. 118

Diese Orientierung wird zur gerechten Beurteilung und Wertschätzung derjenigen Persönlichkeiten führen, welche bei großer Phantasie und Begeisterungsfähigkeit nicht hinreichend willenskräftige Künstler oder Philosophen sind, um diese Tätigkeiten anders als in täglichen Gesprächen zu äußern.

Wie vieles haben Kunst, Philosophie und Religion den vom Leben scheinbar Besiegten zu verdanken, welche ihre „Sehnsucht" weder künstlerisch noch philosophisch zu kristallisieren wußten. Sollte man ihnen auch nie Gerechtigkeit widerfahren lassen, so könnten sie doch in dieser Orientierung hinsichtlich ihrer Produktivität Trost und Lebensmut schöpfen.

173

Betr. Abschn. 126

Die Kenntnis dieser Zusammenhänge kann in hohem Grade die „Kunstverehrung", aber auch die Forderungen steigern, die ein Künstler an sich stellt.

174

Diese Orientierung kann aber auch das künstlerische Schaffen zum moralisierenden Predigttum herabwürdigen, wenn der Künstler der größten Aufgabe nicht gewachsen ist.

Denn nur ein wirklicher Künstler wird instinktiv fühlen, daß er eine große Sehnsucht, ein lebendiges Ideal am vollkommensten durch die Kraft der Gestaltung, durch deren suggestive Gewalt und durch die beseligende Stimmung, die von seinen Bildern ausgeht, in die Seelen einpflanzen kann.

175

Der orientierte Erzieher wird oft die „rein egoistische Sehnsucht" in eine „altruistische" umändern, um sie, wenn sie nicht vor Aufhebung durch Ermüdung oder vor dem Lebensende des Sehnenden realisierbar ist, wenigstens in anderer Richtung produktiv und erlösend zu machen oder aber, wenn sie für den Zögling schnell verwirklicht werden kann, zum Zwecke erhöhter Produktivität mit größerer Vielseitigkeit, Kompliziertheit und Bedeutung auszustatten.

176

Betr. Abschn. 162–171

Ist der positiv Einzige über seine eigene „Allsehnsucht" nur kaum orientiert, so kann sie in ihm eine krankhaft unruhige, grüblerische, fortwährende

Unzufriedenheit mit den eigenen und fremden Schöpfungen hervorrufen, da selbst das vollkommenste Menschenwerk nicht imstande wäre, die Allsehnsucht vollkommen zu befriedigen.

177

Die Kenntnis der Befriedigungsgrenzen der Allsehnsucht kann zur vollkommeneren Beherrschung, zur positiveren Beurteilung eigener und fremder Schöpfungen, wie auch zum zielvolleren und vornehmeren Schaffen führen.

178

Als geschmacklose, triviale Abart der Allsehnsucht könnte die „Allerweltsehnsucht" angesehen werden, da sie allerlei biologisch und logisch sich widersprechende und widerstreitende Zielpunkte enthält, somit nur der Entwicklung ehrgeiziger, ohnmächtiger Begriffs- und Bedürfnisalchimisten entspricht.

179

Indem sie sich von den Einzigen allerlei Zeiten nach allen Richtungen hin schaukeln lassen, glauben sie über allen erhaben vorwärtszuschreiten.

180

Da selbst in den meistentwickelten Naturen einer Zeit ein Stück „Allerweltsehnsucht" vorkommt, wenigstens solange sie noch nicht den Höhepunkt ihrer Einzigkeit erreicht haben, so ist selbst bei diesen Entwicklungseinzigen eine klare Kenntnis der „Allsehnsucht" und „Allerweltsehnsucht" sehr entwicklungsfördernd. Indem sie die letztere verdrängen, gestalten sie die Allsehnsucht harmonischer und komplizierter.

181

Eine Änderung der Erfahrungen und Erkenntnisse in bezug auf Sehnsucht kann eine entsprechende Wertschätzungsänderung der „Sehnsucht" mit sich bringen; so kann eine Orientierung, welche die positive und negative Bedeutung der „Sehnsucht" für die Menschenentwicklung hervorhebt, die schattierungslose Absolutheit der Wertung von Sehnsuchtsvorgängen in eine differenzierende Wertungsweise dieses Gebietes umwandeln.

Hoffnung

Wir sind wie Pilger, die in Nacht und Sturm an fremde Türen klopfen, um Einlaß und Herberge bittend.

Einen sichtbaren, greifbaren Winkel kann uns nur die Gegenwart gewähren. Aber ihr zerrissenes Dach schützt selten vor dem Anprall wilder Gewitter; bröcklig und baufällig sind ihre Fundamente, und das Bett, welches sie einem Wegmüden überweist, ist oft hart und kalt.

Fliehen wir in die Vergangenheit, so kann uns zuweilen Labung und Vergessenheit werden. Es ist dies aber der Friede und die Ruhe der Gräber, die wir hier finden: die Vergangenheit streckt uns eine tote, wenn auch schöne Hand entgegen, und wir wissen es oder ahnen, daß sie nicht wieder zu beleben sei.

Nur aus den Toren der Zukunft dringt zu uns ein schöpfungsgewaltiger Odem, der neues Leben verheißt. Eine jede Zuversicht, eine jegliche Hoffnung läßt uns den Atem und den Herzschlag künftiger Menschheitsgeschlechter vernehmen. Mag diese Hoffnung noch so flüchtig und nichtig sein, mag sie Trug und Enttäuschung bergen — in einer Hinsicht ist sie immer groß und wahr: sie lehrt und gewöhnt, an die Zukunft zu glauben. Den Eindruck und die erzieherische Wirkung des Erfüllungstraumes kann auch eine nachfolgende Enttäuschung niemals völlig verwischen.

182

Die Hoffnung ist eine affektvolle Wollung, in welcher der Glaube, die Mutmaßung oder Überzeugung bezüglich der antizipierten Erfüllung und zugleich der Zukunftscharakter der Verwirklichung vorzüglich zum Bewußtsein gelangen.

Die Antizipation der Erfüllung hat entweder die Form eines Heranrückens der Zukunft und des Erwünschten aus der Ferne in die Nähe, oder der Hinbewegung des Hoffenden an das Endziel der Hoffnung und ihrer Zukunft. Im ersten Fall kann die Annäherung an das Hoffnungs-

ziel den Charakter des aktiven Strebens oder des passiven, wenn auch gespannten „Wartens", „Erwartens", „Abwartens" tragen, im zweiten Fall vermag sie nur aktiv aufzutreten. Wie alle Arten des Strebens nimmt auch die Annäherungsbewegung der aktiven Hoffnung nachhaftende Merkmale des Schreitens, des Laufes oder Fluges an. Dagegen sind die bildlichen Züge des wartenden Hoffens Nachbildern des Stehens, Sitzens, Liegens entnommen. Die Nachbilder und Empfindungen des aktiven Vorrückens an das Erfüllungsziel verleihen der Hoffnung oft größere Erfolgskraft und können durch Gefühle der Selbsthilfe die Ungeduld mildern. Sie gestalten oft die meditativen Zustände beweglicher und reicher, sofern die Phantasietätigkeit nicht durch allzu heftiges, antizipatives Streben gehemmt und abgelenkt wird.

Die Nachbilder und Empfindungen der Ruhelagen können die Selbsthilfe des Strebens vermissen lassen und solcherweise die Ungeduld steigern. Die Phantasietätigkeit der Hoffnung wird durch diese Nachbilder nur selten und wenig in stärkere Bewegung versetzt. Sie haben aber die Fähigkeit, die meditativen Zustände vor zu starker Ablenkung zu bewahren, ihnen freien Lauf zu verschaffen. Ermöglichen sie auch die unbehinderte Auswirkung eines anschaulichen oder abstrakten Phantasieprozesses der Hoffnung, so tragen sie gleichwohl zur konservativen Erhaltung seiner Art und Richtung häufig bei. Nur in Fällen, wo bereits eine sensible Wandlungsarbeit der Hoffnung spontan und in höherem Maße einsetzt, kann sie durch die Nachbilder von Ruhe und Stille meist unterstützt, durch Nachklänge der Bewegung oft abgeschwächt und gestört werden. — Der günstige oder ungünstige Einfluß der Nachbilder von Ruhe und Bewegung innerhalb einer Hoffnungsantizipation ist zum Teil von landschaftlichen, architektonischen oder sonstigen Anschauungen des innerseelischen Raumes abhängig, welcher zum Erfüllungsziele führt. Die Vorstellung, daß man in einer schönen Landschaft, in einem anziehenden Heim oder unter sympathischen Menschen die Verwirklichung einer Hoffnung erwarte, wirkt mitbestimmend auf die behagliche oder künstlerische Gestaltung der Nachbilder von Ruhelagen und Stille. Das Vorrücken ans Hoffnungsziel geschieht oft, wenn unter Mithilfe eines erfrischenden, anregenden, vorgestellten Hoffnungsraumes, mit größerer Sicherheit und Energie als in einer innerseelischen Landschaft, die etwa an einen tropischen Urwald oder eine Sandwüste gemahnt. Ermüdung und Neubelebung

einer Hoffnung sind also zum Teil von der Art ihrer bloß vorgestellten Umwelt abhängig. Dieses Verhältnis sollte durchaus nicht unterschätzt werden, sondern vielmehr bei der Erziehung zur kraftvollen, schöpferischen Hoffnung eine sorgfältige Anwendung erfahren. Wird ein Ideal als Hoffnung auf eine neue „Vollkommenheit" in die Seele eines Menschen gepflanzt, so ist es von großem Belang, daß die Hoffnung mit einer in der Seele vorgestellten Umwelt verknüpft werde, aus der sie eine stets sich erneuernde, entwickelnde geistige Nahrung einsaugen könnte: kommt es dabei hauptsächlich darauf an, daß vorbildliche Menschen im Geiste angeschaut werden, so ist auch die Vorstellung einer fördernden Landschaft oder Architektur und Kunst, von denen die vorbildliche Menschengruppe umgeben ist, von großer Entwicklungsbedeutung.

Wie in der Sehnsucht so ist das Gefühl der zeitweiligen Unerfüllbarkeit auch in dem Hoffnungsvorgang ein Anreger zur phantasietätigen Verarbeitung der Zielanschauung. Aber diese Anregung wird hier durch die Versenkung in Anschauungen der Erfüllung teils reduziert, teils ergänzt und viel wesentlicher mitbestimmt als in allen anderen Wollungen. Die Phantasievorgänge der Hoffnung sind daher meist von frendigerer Gefühlsfarbe als die Sehnsucht. Sie gewähren häufiger Stimmungen der Beseligung oder Serenität als die der Wehmut, wenn sie auch oft mit Schmerz und Weh der vorläufigen Unerfüllbarkeit verbunden sind.

Eine der wichtigsten und charakterisierendsten Quellen der Phantasieanregung hat die Hoffnung in dem starken, vorzüglich abgehobenen Zukunftsbewußtsein.

Der beherrschende Zukunftscharakter der antizipierten Erfüllung stellt den Hoffenden vor den unbekanntesten, geheimnisvollsten Zeitbereich und drängt ihn solcherweise zur hypothetischen, mutmaßenden oder zur apodiktischen, überzeugten Ausgestaltung der erhofften Verwirklichungsanschauung. Sicherheit oder Unsicherheit, Vertrauen oder Mißtrauen, Gewißheit oder Ungewißheit, Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit, Wissen oder Vermutung sind die Orientierungsgefühle, von denen die Voraussicht der Hoffnung, ihrer Anlage, Entwicklung und den augenblicklichen Umständen entsprechend getragen werden kann. Je nach der Neigung nnd Fähigkeit znr verstandesmäßigen oder gefühlsmäßigen Begründung und Festigung des Vertrauens, Glaubens, Wissens erhält anch die Voraussicht der Hoffnung eine logische oder ahnende, wissen-

schaftliche oder prophetische Gestalt. Aber stets trägt die Zukunftsanregung wenigstens zur Ergänzung der nüchternen Verstandesprozesse durch Gefühle des Vertrauens in die Zukunft bei, oft kaum bewußte Gefühle, die aus dem Empfinden eigener oder fremder, irdischer oder außerirdischer Kräfte hervorgegangen sind. So werden Gefühle, Träumereien und Stimmungen, die, durch Mißtrauen, Enttäuschungen, Rationalismus, Unlogik und Zweifelsucht niedergehalten, ersticken müßten, durch die künstlerische, soziale und religiöse Arbeit der Hoffnung erlöst und erhalten. Die Hoffnung verleiht daher der Voraussicht sogar gewöhnlicherer Menschen oft einen prophetischen Zug. Die Träumerei der geistigeren Hoffnung hat meist einen ausgesprochen oder nachklingend religiösen Charakter. Sie artet aber häufig in Phantastik und Illusion aus, da es schwerhält, die Deutung der Zukunft nicht dem Wunsche anzupassen und nicht allen die Gabe einer richtigen Verstandesfolgerung oder einer intuitiv richtigen Erfassung der Wirklichkeit verliehen ist. Doch kann die Hoffnung in der Seele entwicklungsfähiger Menschen, gerade durch die Schwierigkeiten und Hindernisse des Vorausseh ens, die Energie und organische Kompliziertheit des Erschließens künftiger Ereignisse aus vergangenen und gegenwärtigen Erfahrungen bedeutend erhöhen und die Ahnungen einer objektiven Intuition wachrufen. Diese Fähigkeit der Hoffnung wird natürlich durch die gesamte wissenschaftliche, künstlerische und religiöse Erziehung und Vorbereitung wesentlich mitbestimmt, wie sie ihrerseits die Gesamtentwicklung wechselwirkend beeinflußt. Leicht erzeugt die Hoffnung Vertrauensseligkeit, Überschätzung eigener und fremder Kräfte. Aber ihr hat man, wie nur wenigen anderen Seelenvorgängen, die Bereicherung und Festigung edelsten Vertrauens und religiösen Glaubens zu verdanken. Hat man es gelernt, infolge des Vertrauens zu Einzelnen und Gruppen an bestimmtere, kommende Zeiten oder an die Zukunft überhaupt hoffend zu glauben, so richtet man das Hoffnungsvertrauen nachträglich nicht nur auf die Menschen und Kräfte, aus denen es geschöpft wurde, sondern auch auf ganz andere Menschen und oft auf andere Wesen. Das Vertrauen auf die Zukunft kann sogar auf die räumliche Ferne, das auf die zeitliche Ewigkeit — auf die räumliche übertragen werden.

Die Hoffnung wirkt durch ihr Vertrauen oft mitbestimmend auf die Entstehung und Steigerung der Liebe, die der Zukunft, dem Werden, der Wandlung oder Entwicklung zugewandt ist.

Da sie stets das Augenmerk auf etwas Erwünschteres lenkt, als es die Gegenwart zu bieten vermag, und oft auf das Erwünschteste und am höchsten Bewertete, so bildet sie eine der mächtigsten Kräfte der Erziehung und Vorbereitung zum „Ideal". Sofern sie das Erwünschtere in die Zukunft verlegt, übt sie eindrucksvoll im Durchbrechen der Schranken der Gegenwart und Vergangenheit und führt zuweilen sogar zur schöpferischen Tat, zu neuen Idealen, zur geistigen Neuerung.

Ein jeglicher von uns wird von zahllosen Hoffnungen der Menschengeneration umschwebt, in der er lebt. Ein großer Teil dieser Hoffnungen strömt dem Meere ähnlicher oder gleicher, geringer oder bedeutender Ziele zu, er entspringt auch zumeist gemeinsamen Quellen, einem gleichen Glauben und Wissen, ähnlichen Idealen und Religionen der Völker, Berufsgruppen, Gemeinschaften.

Die Hoffnung der Primitiven wird heute noch durch Furcht vor bösen Geistern, vor häufigen Überfällen und Kopfabschneiderei, Sklaverei und Kannibalismus stark niedergehalten, während sie durch den Glauben an die Wirksamkeit der Fetischbestrafung und der Zauberhandlungen dürftig genährt wird.

Selbst die wissenschaftlichen und religiösen Errungenschaften der alten Babylonier und Ägypter verliehen der Hoffnung schon vor Jahrtausenden eine größere Kraft und Weite, die auch den alten Griechen und Römern zugute kam und noch in unsern Tagen wohltuend nachwirkt. Aber obgleich der Glaube an hilfreiche Sternenmächte und Götter bei den Kulturvölkern des Altertums wenigstens zur Zeit ihrer religiösen und künstlerischen Reife ungleich geistiger und beseelter war als bei den Primitiven, so teilten sie noch in hohem Maße deren Ansichten von Zauber, Heilverfahren, Götterroheit, Zukunftsdeutung, Krieg und Sklaverei, wodurch ihre Hoffnung trotz religiöser Kraftsteigerung und Sublimierung häufig durch Aberglauben genährt und noch öfter durch Furcht vor dämonischen, göttlichen und menschlichen Anschlägen herabgemindert wurde. Diese verhängnisvolle Belastung und Erschwerung der Hoffnungsentwicklung wurde zwar schon durch den Einfluß griechischer und orientalischer Philosophen ein wenig vermindert, vermochte aber weder durch die vertieften orphischen Kulte noch durch Buddhismus, Taoismus und Christentum wesentlich abgeschüttelt und beseitigt zu werden. Trotz der glänzenden Errungenschaften neuzeitlicher Forschung und Kritik wird die Hoffnung

der meisten noch in unseren Tagen von stumpfem Aberglauben beherrscht, vom Glauben an Hölle oder Metempsychose verfolgt, von Klassenkampf, Krieg und Herrschaft der Niedrigsten verwundet.

Nur eine Befreiung der Religion von den Fesseln des Aberglaubens, im Verein mit einer Lossagung der Wissenschaft von der unwissenschaftlichen Verurteilung jeglichen religiösen Glaubens, könnte die getrübten Quellen der Gruppenhoffnung von uralten Giften reinigen, ohne sie dadurch der völligen Vertrocknung auszusetzen.

183

Die Hoffnung erstreckt sich nicht auf die der Erfüllung mutmaßlich vorangehende Zeit, an welche somit keine „Hoffnung" geknüpft ist. Sie erstreckt sich vielmehr auf die von der relativen Gegenwart entfernten Zukunftsmomente, weshalb an sie stets ein zeitweilig unerfüllbares Verlangen oder ein Sehnsuchtsgefühl gebunden ist. Dieses Verlangen oder Sehnen gilt natürlich der Unrealisierbarkeit in der Hoffnungsgegenwart.

184

Eine mit einer Hoffnung verkettete „Sehnsucht" ist immer teilweise „hoffnungslos", inwiefern sie hinsichtlich der Hoffnungsgegenwart vollständig „hoffnungslos" ist. Es kann eine „Hoffnung" „vollkommen" sein, aber der Mensch kann nie vollkommen hoffen.

185

An eine „Sehnsucht" knüpft sich oft eine „Sehnsucht nach Hoffnung", die natürlich um so intensiver verläuft, je kleiner ihre bereits bestehende „Hoffnung" ist.

186

Enthielt die Sehnsucht nach Hoffnung irgendwelche lustvolle Momente, so kann sie selbst zum Inhalte einer Sehnsucht werden. Sogar eine Sehnsucht nach Hoffnung kann, besonders in der Jugend, von lustvollen Kraftgefühlen und ästhetischem, auch ethischem Erleben des antizipierten Hoffnungsinhaltes begleitet werden. Vgl. hierzu 113.

187

Häufige, intensive Hoffnungsbedürfnisse können oft eine entsprechende Illusionsfähigkeit hervorrufen oder befestigen.

188

Eine „Hoffnung" kann in bloße „Sehnsucht" oder „Träumerei" übergehen, wenn eine sie nährende Illusion von der Möglichkeit einer Erfüllung wegfällt oder eine von der Unrealisierbarkeit entsteht.

189

Auch „Hoffnungsungeduld", d. h. allzu langes, ermüdendes „Warten", geknüpft an die Unmöglichkeit begehrten aktiven Beschleunigens, kann diesen Übergang herbeiführen.

190

Je größer die Realisierungskräfte eines Individuums, desto größer kann seine Hoffnungsfähigkeit werden.

191

Die Hoffnungsfähigkeit eines Entwicklungseinzigen in bezug auf komplizierte „Ideale" kann größer und umfassender werden als die der Durchschnittsmenschen.

192

Die Größe individuell minimaler und maximaler Realisierungshoffnung wird auch durch die der Illusionsfähigkeit mitbedingt. Wo selbst die größte Realisierungskraft keine „Hoffnung" erwecken könnte, da vermöchte es noch eine Illusion.

193

Wer neben großer Realisierungskraft große Illusionsfähigkeit besitzt, bei dem erreichen selbst die minimalen Realisierungshoffnungen eine Ausnahmsgröße.

194

Führt ihn auch seine Illusion irre, so kann seine gewaltige Kraft, durch illusorische „Hoffnung" gesteigert, Bedeutendes, wenn auch nicht das ursprünglich Beabsichtigte leisten.

195

Verliert er mit der Zeit die Illusionen, so kann ihm noch die auf eigene Realisierungskraft gestützte „Hoffnung" verbleiben, wenn die erlittenen „Niederlagen" und „Enttäuschungen" diese Kraft nicht allzusehr erschöpft haben.

196

Größe und Art der Zuversicht hängt wesentlich von der Auffassung ab, die der Hoffende von den eigenen Kräften und denen der Umwelt hat. Diese Auffassung ist je nach Anlage, Beruf und Entwicklung in bezug auf manche Fähigkeiten und Eigenschaften objektiver als hinsichtlich anderer. Je verschiedenartigere Kräfte der Hoffende als unumgängliche Voraussetzung der Hoffnungsverwirklichung voraussetzt, desto höher muß er seine Gabe der Beobachtung und Intuition einschätzen, um seinem hoffnungweckenden Urteil zu trauen. Gewöhnlich aber verläßt sich hierin der Hoffende auf das Urteil der andern, auf Dogmen überkommener Religionen und Philosophiesysteme, auf herrschende Vorurteile der Rang- und Klassenwertung, des Völker- und Rassendünkels. Zuweilen vermag eine Koinzidenz von Umständen, ohne objektive Beobachtung und ohne richtiges Schließen, eine objektive Wertung gleichsam zufällig herbeizuführen. So können beispielsweise Eitelkeit und Ehrgeiz eine hohe Selbsteinschätzung der eigenen künftigen Entwicklung und Taten des Eitlen erzeugen, eine Bewertung, die nur dem Dünkel entsprungen und, auf keiner objektiven Selbstbeobachtung oder Selbsterkenntnis beruhend, trotzdem der Wirklichkeit entspricht. Dies kommt am ehesten in der Jünglingszeit vor, wo die Eitelkeit häufig die Selbsterkenntnis trübt und der Wunsch des Ehrgeizes zur Quelle des Glaubens und der Hoffnung wird. Aber es gibt Entwicklungserfüllung von einer Größe und Neuheit, die niemals von Eitelkeit und Ehrgeiz antizipiert wird. Sehr große, schöpferische Leistungen und Taten können gleichwohl mit Hilfe einer überaus feinhörenden Sensibilität für kaum bewußte Regungen neuer Fähigkeiten und Anlagen vorausgeahnt werden. Dies ergibt zuweilen tragische innere Kämpfe in der Seele schöpferischer Jünglinge, die dem auf so verborgene Weise entstandenen Bewußtsein von der eigenen künftigen Größe nicht ganz trauen und dieses Bewußtsein aus Angst und Abscheu vor dem vermeintlichen Blendwerk der Eitelkeit zu unterdrücken suchen.

Eine unberechtigte Furcht vor illusorischen Hoffnungen der Eitelkeit kann allzu ängstliche und überskrupulöse Naturen in der Wahl ihres Weges beirren, von Zielen abbringen, denen sie völlig gewachsen wären, um sie vor Aufgaben zu stellen, die für ihre Schaffenskräfte zu gering sind. Hierin werden sie meist von der Umgebung aufgemuntert und unterstützt, die gewöhnlich höhere Anlagen nicht erkennt und daher geneigt ist,

ihre knospenhaften Früherscheinungen für Narretei oder wenigstens für bloße Unreife der Erfahrung und des Urteils zu halten. Aber häufig schafft sich die solcherweise gehemmte Natur einen Umweg, der sie doch zum richtigen Ziele führt. Von seinen höchsten Arbeitsidealen abgelenkt, stellt sich der schöpferische Mensch zwar geringere Aufgaben, aber diese liegen gewöhnlich in der Richtung der angeborenen Anlagen und Fähigkeiten und bilden unbewußt und unbeabsichtigt wirkliche Etappen auf dem Wege zum ursprünglichen oder einem ihm verwandten Entwicklungsziele.

Damit durch das Bewußtsein von der einen oder anderen Kraft des Hoffenden in ihm selbst Zuversicht geweckt werde, muß sich diesem Bewußtsein die Gewißheit anschließen, daß sich der hoffnungweckenden Kraft keine unüberwindlichen Widerstände seitens der näheren oder ferneren, irdischen oder außerirdischen Umgebung entgegenstemmen werden. Die Größe der Zuversicht ist also teils von der Vorstellung von Umfang und Kraft des Umgebungswiderstandes, teils von dem Gefühl einer speziellen Fähigkeit mitbestimmt, die sozialen Hindernisse zu überwinden. Dieses Verhältnis wurde durch die Erfahrung befestigt, daß das Lebensziel zahlreicher Menschen von großer und größter künstlerischer, wissenschaftlicher oder religiöser Begabung nur daran scheiterte, daß ihre Begabung nicht mit der Fähigkeit verbunden war, den Kampf mit den rohen Mächten des Brotneides, des ökonomischen Wettbewerbes, des Überlegenheitshasses, der geistigen Massenträgheit zu bestehen.

Je mehr die brutale Macht der Rassen, Völker, Klassen, Familien, Religionsgemeinschaften und Berufsgruppen in ihre unvermeidlichen Grenzen gewiesen sein werden, desto mehr wird die Schaffenszuversicht begabter Menschen von ihrer Anlage und Entwicklungsfähigkeit, desto weniger von den Bedrohungen abhängig sein, die von der näheren und ferneren Gesellschaft ausgehen. Dies betrifft auch das Verhältnis zwischen Zuversicht und überirdischen Gestalten. Denn je mehr die Entwicklung der Menschengruppen in wissenschaftlicher, moralischer und religiöser Hinsicht vergeistigt und vervollkommnet ist, desto größer ist die Neigung, auch den religiös verehrten, außerirdischen Wesen eine Vollkommenheit beizumessen, die eines entwicklungsschädigenden Hasses und Neides nicht fähig ist. —

Ist schon die Hoffnung, die hauptsächlich auf Erfüllung bloß persönlicher Schaffenswünsche und höchstens auch auf traditionelle Mit-

befriedigung der Umwelt ausgeht, von dem Gefühle abhängig, die nähere oder fernere Gesellschaft im Sinne des Selbstschutzes und der eigenen Ideale des Schaffenden beeinflussen zu können, so ist es die Arbeitshoffnung eines neuschöpferischen Geistes, insbesondere eines großen Religionsstifters, Reformators, Kulturgestalters in ungleich höherem Maße. Ist doch ihr Ziel und Augenmerk unmittelbar und vorzüglich der Wandlung menschheitlichen Lebens zugewandt und weckt daher ein um so intensiveres Gefühl der Abhängigkeit von der eigenen Fähigkeit des Schöpfers, Bedrohungen und Widerstände zu überwinden, die von Menschengruppen gegen die Erhaltung und Entwicklung des Neuerers und seiner Ideale gerichtet sind.

Es ist kein Zufall, daß bislang sogar Schöpfer von größter plastischer oder musikalischer Begabung keine bahnbrechende Neugestaltung der menschlichen Gesellschaft in religiöser oder moralischer Hinsicht versuchten. Ihre diesbezügliche Schaffenshoffnung war zu gering. Erschwerte der bisherige Stand der Menschheitsentwicklung eine solche Hoffnung im höchsten Grade, so wurde sie durch eine Anpassung des ganzen Innenlebens an eine vielfach beengende, zeit- und energieraubende Ausdruckstechnik um einen sonst möglichen Energieüberschuß gebracht. Wie die Individualität, die Eigenart der Seele, ihre Ausdrucksweisen mitgestaltet, so wird die Geistesentwicklung durch Rückwirkung seitens der Ausdrucksweisen wesentlich mitbestimmt. In einem Künstler, der mit zahlreichen, äußerst schwierigen technischen Problemen zu ringen hat, muß der Umstand, daß die Art seiner instinktivsten Ausdrucksfähigkeit die unumgänglich abstrakte Äußerung bahnbrechend neuer Lebensprinzipien ausschließt, auch die Entstehung solcher religiöser und moralischer, menschheitswandelnder Gedanken in hohem Maße erschweren. Kommt noch ein kaum überwindlicher Widerstand, ein äußerst minderwertiges Geistesniveau der größeren Umgebung hinzu, dann legen sich auf die etwa noch erwachende Vorstellung von der Sozialwandlung Bilder von der geringen Entwicklungsfähigkeit der Umwelt wie eine erstickende Last und Bürde nieder, alle Keime bahnbrechender sozialer Erneuerungshoffnung erstickend.

Einen großen Vorsprung in dieser Hinsicht gewannen diejenigen Schöpfer, deren Ausdrucksfähigkeit sich hauptsächlich auf dem Gebiete gesprochener oder geschriebener Rede bewegte. Ihre Sozialarbeit wurde nicht durch allzugroße Erschwerung einer bahnbrechenden Gedankenent-

wicklung und durch überanstrengende Arbeit am Erwerb rein technischer Ausdrucksmittel auf ein Mindestmaß herabgemindert.

Aber die Geringheit der allgemeinen Entwicklung, das Meer der herrschenden Vorurteile, die geistige Trägheit der Massen setzten beim Religionsstifter und Kulturgestalter eine so große Überwindung innerer und äußerer Widerstände voraus, daß ihm kein nötiger geistiger Energieüberschuß für eine größere künstlerische Arbeit zur Verfügung blieb und er oft sogar auf eine wissenschaftliche Begründung seiner Gedanken verzichten mußte. So gestaltete sich auch seine soziale Arbeit und Erfüllungshoffnung meist sehr einseitig, ermangelte einer größeren Harmonie und Differenzierung der Ziele.

Es wird eine der wesentlichsten Aufgaben neuer Menschheitsideale sein, das Mißverhältnis zwischen den künstlerischen, wissenschaftlichen und sozialgestaltenden Begabungen nach Kräften auszugleichen und zu ermöglichen, daß wenigstens manche Plastiker und Musiker zugleich auch schöpferische Kulturgestalter, manche Religionsstifter und Heilige auch große Dichter, Forscher, Plastiker oder Musiker werden. Dies kann zum Teil durch Hebung der allgemeinen Menschheitsentwicklung, mithin durch Herabminderung der Widerstände gegen ethische, religiöse und sonstige soziale Neuerungen, zum Teil durch eine so wesentliche Förderung der Erziehung und Erhaltung genialer Kräfte seitens der Gesellschaft bewirkt werden — daß der mögliche Energieüberschuß der Besten nicht an den Kampf mit Elend, Überlegenheitshaß und rohem Mißverstehen verschwendet werde. Nur dann wird die Hoffnung der Künstler auf die Verwirklichung umwälzender, von ihnen geschaffener Ideale, durch die nötige Vielseitigkeit der Ausdrucksmittel unterstützt, sich voll entfalten können, nur dann wird die Verwirklichungshoffnung der Religionsstifter und Kulturgestalter stets auf die Vervollkommnung des Gesamtgebietes menschlichen Schaffens gerichtet sein.

Der Entwicklung der Einheitlichkeit und des harmonischen Reichtums menschheitlicher Ideale steht die große geistige Zersplitterung menschlicher Gemeinschaftsgebilde im Wege, die widerstreitende Verschiedenheit ihrer herrschenden Ziele, die sich oft bis aufs Messer bekämpfen. Je umfassender und gehaltvoller das neue Ideal eines Kulturgestalters gedacht und organisiert ist, desto mehr Fähigkeiten und Möglichkeiten muß es enthalten, die herrschende Disharmonie des Menschengeschlechtes zu über-

winden, um im Kulturgestalter selbst und in seinen Aposteln eine großzügige Zuversicht auf Erfüllung wecken und erhalten zu können.

Die meditativen Zustände der Hoffnung, die Träumerei ihres Verlangens und ihr Phantasieren von der Erfüllung können die Sensibilität des Hoffenden für manche seiner eigenen Fähigkeiten wecken oder erhöhen, die er vorher nicht bemerkte. Sofern diese Eigenschaften geeignet sind, trotz oder wegen ihres größeren Bewußtwerdens zur Erfüllung der Hoffnung wesentlich beizutragen, vermag ihre Weckerin, die Träumerei, Zuversicht wachzurufen und zu steigern. Das Meditieren der Hoffnung erzeugt durch intensiven Eindruck oder Übung nicht selten künstlerische, wissenschaftliche, kulturgestaltende oder religiöse Fähigkeiten und mit ihnen eine neue Zuversicht. Also dieselben, oft sehr verborgenen und kaum bewußten Seelenvorgänge, durch welche die schöpferischen Anlagen erwachen und wachsen, können auch zur Entstehung neuer Sehnsüchte und Hoffnungen führen, um durch deren Rückwirkung ihrerseits neu befruchtet zu werden. —

197

„Ungeduld" oder Mangel an Zuversicht können eine spezielle Willensschwächung im Erstreben einer wirklichkeitsgemäßen, unverfälschten Orientierung bezüglich der Hoffnungserfüllung hervorrufen, mithin entsprechende Illusionen und abstrus metaphysische Denkweisen.

198

Diese spezielle Willensschwächung kann stabil fortdauern oder durch die beschwichtigende Kraft der hervorgerufenen Illusion oder Metaphysik nach und nach sogar vollständig aufgehoben werden.

199

Ungeduld, allzugeringe Zuversicht oder Hoffnungslosigkeit können durch Ermüdung der Denkenergie und der Erfahrungskontrolle die logischen und psychologischen Denkprozesse, die sich antizipativ in Form einer Mutmaßung, Hypothese oder Voraussicht auf die Erfüllungsvorstellungen richten, in Verwirrung bringen. Gewöhnlich entsteht dann eine fälschende Anpassung des geschwächten Urteils an den Wunsch durch die Gaukelei einer vorgespiegelten illusorischen Erfüllung oder durch illusorische Trostvorstellungen, die Entschädigung oder Linderung bringen sollen. Die

Trostillusion kann entweder optimistisch die Erfüllung einer andern Hoffnung versprechen oder pessimistisch den Wert der unerreichbaren Erfüllung willkürlich herabsetzen. Dem Ermüdungsvorgang der Denkprozesse einer Hoffnung schließt sich sehr oft eine entsprechende Willensschwächung an, die einen Widerstand gegen die Täuschungen wenigstens teilweise unterläßt und, einer leichteren, für den Augenblick lustvolleren Begriffsarbeit nachgebend, die Hoffnungsillusion unterstützt.

Nicht selten geht Hand in Hand mit dieser Willensschwächung ein kaum bewußtes Aufgeben des Widerstandes seitens des moralischen, künstlerischen, wissenschaftlichen oder religiösen Gewissens — gegen eventuelle Hindernisse, welche der Hoffnungsillusion auch von den eindrucksvollsten Gewohnheiten in den Weg gelegt werden. Hier setzt gewöhnlich ein Phantasieweben der Erfüllungsträumerei ein, welches, durch die Denkschwankungen der Ermüdung geleitet, einer für die Entstehung erwünschter Illusionen günstigen Wandlung zustrebt. Durch eine solche mehr oder minder bewußte Unterdrückung der geistigeren, vollkommeneren Regungen des Gewissens, des Geschmackes und des Urteils können Charakter und Gesamtniveau eines Menschen dauernd geschädigt werden.

Die zahlreichen Orientierungsschwankungen der Alltagshoffnung bilden eine Teilvorbereitung für Entstehung und Verlauf der Orientierungen, die aus künstlerischen, wissenschaftlichen, religiösen oder kulturgestaltenden Hoffnungen hervorgehen. Hat einer beispielsweise den Glauben an einen allmächtigen Gott oder an eine Unsterblichkeit mit Haut und Haaren in früher Jugend verloren, so kann die daraus entstandene Ermüdung in reiferen Jahren eine Rückkehr zur alten religiösen Hoffnung bewirken, unter Zuhilfenahme einer abstrusen Begriffsbildung, die der reiferen Denkweise des Bekehrten nachgerade zuwiderläuft. Der geschichtliche Verlauf des Kampfes zwischen der wachsenden Kritik und den religiösen, pseudowissenschaftlichen, künstlerischen und gesellschaftlichen Vorurteilen bietet hierfür zahlreiche Beispiele. Wir sehen da die Entstehung umfassender, oft raffiniert, wenn auch widerspruchsvoll durchdachter Systeme einer abstrusen Metaphysik, die auf teilweiser Unterdrückung des freien Gedankenlaufs zugunsten veralteten Glaubens und Hoffens beruhen und meist einer kritikerzeugten Angstlähmung und Ermüdung des unbestechlichen Strebens nach Wahrheit entspringen.

Dieselbe Erstarkung der Kritik, welche ein Aufblühen der Wissenschaft herbeiführt, drängt viele, die keine Kraft haben, eine neue, umfassende Hoffnung zu gestalten, zur verzweifelten, künstlichen, Erfahrung und Wahrheit fälschenden Begründung der entschwindenden Zuversicht. Die Verquickung der reinen Buddhalehre mit Systemen brahminischen Aberglaubens und neuerdings mit dem Hinduismus; die Anpassung scholastischen Denkens an die Dogmen der Kirche; Unterdrückung der Erfahrung als Quelle der Erkenntnis seitens neuzeitlicher Metaphysik und Pseudoreligion zugunsten einer leeren, subjektiv konstrnierenden Dialektik — dies sind die hervorstechendsten historischen Beispiele einer wenig oder ganz unproduktiven Rettung absterbender, uralter, abergläubisch illusorischer Zuversicht und Hoffnung aus Mangel an Selbstbeherrschung, Denkenergie und schöpferischer Phantasie. —

200

Es gibt gewaltige Wollungen, die von keinem und für keinen menschlichen Organismus verwirklicht werden können: typisch unrealisierbare Wollungen — auch solche, deren Erfüllung für manche möglich, für andere unmöglich ist: individuell unrealisierbare Wollungen. Durch Hinzutritt illusorischer Mutmaßung oder Gewißheit ihrer Erfüllung können sie sich zur illusorischen „Hoffnung" gestalten: typische und individuelle Unmöglichkeitshoffnung.

201

Alle „Hoffnungen", somit auch die Unmöglichkeitshoffnungen, beziehen sich auf künftige Änderungen irgendwelcher Naturbestandteile; je nach der Beschaffenheit der letzteren können folgende Unmöglichkeitshoffnungen entstehen:

I. Unmöglichkeitshoffnungen in bezug auf sich selbst.
II. Unmöglichkeitshoffnungen in bezug auf Mitmenschen.
III. Unmöglichkeitshoffnungen in bezug auf nichtmenschliche Naturbestandteile.

202

Die Unmöglichkeitshoffnungen in bezug auf sich selbst oder Mitmensch können a) Entwicklung, b) Erhaltung, c) Gefühl (Lust — Unlust) betreffen und namentlich: eine typisch oder individuell unrealisierbare Entwicklung, Erhaltung, Gefühl.

203

Die Unmöglichkeitshoffnungen können sich auf unrealisierbare Größe (nach Umfang und Kompliziertheit), auf Richtung und Dauer der Entwicklung und der Gefühle beziehen.

204

Es gibt Unmöglichkeitswünsche, die in so hohem Maße dem allgemeinen Selbsterhaltungstriebe entspringen und infolgedessen allgemein verbreitet sind, daß sie umfassende Gemeinschaften und Menschheitsgeschlechter zur Ausgestaltung entsprechender, gruppenindividuell abweichender, aber wesentliche Gemeinsamkeiten aufweisender Unmöglichkeitshoffnungen veranlassen und wohl immer veranlassen werden. Die historisch bekanntesten und grundlegendsten darunter sind: die Hoffnung, das Leben auch nach dem Tode in gleicher oder wesentlich ähnlicher Weise fortzusetzen wie vor dem Hinschied; die Hoffnung auf unmögliche oder undenkbare Hilfe seitens nichtmenschlicher oder außerirdischer Wesen.

Mit diesen umfassendsten Unmöglichkeitshoffnungen waren natürlich illusorische Teilhoffnungen verknüpft, aus deren Zusammenwirken erst die Gesamtzuversicht hervorging, so zum Beispiel die Hoffnung auf die Macht des Zaubers oder auf eine göttliche Allmacht.

Der gesamte Lebensverlauf der Menschheit wurde mehr von illusorischen als von wirklichkeitsgemäßen Hoffnungen beherrscht und geleitet. Die Primitivität der Orientierung in den Vorgängen der Natur und der Seele leistete dieser Hoffnungsrichtung Vorschub in höchstem Maße.

Aber wesentlich mitbestimmend und entscheidend war hierin das Walten tiefeingewurzelter, lebenserhaltender Unmöglichkeitswünsche, die auf einer geringeren Entwicklungsstufe nur in völlig unrealisierbaren Illusionen Befriedigung finden können. Auf dieser Stufe kommt ihnen Erfüllungsträumerei entgegen, die mehr einem wirklichen Traumzustand als einem durch Erfahrung und folgerichtiges Denken mitgestalteten, wenn auch traumhaften Phantasieschauen gleicht. Aber auf einer höheren Stufe der Erkenntnis und des künstlerischen Empfindens machen die lebensnotwendigen Unmöglichkeitswünsche eine Wandlung durch, ein gewisses Genügefinden an einer zwar nicht vollständigen, aber dafür mit der Vervollkommnung der Orientierung und der Phantasie mehr übereinstimmenden Hoffnung. Der infolge neuer, reicherer Erfahrung und eines neuen

Wissensschatzes eingetretene Schwund der ursprünglichen Erfüllungsillusion drängt eben den in seinen vitalsten Interessen Bedrohten zum Selbstschutz durch Milderung der allzu leidenschaftlichen Heftigkeit und Unversöhnlichkeit seines Unmöglichkeitswunsches. Solcherweise wird der Wunsch unter Mithilfe der neuen, der reiferen Hoffnung erhalten und von ihren meditativen Vorgängen reicher, organischer und durchgeistigter ausgebaut.

205

Da die bisher hervorgebrachten Menschenschöpfungen und Orientierungsmittel verschiedenen Individuen, Gruppen und Völkern in verschiedenem Grade zugänglich sind, so kann dieselbe Illusion oder Unmöglichkeitshoffnung bei verschiedenen Menschen, Gruppen, Völkern derselben Zeit in allerlei Graden der Sicherheit vorkommen.

206

Mit dem Wachstum sprachartiger Orientierungsmittel vermindert sich bei vielen Menschen, inwiefern sie jener Mittel teilhaftig werden, die Sicherheit hinsichtlich ihrer Unmöglichkeitshoffnungen, welche also mit der Zeit allerlei Begriffs- und Sicherheitsmetamorphosen, von der größten Gewißheit und Zuversicht bis zur Unwahrscheinlichkeit und völligen Hoffnungslosigkeit, durchwandern.

207

Mit dem Orientierungsfortschritt fallen die alten Illusionen fort, das Neuschaffen der objektiven Erkenntnis nicht zuwiderlaufender „Denkbarkeiten" und „Hoffnungen" in bezug auf ewig unrealisierbare, aber sehr intensive und produktive „Sehnsüchte", deren teilweise Verwirklichung denkbar und möglich ist, bekommt eine stets größere biologische Bedeutung.

208

Leider bildet zu solchen Zeiten für mittelmäßige und ehrgeizige oder für unredliche Menschen, die gerne im trüben fischen, die Leichtigkeit, neue Illusionen hervorzubringen, eine starke Verlockung, billige Phantastik ohne wissenschaftliche Grundlage und ohne künstlerische Gestaltungskraft auszukramen und als heiliges Ideal anzupreisen. Noch häufiger werden uralt primitive, aber wenig bekannte exotische Phantasmen aus fernen

Ländern eingeführt, weil sie sogar die Arbeit einer mittelmäßigen Erfindung erspart und immerhin originellere Züge und produktivere Momente enthält.

209

Es ist leichter, den Glauben an eine neue Illusion zu erwecken, als den an eine alte wieder zu wecken; der erstere wird infolge geringer Übung oder Trägheit, der zweite sowohl infolge der Trägheit wie auch wegen alter, allgemein angenommener und geläufig gewordener Kritik gehemmt, eventuell unmöglich gemacht.

210

Das Schaffen neuer Unmöglichkeitshoffnungen beruht oft auf dem Schaffen neuer, nicht wirklichkeitsgemäßer beziehungsweise metaphysischer Begriffssysteme, geknüpft an das Hervorbringen entsprechenden Vertrauens und Glaubens in bezug auf deren Verheißungen.

211

Ein Kulturgestalter kann also neue Illusionen oder illusorische „Hoffnungen" sowohl durch Schaffen einer neuen Metaphysik wie auch durch Erziehen für dieselbe mitbedingen. Diese zweite Aufgabe können für ihn auch andere wissentlich oder unwissentlich erfüllen.

212

Je größer die Arbeitskraft, Entwicklung, Entwicklungsfähigkeit und Entwicklungsliebe eines Menschen, desto größer kann die antizipierte, mögliche Entwicklungsgröße sein, nach der er sich sehnt: einer sehr bedeutenden beziehungsweise größtmöglichen Schaffenskraft, Entwicklung und Entwicklungsliebe schließt sich gewöhnlich eine Sehnsucht nach größtdenkbarer Entwicklung an.

213

Ein wahrhaft bedeutender Mensch kann sich wohl nach einer für seine Anlage unerreichbar großen, menschlichen oder übermenschlichen Selbstentwicklung häufig sehnen, ohne dabei an eine Verschmelzung der eigenen Seele mit der höheren zu denken. Aber die Sehnsucht, eine größtdenkbare irdische oder gar überirdische Vollkommenheit zu erlangen, kann in ihm nur selten anders erwachen, als in der Form eines liebevollen Verlangens nach Einswerden mit dem Gegenstande seines Idealerlebens.

Denn das religiöse Verlangen, über die Umgrenzung seiner eigenen Entwicklung hinaus zu kommen, drängt ihn normalerweise zu verehrendem Teilnehmen an der Vollkommenheit dreier Bereiche: zur Verehrung hoher irdischer Seelen, zur Verehrung der Menschheitsentwicklung und der Ewigkeit. Die Beseligung, die von dieser Richtung der Verehrung ausgeht, ist oft so groß, daß normalerweise kein Wunsch entsteht, durch Ausmalung einer Selbstentwicklung, die der größtdenkbaren Vollkommenheit der Welt gleichkäme, jene Verehrung abzuschwächen oder zu verdrängen. Nur große Katastrophen in der Kultur und Religion können eine derartige Ablenkung religiöser Verehrungsrichtung zugunsten einer egozentrischen sogar bei bedeutenden Menschen dauernd unterstützen. So hält sich Buddha nicht bloß für einen Erlöser der Menschen, er glaubt auch die Götter erlösen zu können. Selbst im vorigen Jahrhundert haben weltberühmte und begabte Männer, unter dem Einflusse des allgemeinen religiösen Zusammenbruches, Gott in die Schranken gefordert. Der eine wollte nicht einem Geiste dienen, der so wenig Erbarmen kundtue, der andere fühlte sich an Schaffenskraft Gott ebenbürtig, an Mitgefühl überlegen. Es hat auch an solchen nicht gefehlt, die meinten, sie könnten es gar nicht aushalten, kein Gott zu sein, wenn es einen gäbe.

214

Was man „besitzt", kann man nicht „begehren". Nach erreichbarer Mehrentwicklung können sich nur diejenigen „sehnen", die sie noch nicht „besitzen". Nach größtdenkbarer Entwicklungsgröße können sich auch die Entwicklungsgenialsten sehnen, weil sie niemand „besitzen" kann.

215

Diese Unmöglichkeit, eine größtdenkbare Entwicklung selbst zu erreichen, weckt oft Verlangen, an einer solchen Vollkommenheit in der Gegenwart oder Zukunft, auf Erden oder außerirdisch teilzunehmen.

216

Kommt aber zur ursprünglichen „Sehnsucht" nach größtdenkbarer Selbst- oder Fremdentwicklung eine entsprechende Sicherheit bezüglich ihrer Erfüllung hinzu, so entsteht die entsprechende Unmöglichkeitshoffnung.

217

Der uralte Glaube an eine göttliche Abstammung oder an Geist- beziehungsweise Gottwerden unter Mithilfe von Zauber haben Hoffnungen auf größtdenkbare, übermenschliche Selbstentwicklung bis auf den heutigen Tag ermöglicht und vielfach genährt. Aber mit dem Fortschritt der wissenschaftlichen Kritik verlor sich die Kraft dieses krassen Aberglaubens in hohem Maße, wodurch in den meisten Fällen das Ersehnen der Teilnahme an nichteigener höchstdenkbarer Vollkommenheit gefördert wurde. Dies kommt der Hoffnung auf die größtmögliche Menschheitsentwicklung und auf die Teilnahme an der Weltvollkommenheit zugute.

218

Schon eine geringe Entwicklung reicht oft hin, um nicht allzu geistiges, nicht sehr kompliziertes Verlangen erfüllen zu können. Ja häufig ist die Geringheit der Entwicklung sogar ein unumgängliches Erfordernis für eine solche Erfüllung. Bedürfnisse dieser Art bilden daher viel seltener als ein reicher und intensiver Arbeitsdrang einen Anlaß zum Herbeisehnen und Erhoffen einer hohen oder übermenschlichen Entwicklung. Wird auch dieser Arbeitsdrang durch äußere Erfolge, wie Umschmeicheltwerden, Reichtum und dergleichen zuweilen gesteigert, so können gleichwohl Trivialitäten der daraus hervorgehenden Befriedigung eine noch nicht gefestigte, nicht gereifte Seele zur Eitelkeit und falschen Selbsteinschätzung verleiten, können sie entnerven und um ihre geistigsten Schaffensimpulse bringen. Der Wunsch, solche Erfolge zu erhalten und fortgesetzt zu erzielen, verwandelt dann oft die Hoffnung auf größtdenkbare Entwicklung, auf Vollkommenheiten der Menschheit und der Ewigkeit in eine selbstgenügsame Zuversicht, die sich auf eigene Durchschnittseigenschaften des Hoffenden stützt und kaum über diese hinaus will.

219

Inwiefern ein wenig entwickelter und wenig entwicklungsliebender Mensch die Möglichkeit vollkommener Befriedigung solcher Bedürfnisse, wie sie bei ihm selbst und seinesgleichen vorkommen, als abhängig von bedeutender oder übermenschlicher Entwicklung betrachtet, insofern kann er sich nach solcher Entwicklung sehnen oder auf sie hoffen.

Es kann also auch ein edel und schöpferisch veranlagter, aber durch Verirrung degenerierter Mensch selbst nach Verlust seiner ursprünglichen Schaffenskraft und Entwicklungsliebe, aus Opportunitätsgründen, wie sie auch bei sehr Gewöhnlichen vorkommen, die Sehnsucht nach größtdenkbarer Vollkommenheit weiterhin nähren. Eine solche Sehnsucht und die ihr entsprechende Hoffnung tragen dann aber die Züge der sterilen Ernüchterung und platten Glückssucht, der sie entsprungen sind.

220

Die „Sehnsüchte" und Unmöglichkeitshoffnungen in bezug auf typisch oder individuell unrealisierbare Entwicklungsrichtung sind eng mit denen in bezug auf Entwicklungsgröße verknüpft, denn eine neue Entwicklungsrichtung erfordert eine Entwicklungssteigerung: demnach sind die Bedingungen der Entstehung der „Sehnsüchte" und Unmöglichkeitshoffnungen in bezug auf Entwicklungsrichtung denen der Sehnsüchte und Hoffnungen in bezug auf Entwicklungsgröße analog.

221

Die typisch unrealisierbaren „Sehnsüchte" und Unmöglichkeitshoffnungen in bezug auf die Entwicklungsrichtung können die Entstehung ganz allgemein analog erschlossener, neuer Organe und der an sie geknüpften Elemente betreffen, die dem menschlichen Organismus unzugänglich sind und es vielleicht ewig bleiben werden.

222

Das Gefühl der Kraft, der Möglichkeit, eine Naturänderung in erwünschter Weise zu vollbringen, kombiniert sich zum Gefühl der Macht, wenn die Möglichkeit zu ändern auf eine sozial charakterisierte Beziehung gerichtet ist.

223

Alle in erwünschter Weise hervorgebrachten Menschenänderungen, Menschenerlebnisse, bilden zugleich eine entsprechende, vorübergehende oder ständige Wandlung der Beziehung zwischen dem Wirkenden und dem zu Ändernden. Hat jemand die Vermögenslage, die Freiheit, das Glücksgefühl, die Gesinnung oder die Weltanschauung eines anderen auf neue Bahnen geleitet, so sieht er sich einem neuen Erziehungsobjekt, mithin

auch einer irgendwie neuen geistigen Beziehung gegenüber. Das eindrucksvolle Bewußtsein, diese andersartige Beziehung hervorbringen zu können, ist während des Hervorbringens ein kinetisches, vorher ein potentielles Machtgefühl. Gewöhnlich wird an einer solchen Beziehung die Selbstwertung des Machtempfindenden und dessen Werten des sozialen Gegengliedes irgendwie anders. Mit der beginnenden Machtempfindung fühlt er sich dem zu Ändernden gegenüber in irgendeiner gesellschaftlichen oder geistigen Hinsicht überlegen, er fühlt sich in dieser oder jener Beziehung bedeutender, energischer, produktiver und als Gegenstück hierzu den andern in derselben Richtung, wenigstens im Augenblick und vorübergehend, unbedeutender, schwächer.

Wurde durch den Eingriff in das Leben des Nebenmenschen oder einer Gruppe deren Entwicklungsniveau gehoben, so kann der Eingreifende trotz des Gefühls, über eine fördernde Macht zu verfügen, dies unter Umständen tiefer einschätzen als das erreichte Ergebnis. Dies kann eintreffen, wenn die durch ihn angeregte Überlegenheit sein Verständnis nicht zu sehr übersteigt und er entwicklungsliebend und aufrichtig genug ist, sie vor sich selbst einzugestehen. Oft wird vom Machtempfindenden eine große geistige oder gesellschaftliche Förderung anderer als Folge seiner Kraft und Wirksamkeit antizipiert. Übertrifft das antizipierte sein eigenes Niveau oder Ansehen, dann kann in ihm ein gemischtes Gefühl von Hocheinschätzung seiner fördernden Kraft und Minderbewertung des eigenen Geistes oder Gesellschaftsranges entstehen, in Verbindung mit entsprechendem Bewußtsein der eigenen Macht und Ohnmacht.

Die meisten ersehnen irgendeine Macht, um sich höher, dagegen andere tiefer einschätzen zu können. Selbst wenn sie als Erzieher, Forscher, Künstler manche ihrer Nebenmenschen geistig höher gebracht haben, als sich selbst, wollen sie es oft gar nicht einsehen, um nur nichts vom Machtgefühl ihrer Selbstüberschätzung einzubüßen. So jagen sie einer schattenhaften Chimäre nach und beachten nicht die Kräfte, über die sie wirklich verfügen, nicht die wirklichen, schönen Früchte ihrer Arbeit.

224

Sofern die Beziehungen zur tierischen und anorganischen Welt anthropomorph, mithin menschlich sozial erlebt werden, können die auf sie gerichteten Kraftgefühle des Menschen als Macht empfunden werden, sobald der anthropomorph soziale Charakter hinlänglich eindrucksvoll abgehoben

ist. Wie die Kraftempfindungen, die menschlichen Gefühle des Könnens, der aktiven Möglichkeit etwas zu ändern, zu vollbringen, in die Naturvorgänge unwillkürlich hineinversetzt werden, so wird auch das Machtgefühl kaumbewußt oder wissentlich in sie eingelegt. Dies wird vorzüglich dadurch gefördert, daß die „Macht" nur eine Abart der „Kraft" ist, und der Prozeß der Sozialisierung der Verhältnisse von Natur und Mensch auch zur Sozialisierung der nichtmenschlichen Verhältnisse von bloß nichtmenschlichen, selbst bloß anorganischen Naturvorgängen hinreißt. Auf diesem Boden blühte sogar eine anthropomorphisierende Machtspekulation empor, die in ihrem Neide auf die Erfolge der gleichfalls anthropomorphisierenden Kraftmetaphysik die gesamte Natur von Machtvorgängen beherrscht sein läßt, ohne vom Wesen und der Entstehung des Machtgefühls einen richtigen Begriff zu haben.

225

Die „Macht" kann durch äußere Mittel, wie Geld, Werkzeuge, Heere oder aber durch eigene physische oder psychische Entwicklung vorzüglich bedingt werden: Geldmacht, Heeresmacht, Königsmacht, Athletenmacht, Künstlermacht, Prophetenmacht, Philosophenmacht ...

226

Gewöhnlich werden die individuellen Machtgefühle von kaumbewußten Nachbildern der Macht herrschender Gruppen und Institutionen begleitet. Je unharmonischer ein Mensch veranlagt und entwickelt ist, desto widersprechendere Nachbilder dieser Art verbinden sich in seinem Geiste miteinander, das meistabgehobene Machtgefühl und dessen Streben in manchen Richtungen fördernd, in anderen hemmend. So kann z. B. das künstlerische, wissenschaftliche oder religiöse Machtgefühl, durch kaum bewußte, aber eindrucksvolle und suggestive Nachbilder politischer Macht unwillkürlich auf Wege nationalistischer, kriegerischer oder ökonomischer Tendenzen gedrängt, seine ursprünglichen und wesentlichen Schaffensmotive einbüßen.

227

Die negative Mitbedingung aller „Macht" ist die Machtfreiheit, d. h. das Nichtgehindertsein am Vollführen erwünschter Änderungen sozialer Beziehung.

228

Die größtdenkbare „Macht" ist die „Allmacht", die „Kraft", sämtliche denkbaren Änderungen sozialer Beziehung zu vollführen. Die größtdenkbare Machtfreiheit ist die Allmachtsfreiheit.

229

Nach „Allmacht" und „Allmachtsfreiheit" können sich selbst die Mächtigsten sehnen oder auf sie hoffen, weil sie niemand „besitzt".

230

Das Allmachtssehnen kann normalerweise keinen „Glauben an die eigene, gegenwärtige Allmacht" erwecken, weil man sich augenblicklich vom Gegenteil überzeugen kann. Hingegen vermag eine hinreichend illusorische Orientierung eine Unmöglichkeitshoffnung auf Allmacht in unbekannter, unbestimmter Zukunft hervorzurufen.

231

Der Glaube an eigene übermenschliche Entwicklung, Macht und Freiheit oder die Hoffnung darauf kann durch den „Gottesglauben" bedeutend gesteigert werden.

232

Der „Gottesglaube" kann die Unmöglichkeitshoffnung auf eigene Allmacht, Allfreiheit, größtdenkbare Entwicklung aufheben, dagegen die „Sehnsucht" nach denselben durch Ämulation vergrößern.

233

Die typischen Unmöglichkeitshoffnungen oder Sehnsüchte in bezug auf „Macht" oder „Allmacht", „Freiheit" oder „Allfreiheit" können Förderung oder Hemmung der Entwicklung, Erhaltung, der Gefühle Einzelner, Gruppen, Völker, der Menschheit betreffen, somit auch ihre größtdenkbare übermenschliche Entwicklung, ihre „Allmacht" und „Allmachtsfreiheit".

234

Die „Sehnsucht nach Allmacht, Allfreiheit und übermenschlicher Entwicklung der Menschheit" kann die „Sehnsucht oder Unmöglichkeits-

hoffnung auf eigene" mitbedingen und an diese die „Hoffnung auf die menschheitliche" ketten.

235

Die „Hoffnung auf die Allmacht der fernen Zukunftsmenschheit" kann leichter entstehen und bestehen als die auf „eigene Allmacht", da die Zukunft der Menschheit unendlich schwieriger zu erschließen ist als die eigene.

236

Bei denjenigen, welche Entwicklung, Mehrarbeit, Schaffen und Kampf mehr lieben als Ruhe, Minderarbeit, Bequemlichkeit und Genuß, werden die Unmöglichkeitshoffnungen auf übermenschliche, übermenschheitliche „Kraft", „Macht" und „Freiheit" mehr aus Entwicklungs- und Mehrarbeitsbedürfnissen fließen, als aus den Ruhe- und Genußbedürfnissen, hingegen umgekehrt bei Menschen, bei denen die letzteren die ersteren überwiegen.

237

Die „Sehnsucht nach vollkommener Allfreiheit" wird gewöhnlich durch das „Begehren absoluter Originalität, Neuheit und Einzigkeit" bedingt.

238

Sie kann auch von sehr intensiven „Ruhebedürfnissen" oder „Enttäuschungen" und „Hoffnungsverlusten", aber vornehmlich durch alle „unerträglichen Ketten und Bande" hervorgerufen werden.

239

Ein ungeheuerlicher „Stolz und Dünkel", bekräftigt durch eingebildete oder wirkliche, wenn auch nicht große Begabung und „Macht", kann zeitweise den illusorischen „Glauben" an eigenes, vollkommen allfreies Leben hervorrufen.

240

Aber die vielen, unmittelbaren Widerlegungen der alltäglichen Erfahrung müßten zur baldigsten Ausschaltung dieses „Glaubens" führen, wenn dem Schwankenden eine Metaphysik oder primitive Mystik nicht zu Hilfe käme, welche alle Zweifel löste.

241

Aus der Unmöglichkeit völliger Unabhängigkeit kann um so intensivere „Sehnsucht nach vollkommener Macht über die Menschheit" entspringen, je weniger das Individuum eines Monadenglaubens fähig ist. Wie eng berühren sich absolute „Anarchiesehnsucht" und absolute „Despotie-begehrungen".

242

Historisch und biologisch sehr wichtige Modifikationen der altruistischen und egoistischen Unmöglichkeitshoffnungen in bezug auf Entwicklung und Erhaltung sind die Unmöglichkeitshoffnungen in bezug auf Mitverstehen, Verstanden-werden, Mitfühlen, Lieben, Mitgefühltwerden, Geliebtwerden.

243

Das Bedürfnis, die Mitmenschen zu verstehen, kann aus Mehrarbeitsbedürfnissen, aus ästhetischen und künstlerischen, theoretischen oder praktischen Bedürfnissen, aus egoistischen oder altruistischen Absichten hervorgehen.

244

Erreichen sie eine hinreichende Größe, so können sie zu Unmöglichkeitsbegehrungen denkbar vollkommensten Verstehens und bei entsprechender Illusionsfähigkeit zu Unmöglichkeitshoffnungen werden.

245

Je größer der Umfang anderer Wünsche nach Schaffen und Erkenntnis, desto größer nach Umfang und Intensität das „Verlangen, die Mitmenschen zu verstehen".

246

Das „Verstehen" kann entweder durch Vermittlung von ihm gelenkter Handlungen zur Erlangung verschiedener Ziele führen oder unmittelbar als solches „Bewunderung", „Verehrung", „Wohlwollen", „Liebe" oder „Furcht", „Neid" und „Haß" in den Mitmenschen erwecken.

247

Man sucht oft andere zu „verstehen", um selbst „verstanden" zu werden.

248

Durch das „Verstehenlernen" sowohl mehrentwickelter wie auch minderentwickelter Menschen fördert man die eigene Entwicklung.

249

Je entwickelter und beobachtungsfähiger ein Mensch ist, desto entwickelter muß der zu Beobachtende sein, wenn er als Gegenstand der Anschauung die Entwicklung des Beobachters bedeutend fördern und seine geistigen Arbeitsbedürfnisse bzw. sein ästhetisches, künstlerisches oder psychologisches Verlangen in hohem Grade befriedigen soll.

250

Der Entwicklungseinzige will oft wenig Entwickelte verstehen, um ihre höchsten Geistesbedürfnisse befriedigen oder große Ideale mit ihrer Hilfe realisieren zu können.

251

Der wenig Entwicklungsfähige sucht oft die Gesellschaft Mehrentwickelter zu vermeiden, um die eigene Minderentwicklung nicht intensiv unlustvoll empfinden zu müssen.

252

Dagegen sucht er häufig die Gesellschaft noch weniger Entwickelter, als er selbst ist, auf, um sich „mächtiger" als sie zu fühlen.

253

Es kommt auch vor, daß selbst bedeutend Entwicklungsfähige und Entwickelte aus „Eitelkeit" und „Ehrgeiz" mehr Entwickelte vermeiden oder sie absichtlich falsch verstehen. So versperren sie sich selbst den Weg zur Neuentwicklung oder Mehrentwicklung.

254

„Liebe" und „Verehrung" sind oft die besten Brücken zur Fortentwicklung im mittelbaren und unmittelbaren Verkehre mit positiv Entwicklungseinzigen.

255

Nach dem „Verstandenwerden" kann man sich „sehnen", wenn es für die Realisierung oder Hemmung irgendwelcher „Ideale" unentbehrlich

ist, wenn man „geliebt", „verehrt", „bewundert" oder „gefürchtet", „vermieden" zu werden begehrt, wenn man selbst „helfen", „lieben", „bewundern", „positiv ästhetisch schätzen" oder die durch das „Nichtverstandenwerden" bedingte „Isolation" aufheben möchte usw.

256

Die „Sehnsucht nach dem Mitfühlen" wird meistens durch Mehrarbeits- bzw. ästhetische Bedürfnisse bedingt. So kann sich an ein hinreichend bedeutendes Mehrarbeitsbedürfnis „Sehnsucht nach Mitfühlen aller menschlichen Lust- und Unlustkombinationen" knüpfen.

257

Oft begehrt ein Individuum mit einem Entwicklungseinzigen mitzufühlen, um in diesem Mitfühlen die eigene Einzigkeit zu empfinden.

258

Die „Unsterblichkeitssehnsucht oder -hoffnung" kann, je nach der individuellen Anlage und Entwicklung des Sehnenden oder Hoffenden, aus Entwicklungs- und Schaffensbedürfnissen oder aus Ruhe- und Lustbedürfnissen entspringen, aber vorzüglich aus „Sehnsüchten in bezug auf übermenschliche, übermenschheitliche Entwicklung, Macht, Freiheit": sie sind immer an bedeutend gesteigerte „Neigung oder Liebe" zu diesen oder jenen Lebensbestandteilen gebunden.

259

Demnach kann die Hoffnung auf Unsterblichkeit sämtlichen auf Erhaltung und Entwicklung des Lebens gerichteten „Sehnsüchten" eines Individuums Zuversicht verleihen.

260

Sie vermag also im Leben Einzelner und Gruppen sämtliche „Kräfte" der Erhaltung und Entwicklung wesentlich zu steigern. Ihr gegenüber verblaßt aller „Glaube und Hoffnung auf Ruhmesunsterblichkeit".

261

Die „Hoffnung auf über den Tod hinausreichende Verlängerung der Entwicklungsphasen und die auf zeitliche oder unendliche Erweiterung

der Lustgefühle und Ausschaltung der Unlustgefühle" waren bisher selbst bei Entwicklungseinzigen meistens an „Gottes-, Seelen- und Karmaglauben" geknüpft.

262

Welche Hoffnungen können und werden in Zukunft an Stelle der alten Formen des Hoffens auf Wiedergeburt, Metempsychose oder Unsterblichkeit treten?

263

Während sich an Unlustgefühle die „Sterblichkeitssehnsucht" unmittelbar, die „Unsterblichkeitssehnsucht" nur mittelbar knüpfen kann, so kann sich dagegen den Lustgefühlen die „Unsterblichkeitssehnsucht" unmittelbar, die „Sterblichkeitssehnsucht" nur mittelbar anschließen.

264

Je intensiver die Lustgefühle, desto intensiver kann das Bedürfnis ihrer Dauerverlängerung sein; an die intensivsten Lustgefühle knüpft sich häufig die „Unsterblichkeitssehnsucht".

265

Je intensiver die Unlustgefühle, desto intensiver kann das Bedürfnis ihrer Dauerverkürzung sein; an die intensivsten Unlustgefühle schließen sich oft „Todes- oder Sterblichkeitssehnsucht".

266

Intensive Unlustgefühle können nur mittelbar die Unsterblichkeitssehnsucht erwecken, indem sie mit ihnen stark kontrastierende Lustbilder hervorrufen. Also auch in diesen Fällen ist die „Unsterblichkeitssehnsucht" unmittelbar an Lustmomente gebunden.

267

Ist die „Unsterblichkeitssehnsucht" völlig „hoffnungslos", dann kann die Ermüdung sie in bloße „Träumerei" ändern oder völlig aufheben.

268

Wo mit heranrückendem Greisenalter die Entwicklungsfähigkeit und das Schaffensbedürfnis bedeutend oder völlig zurückgeht, kann die Unsterblichkeitssehnsucht des Greisenalters durch Erinnerung an die Entwick-

lungsfähigkeit und die Schaffenslust oder sonstige Lustgefühle der jüngeren Entwicklungsphasen und vorzüglich durch das Erwarten des nahe bevorstehenden Todes, somit des Aufhörens aller lustvollen Funktionen auf der früheren Intensitätsstufe erhalten oder sogar gesteigert werden.

269

An die „völlig hoffnungslose Unsterblichkeitssehnsucht" kann sich die typisch realisierbare „Dauersehnsucht nach Besitz selbstgezeugter Kinder oder nach Ruhm oder nach konstantem Bedingtwerden künftiger Zeitalter durch eigene Geistesprodukte" als Resignation und Surrogat schließen.

270

Die typisch realisierbaren „Dauerhoffnungen" auf Kinderbesitz, Ruhm, Zukunftswirkung können keine einzige über die Grenzen des Lebens hinausreichende Sehnsucht befriedigen, wohl aber ihre Unlustgefühle lindern und ihre Spannung erhalten.

271

Die Liebe menschlicher bzw. menschheitlicher Kombinationen kann die Unlust der „Dauerhoffnungen" sogar zur „Furcht", „Bangigkeit" steigern, wenn sich die „Vermutung" anschließt, die Zukunftswirkung werde nicht im beabsichtigten Sinne, in der Richtung der Förderung der geliebten Lebenskomplexe vor sich gehen.

272

Bei wem aber die „Sehnsucht nach Dauer oder Unsterblichkeit" mächtiger entwickelt ist als seine altruistischen Wünsche, bei diesem kann schwerlich die Lust der „Dauerhoffnung" durch altruistische „Bangigkeit" intensiv gehemmt oder gar verdrängt werden.

273

Wenn er auch vermutet, daß sein Schaffen zu ungunsten seiner Zukunftsideale fortwirken könnte, so verursacht ihm doch das Wissen um das dauernde Fortwirken seines Schaffens hohe Befriedigungsgefühle.

274

Wenn die unrealisierbare „Sehnsucht" einer Unmöglichkeitshoffnung durch Minderentwicklung oder Degenereszenz bedingt ist, so kann diese Unmöglichkeitshoffnung nicht nur durch eine objektivere Erkenntnis, sondern noch häufiger durch umfassendere individuelle oder allgemeine Entwicklung aufgehoben oder zu einer Möglichkeitshoffnung geändert werden.

275

Geht die unrealisierbare Hoffnungssehnsucht aus bedeutender Entwicklung und intensiven Mehrarbeitsbedürfnissen hervor, so kann die entsprechende Unmöglichkeitshoffnung durch Degenereszenz oder durch eine objektivere Erkenntnis aufgehoben oder in eine entsprechende Möglichkeitshoffnung verwandelt werden.

276

Die Unmöglichkeitshoffnung kann durch Ausschaltung der illusorischen Orientierungssicherheit entweder ganz aufgehoben oder zur hoffnungslosen Unmöglichkeitssehnsucht oder zur Möglichkeitssehnsucht umgestaltet werden.

277

Eine Änderung der Erfahrungen und Erkenntnisse in bezug auf Hoffnung kann eine entsprechende Wertschätzungsänderung der „Hoffnung" mit sich bringen: so kann eine Orientierung, welche die positive und negative Bedeutung der „Hoffnung" für die Menschenentwicklung hervorhebt, die schattierungslose Absolutheit der Wertung von Hoffnungsvorgängen in eine differenzierende Wertungsweise dieses Gebietes umwandeln.

Zur Biokritik der Hoffnungsbegriffe

278

Der hinreichend orientierte Erzieher wird sein Augenmerk nicht nur auf die eigentliche „Hoffnung" richten, sondern auch die sie begleitende „Gegenwartssehnsucht" zu berücksichtigen suchen und das um so mehr, an je größere Zeiträume er die „Gegenwartssehnsucht" gebunden voraussehen wird.

Da die „Gegenwartssehnsucht" völlig „hoffnungslos" ist, so kann sie leicht ermüden und somit die Bedeutung der an sie geknüpften „Zukunftshoffnung" vermindert oder aufgehoben werden. Deshalb wird der hinreichend wissende Erzieher häufig mehr die „Gegenwartssehnsucht" als die eigentliche „Hoffnung" berücksichtigen.

279

Auf Vernachlässigung der „Gegenwartssehnsucht" beruhten sehr große Mißgriffe der meisten bisherigen Kulturgestalter, besonders der Religionsstifter. Indem sie über die Möglichkeits- und Unmöglichkeitssehnsüchte märchenhafte Hoffnungen spannten, vergaßen sie meistens über den zaubervollen Schwebegärten die schauerlich tiefen Abgründe, welche da unten gähnten und die schwankende Pracht früher oder später zu verschlingen drohten.

280

Die wenig oder falsch orientierten Erzieher und Kulturgestalter suchen häufig — besonders in Aufklärungszeiten — die allgemeine Hoffnungsfähigkeit dadurch zu erhöhen, daß sie bestrebt sind, die Möglichkeitssehnsüchte unterschiedslos auf Kosten der Unmöglichkeitssehnsucht zu bekräftigen.

281

Die hinreichend orientierten Kulturgestalter werden dagegen sehr häufig ihr Augenmerk auf die Kräftigung wertvoller, produktiver Unmöglichkeitshoffnungen richten und vielmehr auf diesem Wege relativer Hoffnungsberücksichtigung die allgemeine Hoffnungsfähigkeit zu steigern suchen.

282

Der hinreichend orientierte Erzieher wird die Hoffnungsfähigkeit nicht einseitig und unterschiedslos durch Förderung der Illusionsfähigkeit, sondern durch allgemeine Kraftsteigerung zu erhöhen suchen.

283

Der hinreichend orientierte Erzieher wird oft mehr Mühe und Anstrengung auf Hoffnungssteigerung der Minderentwickelten als auf die der Mehrentwickelten wenden.

284

Die meisten Philosophen begnügten sich damit, Begriffe zu schaffen und überließen die Erziehung für dieselben dem Zufall und der Zukunft.

Deshalb verblieben auch viele ihrer wertvollsten Anregungen nur Philosophie oder Metaphysik, ohne zu neuen „Werken" und „Idealen" zu führen.

285

Die hinreichend orientierten Kulturgestalter werden bemüht sein, das Erziehungswesen an sich zu bringen und statt Begriffe und Metaphysik Orientierung und Ideale zu schaffen.

286

Der moderne Empirismus verhält sich zum Unsterblichkeitsproblem unglaublich borniert. Nachdem er es logisch teilweise überwunden und scheinbar abgetan, glaubt er alles getan zu haben. Die biologische Betrachtungsweise scheint ihm völlig fremd zu sein.

287

Falsche ästhetische Theorien, nicht-künstlerische Tendenzen und Gewohnheiten veranlassen oft selbst hochgeniale Schöpfer, wenig entwickelte Naturen zu schildern, was weder ihr gewaltiges Arbeitsbedürfnis hinreichend befriedigen, noch ihre Entwicklung vollkommen zu fördern vermag. Ja selbst einem nicht-genialen, aber bedeutend entwickelten Menschen können Schöpfungen solcher Art, sowohl in bezug auf ästhetischen Genuß, wie auch hinsichtlich der Entwicklungsförderung, nur wenig Genüge leisten. Vielleicht wird in Zukunft eine Künstlergeneration auftreten, welche als höchstes und würdigstes Thema ihres Schaffens das Seelenleben der positiv Entwicklungseinzigen wählen wird. Es entstünde die gewaltigste Kunstumwälzung.

288

Während verschiedener Zeitalter traten blinde Kulturgestalter auf, welche das „Streben nach Macht oder Allmacht, nach Freiheit oder Allfreiheit" als etwas in allen Fällen, an sich und für sich Großes und Erhabenes anpriesen und predigten, ohne zu bedenken, daß diese Wollungen nur allzu häufig aus giftigen Sümpfen der Schwäche und Ohnmacht hervorsprießen und sowohl den Wollenden selbst, wie auch seine besten, entwickeltsten Mitmenschen zerstören können.

Gebet

Wenn ich an das Gebet denke, sehe ich oft heilige Hände und Arme gen Himmel gerichtet oder halbgeschlossene Augen von ihren Höhlen, Brauen und einem sehr geringen Teil der Stirne umrahmt. Zuweilen erhalten diese Ausdrucksglieder statt der Ergänzung durch den übrigen Menschenkörper unmittelbar eine Umgebung, durch die das Schicksal, das Schaffen und Leben der zugehörigen Seelen angedeutet wird. Die Finger, die Hände und Arme beginnen auf einmal sich aus dem Gewässer dunkler Seen, mächtiger Ströme oder unabsehbarer Meere zu erheben. Ich fühle die Nähe betender Helden und Entdecker, die auf ihren weiten Fahrten soviel Mühe und Drangsal erdulden mußten, auch das bescheidene Weben und Streben kühner Fischer und Seeleute, welche in vergeblichem Kampfe mit Sturm und Wetter die Ruder beiseitelegen und den Himmel um Hilfe anflehen.

Sind diese Bilder des Wassers, der Geruch von Salz und Verwesung, die Gräser der Ufer und Buchten geschwunden, dann dringen die betenden Hände und Arme aus dem Schoße der Erde hervor. Sie sprießen gleichsam auf dunkler Ackerkrume oder im Gesträuch und Unterholz des Waldes, auf dem heiligen Boden, von dem sie nicht lassen können, weil sie zu sehr mit ihm verwachsen sind. Es sind dies des Bauers und Gärtners große, stark gekrümmte, schwielige Hände, die so oft wie harte Knorrengebilde oder geheimnisvoll alraunenhaftes Wurzelwerk gestaltet sind.

Aber die betenden Arme und Hände der Musiker, der Künstler, der Heiligen sehe ich gewöhnlich nicht an Wasser oder Erde haften. Meist schweben diese Arbeitsglieder wie nervöse Vögel frei in der Luft, selbst im Beten ihre Schaffensart verratend, im Falten und in der Haltung Bilder verschiedener Musikinstrumente und Kunstgeräte hervorzaubernd oder die Ansicht des religiösen Fluges mit musikalischer, poetischer oder plastischer Stimmung durchstrahlend. —

. . . In Finsternisse gehüllt, von Träumen berührt, erzittern leise die Lider der Schlafenden.

Was niemand gesehen, niemand gehört hat, senkt sich auf sie nieder, offenbart ihnen Fernstes und Ewiges.

Fast wie die stillen Blicksärgelein der Toten ruhen sie da, erdenentrückt und verborgene Welten schauend.

Ähnlich schließen sich die Augen Betender. Es ist, als verließen sie die Gassen und Winkel, um die Ewigkeit zu suchen. Zuweilen öffnen sich ein wenig die deckenden Hüllen, und Wunderstrahlen, Andacht und Seligkeit erhellen das Dunkel.

Ich sehe betende Augen staunender Kinder, Augen, die dort oben in heiliger Höhe einen Vater suchen.

Ich sehe die Hilfe erflehenden Blicke der Kummervollen, der Überbürdeten, der Kranken. Und in beglückender Nähe zeigen sich meiner Seele die Andachtscharen irdischer Schöpfer: aus dem Dämmer der Ferne naht sich ein goldiges Leuchten zweier Augensterne, die wie schicksalsgestählte Steurer über den Borden der untern Lider ihre Schiffe lenken. Ihnen gehorchen die Wogen des Meeres, sind Gewitter und Stürme untertan, wenn sie auch tiefe Furchen ins Antlitz gruben. Gleich schwungvollen Dachfirsten aus Gräsern und Wasserpflanzen beschatten die Brauen das schützende Gehäuse. Hier ist gut wohnen, hier kann man ruhig und sicher in die Ferne hinaus, die Stimmen der Gottheit im Odem der Ozeane zu hören. Getrost läßt sich mein Sehnen von dieser Andacht tragen. Da tauchen vor mir gesenkte Lider auf, Hügeleilande seligen Träumens . . . Tempelgewölbe in Farnbaumkronen und Palmenblättern versteckt . . . Aber auf einmal erblicke ich Augen, die gleich Sternen aus der Vergangenheit in die Zukunft wandern und vom Erdengrunde empor in die Ewigkeit des Weltraums fliegen. Von der Gewalt dieses Schwunges in heilige Höhen gehoben, werden zahllose Menschen in Augen schauen, die unter ihren Lidern wie verjüngende Himmelsgewässer unter weißen Engelsfittichen hervorschimmern.

289

Gebet nennt man ein Gespräch mit einer wirklichen oder fingierten, vor andern bevorzugten Kraft oder Macht, welche man als menschliches und menschheitliches Leben irgendwie beeinflussend und beherrschend verehrt,

liebt oder fürchtet, ein Gespräch, dessen Inhalt meist Verehrung, Dank, Reue, Lob oder Bitte enthält.

290

Es ist bekanntlich aus Handlungen und Formeln des Zaubers hervorgegangen und hat noch jetzt so manche Züge von Fetischismus, Schamanentum und Glaube an die Wunderkraft des Wortes, selbst bei zivilisiertesten Menschen in vielen Fällen beibehalten. —

Das zähe Fortleben primitiver Formen und Inhalte weckt in vielen Aufrichtigen und Wahrheitsliebenden das tiefste Mißtrauen gegen das Beten überhaupt und läßt sie vergessen, daß diese religiöse Handlung, wie kaum eine andere, das Menschengeschlecht schöpferisch anregte und einer unabsehbaren Vervollkommnung fähig ist. —

Mit dem Wachstum der naturwissenschaftlichen und psychologischen Erkenntnis muß die religiöse Bevorzugung der in Widerspruch zur nachgewiesenen Wahrheit stehenden Fiktion und Illusion in Wegfall kommen. Aber an Stelle der sterbenden Verehrungsobjekte müssen früher oder später neue gelangen, deren Vorhandensein besser beglaubigt ist oder wenigstens mit den errungenen Erkenntnissen in Einklang gebracht werden kann.

Eine solche Wandlung großer religiöser Kulturgruppen kann nur unter langwierigem, innerem und oft auch äußerem Ringen der Teilgruppen und Einzelnen vor sich gehen, da deren Entwicklungsfähigkeit nach Umfang, Richtung und Tempo sehr verschieden verteilt ist.

Es ist daher von größtem Belang, die positive Bedeutung mancher Surrogate für die Erhaltung religiöser Gefühle während einer Zeit des Überganges vom religiösen Unglauben zum neuen Glauben ins rechte Licht zu setzen. Denn gar zu viele verlieren zu solchen Zeiten nicht nur das Vertrauen in Kräfte der alten Lehren — sondern können und wollen nicht ihr Augenmerk der Selbsterziehung einer neuen Mächteverehrung zuwenden, wodurch sie den größten Teil ihrer religiösen Gefühle und ihres wesentlichsten Glücksgefühls verlieren. Zahlreiche Menschen könnten religiös gesunden und zum wirklichen Gebet zurückkehren, würden sie auf ein Verhalten aufmerksam gemacht, das mit dem religiösen verwandt, manche ähnliche Glücksgefühle und Schaffenskräfte auslöst, wie das Beten, ohne auf unerwiesene Kräfte gerichtet zu sein.

Das liebevoll verehrende Gespräch mit geistig sehr bevorzugten Menschen kann eine solche stellvertretende Funktion übernehmen. Ganz besonders gleicht es dem Gebet an Heilige. Deutlich kommt durch diesen Vergleich sein wesentlicher Mangel zutage, seine Unzulänglichkeit, durch die es sich vom wirklich religiösen Verhalten abhebt und unterscheidet.

Das Wesen des Heiligen ist auf eine wissenschaftlich unnachweisbare Vollkommenheit gerichtet. Das wirkliche Gebet an den Heiligen ist stets auf die empirisch unzugängliche Eigenschaft denkbar höchster Geisteskräfte des Weltalls mitbezogen. Ist das verehrende Gespräch des völlig Ungläubigen bloß irdisch möglichen „Vollkommenheiten" zugewandt, so wird ihm gleichwohl wenigstens in beschränkter Weise gewährt, sich über die eigene individuelle, wenn auch nicht über die allgemein menschliche Lebensenge und Unvollkommenheit hinauszuträumen und zu erheben.

Insbesondere vermag der innere Verkehr mit großen, vor anderen bevorzugten Menschen eine Liebe zur geistigen Vollkommenheit in ihm zu wecken, die im Verhältnis zur Größe einer religiösen Expansion wenigstens eine mikrokosmische Begeisterung darstellt. So tief und gewaltig können aber Gefühle der Genieverehrung die eingewurzelten religiösen Instinkte eines ungläubigen Skeptikers aufrütteln, daß er unter ihrem Einfluß zuweilen wieder fähig wird, die Ruinen seines verschütteten Paradieses zu würdigen und durch die geborstenen Mauern seiner Tempel den Schimmer eines entschwundenen oder neuen Himmels wahrzunehmen. —

Wie alle andern sozialen Arten und Formen geistiger Verhältnisse hat auch das Gespräch die Neigung, auf den Verkehr mit religiös verehrten Mächten überzugehen. Hierin wird es durch manche belangreiche Eigenschaften der Sprache wesentlich unterstützt.

Dem Menschen genügt nicht die Existenz und die Nähe des geliebten oder verehrten Wesens, er muß auch von ihr überzeugt sein, es genügt ihm aber noch nicht, von ihr überzeugt zu sein, er muß sie auch fühlen. In dieser Hinsicht kommt das Gebet als Gespräch wesentlich entgegen. Schon die Sprache überhaupt hat die Kraft, den Existenzwert einer Sache oder Vorstellung zu erhöhen, woraus sich oft ein Mißbrauch der Begriffe ergibt, indem sie schon durch die bloße Bezeichnung zu existierenden Dingen gestempelt werden. Die sprachliche Tradition steigert den Glauben an die Existenz schon durch die Ausbreitung und Häufung der

Gewohnheit und durch die daraus sich ergebende Autorisierung seitens größerer und größter Gruppen. Spricht auch die teilweise so entstandene Autorität eines Glaubens nicht für dessen Objektivität, so zeugt sie ebensowenig gegen sie. Sonst müßte man auch die naturwissenschaftlichen Überzeugungen verpönen, weil sie zum Teil derselben Quelle entspringen.

Das soziale Leben unter Menschen enthält in den wahrnehmbaren Formen und Bewegungen ihrer Körper sein stabilstes Gerüste, an dem sich die Gefühle und Vorstellungen wie das unabsehbare Gewirr eines Urwalds emporranken. Eines solchen Gerüstes entbehrt der Verkehr mit religiös verehrten Kräften, deren Gestalt und Formen als der menschlichen Wahrnehmung unzugänglich betrachtet werden. Der Ersatz lebendiger Körper durch bloß wahrnehmbare oder vorgestellte Bilder muß sich als sehr unzulänglich erweisen. Diese verfügen in ihrer Einseitigkeit und ihrem Abweichen vom Material, aus dem sich das wirkliche Leben aufbaut, nicht entfernt über die Fähigkeit einer so vielgestaltigen und synthetischen sozialen Anregung, wie sie von den lebendigen Menschenkörpern ausgeht. Noch weniger reichen sie diesbezüglich an die Sprache heran, die, von den Menschen wirklich ausgetauscht, noch reichere soziale Verhältnisse erzeugt, als sie von anderen Ergebnissen menschlicher Bewegung hervorgebracht werden. Daher wurde seit unvordenklichen Zeiten die Sprache zum Hauptgerüste des geistigen Verkehrs mit unsichtbaren Mächten instinktiv erkoren; die Sprache des Zaubers, der Dichtung, der Andacht, die weder stofflich von der Sprache alltäglicher Menschenbeziehungen abweicht, noch dieser in der Fähigkeit geistig sozialer Nuancierung irgendwie nachstehen muß.

Zwar ist aus dem Verlangen nach sichtbarem Verkehr eine ganze Welt religiöser Plastik entstanden, aber der variable Geistesverkehr mit diesen Skulpturen und Gemälden erhält seinen stabilen Geistestypus durch die sprachlich mythologische und sprachlich rituelle Tradition. Die Typen der Gottheit werden mehr im sprachlichen Mythos verständlich erhalten als in Malerei, Skulptur oder Plastik, und so manche plastische Gestaltung eines mythischen Wesens wird völlig unverständlich, wenn die entsprechende sprachmythische Tradition vergessen wurde. Die heiligen Bücher der „Offenbarung" und der „Gebete" werden daher von den Gläubigen als Grundlage der Religion empfunden und häufig auswendig gelernt.

Die Sprache ist also gleichsam ein Weltgewebe, in dem die geistigen Physiognomien religiös verehrter Mächte entstehen und am intensivsten leben. Wird auch der Gläubige zum Gebet ebenso durch soziale Gewohnheit gedrängt wie zum alltäglicheren leidenschaftlichen Gespräch, so wird ihm in der Sprache des Gebetes zugleich das Element geboten, in dem Paradies und Gottheit am besten gedeihen. Wenden wir uns dem Gebet zu, so haben wir das Gefühl, uns der Welt zu nähern, in der die ferne Vollkommenheit lebt. Wir wenden uns da nicht nur an deren Geist und Wort, sondern an das geheiligte Sprachgewebe, in dem sie wirkt und am leichtesten zu finden ist. —

Wenn wir sprechen, weckt dies das Gefühl, gehört zu werden, auch wenn niemand da ist. Es steigert und erzeugt oft die Sicherheit von der Existenz und Nähe des Angesprochenen. Je mehr wir so sprechen, wie man zu einem Vater, einem Freunde, einem Schöpfer sprechen müßte, desto größer wird dann der Glaube an solche Eigenschaften des Angesprochenen.

In all diesen Hinsichten besteht eine große Analogie zwischen dem Gebet und dem Gespräch mit geliebten oder verehrten Menschen, die in der Ferne weilen. Wir tun so, als sprächen wir wirklich mit ihnen, nur um ihre Nähe und Existenz zu fühlen, und wir sprechen sie in einer Weise an, die unser Vertrauen in ihre wirklichen oder mutmaßlichen Eigenschaften wieder weckt oder erhöht. Diese Verhältnisse treten meist kaum bewußt und naiv in Wirksamkeit, die durch eine raffinierte und bewußte Absicht in hohem Maße oder vollständig gehemmt werden müßte. —

Im Verkehr des Alltags werden viele Seelenvorgänge unterdrückt und gehemmt, die eine regere Betätigung und expansive Entfaltung des Gebetes ermöglichen und fördern würden. Erst in der örtlichen und geistigen Einsamkeit können sie in Bewegung gesetzt und gleichsam von einem Zauberschlafe erlöst werden. Nicht nur die Beziehung zu trivialen, ernüchternden Individuen, auch das Alltagsverhältnis zu feineren, religiösen, selbst ungewöhnlichen Menschen muß unterbrochen werden, soll die religiöse Expansion hinlänglich Raum erlangen. Ja, ein unverstümmeltes, ausgereiftes Gebet an eine unsichtbare Vollkommenheit erfordert den zeitweiligen Unterbruch aller vollbewußten Beziehungen zu sinnlich wahr-

genommenen Kräften und Mächten. Das bloß geistige Verhältnis zu vorgestellten Vollkommenheiten eines irdischen Gegenstandes oder Menschen kann der religiösen Stimmung und Intensität zuträglich sein, sofern diese Wertbilder und Wertgefühle hinreichend wenig bewußt auftreten, um die Kraft und Fülle des eigentlichen Gebetsinhaltes nicht herabzumindern. So kommt es, daß selbst der für die religiöse Vorbereitung so wichtige Vorstellungsverkehr mit großen, schöpferischen und heiligen Menschen weder in den Beziehungen des Alltags noch im Gebet seine höchste erzieherische Bedeutung erlangen kann. Nur zwischen Erde und Himmel liegt sein eigenstes Reich, in welchem er seine Schwingen frei und voll ausbreiten kann und muß, sollen die Fähigkeit zu beten und die Geistigkeit des Gebetes ihre individuelle Vollkommenheit erreichen. Hier fließen auch die heiligen Quellen, aus denen oft die großen Phantasiegestalten der Kunst und des Mythos hervorgehen, und hier liegen die Keime des mimischen und sprachlichen Verkehrsausdrucks, der in seinem poetischen Adel auf den Ausdruck des Ritus und Gebetes übergeht, um rückwirkend die weltliche Kunst zu befruchten und die religiöse mitzuerzeugen.

Mit dem Gebet an ewig unsichtbare und ferne Mächte verbindet sich eine örtliche und eine geistige Isolation. Je nach der Stufe der religiösen Entwicklung trägt die örtliche Gebetseinsamkeit Züge irdischer oder himmlischer Trennung. Diese Trennungsarten werden durch Antrieb einer Annäherungssehnsucht und mystischer Lehren auf eine Trennung bloß durch den Körper reduziert oder durch Leugnung wenigstens zeitweilig aus dem vollen Bewußtsein beinahe entfernt. Die Ausdrucksweisen und Stimmungen des Gebetes sind natürlich von der Art seiner örtlichen Isolationsempfindungen in hohem Maße abhängig. So konnte das Gebet eines Griechen an die Götter, welche den Gipfel des Olymp bewohnen, nicht gleiche Gefühle der Ferne, der Sehnsucht und Hoffnung auslösen, wie das Gebet an „den Gott im Himmel" oder das eines Mystikers an das Göttliche „in unserer eigenen Seele". —

Drängen sich während des Gebetes Bilder eines unerwünschten Verkehrs auf — dann ist es nicht immer angezeigt, durch einen gewaltsamen Willensaufwand ihre Verdrängung anzustreben. Sie können sonst leicht die Hartnäckigkeit eines Zwanges bekommen. Es ist oft viel wirksamer, sie nach Kräften zu ignorieren. Manchmal verlieren sie ihre Zudringlich-

keit, wenn das Augenmerk wenigstens teilweise auf solche Eigenschaften der ungebetenen Gäste gelenkt wird, die der religiösen Stimmung weniger unzuträglich sind als die sich aufdrängenden. —

Der einleitende innere Verkehr mit großen Schöpfern, mit Heiligen, mit Propheten kann, eine Trennung vom Alltag bildend, einen Schutz vor dessen Zudringlichkeiten bieten. Aber die Schicksale solcher Ausnahmen wecken häufig auch Bilder von ihrer minderwertigen Umgebung, wodurch die Erinnerung an die eigene nur allzuleicht miterwacht, um dann manchmal in das Gebet einzudringen. Darum ist es auf gewissen geringeren Stufen der religiösen Konzentrationsfähigkeit zuweilen ratsam, vor dem Gebet die Phantasie in einsamen, menschenleeren, womöglich exotischen oder fingierten Gegenden schweifen zu lassen, in Landschaften, mit denen sich wenigstens keine Erinnerung an eigenen Verkehr verbindet.

291

Das „Gebet" wird am häufigsten an Vorstellungen und Fiktionen gerichtet, da der Verkehr mit Vorstellungen leichter zu pflegen ist als der Wahrnehmungsverkehr und da die Objekte der religiösen Anbetung meistens als unsichtbar und der Wahrnehmung im gewöhnlichen Sinne unzugänglich betrachtet werden.

292

Deshalb nimmt das „Gebet" meistens die Form und den Charakter eines monologischen Zwiegespräches an, indem der Betende entweder selbst spricht, während das Angebetete in der Wahrnehmung oder auch Vorstellung schweigt, oder indem sowohl der Betende wie das Angebetete als miteinander sprechend gedacht werden, während sie beide wirklich schweigen.

Indem das Gebet als Gespräch das Gefühl von der Nähe des Angebeteten gibt, erhöht es die Erfüllung der Sehnsucht nach dessen Teilnahme und die Hoffnung, vernommen zu werden. Wird der Angebetete schweigend gedacht, so kann er oft leichter und organischer als übermenschliche Macht aufgefaßt und gewertet werden, als wenn er sprechend erscheint. Denn das Sprechen verleiht ihm zwar größere Realität, zwingt aber oft das Augenmerk des Betenden, sich mehr den menschlichen als den übermenschlichen Eigenschaften und Erlebnissen des religiös

Verehrten zuzuwenden; werden doch durch dessen Auftreten als Sprechender auch seine übrigen Fähigkeiten stark ins Menschliche gerückt. Darum vermag durch sein Schweigen die Hoffnung auf Erhörung und Hilfe und das Gefühl von seiner Nähe, Vollkommenheit und Macht zuweilen noch mehr erhöht zu werden, als durch eine Vorstellung oder Empfindung von seiner wohltuenden, verheißenden Antwort.

Infolgedessen kann das Anbeten ohne Antwort auch künstlerisch eine übermenschlichere und mystischere Großartigkeit erlangen.

293

Das andächtige Vorstellen, Phantasieren oder Entrücktsein können durch das Sprechen und dessen Verkehrsinhalte im Gebet gehemmt oder aufgehoben werden, sofern diese den einheitlichen Fluß der Betrachtung, der Versenkung und Gefühlsexpansion häufig und in schneller Folge unterbrechen.

In dieser Hinsicht ist die Meditation dem Gebet oft überlegen. Ist daher jemand durch ein Gebet momentan für die intensivste Andacht reif geworden — dann weicht nicht selten die Gesprächsform seines religiösen Verkehrs der stummen Hingabe.

Dagegen vermag oft das Verlangen nach Hilfe oder Erhörung mehr durch das Gebet als durch gesprächslose Formen religiöser Verehrung befriedigt zu werden. Zu sehr ist der Mensch gewöhnt, erst durch Bitten, Flehen oder wenigstens Erwähnung seiner Notlage die Hilfe seiner Mitmenschen zu erlangen, als daß er nicht auch im Verkehr mit dem „Höchsten" instinktiv nach demselben Mittel greifen müßte, um in ähnlichem Fall Ähnliches, wenn auch in vollkommenerer Weise zu erreichen. —

Aber die wichtigste Förderung durch das Gebet, die durch keine gesprächslose Verehrungsform ersetzt zu werden vermag — ist außer der vorbereitenden Steigerung des Nähegefühls die Ausgestaltung der sublimsten sozialen Beziehungen im religiösen Verkehr mit dem Angebeteten. Eine Intimität und ein Reichtum des religiösen Verkehrs, wie er in der Meditation, der stummen Andacht oder Ekstase vorkommen kann, wäre ohne die vorbereitende Erziehungsarbeit des Gebets gar nicht zu erlangen. —

294

Da wir geneigt sind, eher daran zu „glauben", was wir „selbst wahrnehmen", „vernehmen", „erfahren", „erleben", als daran, „was uns

erst von anderen kundgetan wird" — somit an unmittelbar empfangene „Versprechungen" mehr als an übermittelte oder bloß erschlossene — so vermag auch ein dramatisches Gebet an das Höchste oft größere Hoffnungsgefühle zu wecken als ein „Gebet" an einen heiligen Mittler oder eine gesprächslose Form der religiösen Verehrung.

Wenn es Gläubige dennoch vorziehen, sich an heilige Vermittler zu wenden, so geschieht dies entweder durch Übertragung minderwertiger Regierungsverhältnisse, wie Familienbevorzugung und Protektionswesen, auf den religiösen Verkehr oder aus religiöser Schüchternheit und Demut. Aber vielfach rücken die bloßen Vermittler auf primitiver Stufe zur selbständigen Machtentfaltung vor und werden dann nicht mehr um Vermittlung, sondern um unmittelbare Hilfe gebeten und als übermenschliche Vollkommenheiten verehrt.

295

Ein jedes „Bittgebet" ist an eine mehr oder weniger große „Hoffnung auf Erhörung, Hilfe oder wenigstens Erbauung" gebunden.

296

Geht das Gebet aus Liebe und Verehrung des „Höchsten" hervor, so kann es viel eher von „Andacht" getragen werden und zur „Erbauung" oder „Verzückung" führen, als wenn es seine Entstehung großenteils dem Hilfsbedürfnis verdankt. Es sei denn, daß dieses auf dem Verlangen beruht, die Hindernisse zu beseitigen, welche der Andacht oder innigen Vereinigung mit dem religiös Verehrten im Wege stehen.

Ist es dem Betenden um Aufhebung eines nichtreligiösen Übels, einer bloß praktischen, ethischen, künstlerischen Not zu tun, dann ist eben sein Augenmerk zunächst allzusehr durch rein irdische Anschauungen gefesselt, als daß sein religiöses Gefühl die ihm mögliche höchste Intensität erlangen könnte. Mit der erwachenden Hoffnung auf Erhörung oder sogar bloß durch die Kraft des wachsenden religiösen Verkehrs kann sich das Interesse zugunsten des reinen Verehrungsgebetes verschieben, das Verlangen nach Hilfe vergessen werden, der bloßen Andacht oder Verzückung weichen.

297

„Andacht" ist eine Stimmung, die aus dem liebevollen, verehrenden Vorstellen und Denken an das Angebetete ausstrahlt.

Als Nachklang und Nachbild früherer religiöser Zustände leitet sie oft ein Gebet ein, um sich mit neuen Rhythmen und Bildern religiöser Gefühle zu verbinden. Meist zittert sie noch in den edleren Regungen des Alltagslebens nach, gleichsam Kapellchen und Religionssymbole auf weltlicheren Boden verpflanzend.

298

„Erbauung" ist ein Kraft- und Freiheitsgefühl, geknüpft an die durch Gebet, Andacht oder andere intensive Gefühle erworbene Befestigung einer ethischen und religiösen Vervollkommnung.

299

Erhebt sich das Gebet nicht zur „Andacht" oder „Erbauung" und sinkt es zur Rührseligkeit herab, so wird es zur Andächtelei.

300

Allen Formen und Arten des „Gebetes" und der „Meditation" schließen sich entsprechende ästhetische Gefühls- und Stimmungskomplexe an: epische, lyrische, dramatische.

301

Das dramatische „Gebet" kann die wechselseitigen Beziehungen zwischen dem Betenden und dem Angebeteten schärfer und komplizierter zur Abhebung bringen als die lyrische oder epische „Meditation". Die lyrische „Meditation" hebt weniger die Eigenschaften und Wollungen des Angebeteten hervor als die epische, diese weniger die des Betenden, die dramatische vermag beides gleichmäßig zu tun; sie kann aus lyrischen und epischen Elementen bestehen.

302

Die episch-dramatische „Meditation", in welcher sich der Meditierende an Mitmenschen wendet, um im Vorstellungs- oder Wahrnehmungsverkehr mit ihnen gemeinsam die Eigenschaften des Angebeteten zu betrachten, hebt die wechselseitigen Beziehungen zwischen dem Meditierenden, seinen Mitmenschen und dem Angebeteten mehr als das „Gebet" hervor.

303

„Gebete" kann man nicht nur in Wort und Musik, sondern auch in Farben, Skulptur und Architektur äußern, ja, alle diese Künste sind für möglichst große Steigerung der Gebetsstimmung und Gebetswirkung unumgänglich.

304

Schon aus dem Obigen kann man ersehen, daß aus Gebeten, je nach Form und Inhalt derselben, neue Künste und Stile hervorgehen können.

305

Das „Gebet", das aus eigener Schöpferkraft hervorgeht, gewährt wie ein jedes andere Kunstschaffen doppelte Befriedigung des Mehrarbeitsbedürfnisses: durch das Schaffen selbst und durch ästhetische Anschauung der Schöpfung.

306

Oft kann das „Gebet", aus dunkeln Tiefen des Raumbewußten emportauchend, bedeutende, im Allgemeingefühl verschwimmende Vorstellungskomplexe zur völligen Klarheit erheben.

307

Da es immer an fingierte oder nichtfingierte, entwicklungs- und lebensgestaltende Mächte gerichtet ist, nicht selten mit „tiefer Sehnsucht" und „Hoffnung", so vermag es manchmal bedeutende Zukunftsgedanken in bezug auf die Wege der Menschheit, der Völker, Gruppen, Einzelnen mitzuerwecken.

308

An das „Gebet" knüpfen sich ähnliche Gefühle wie an das „Gespräch" oder den „Verkehr" mit mächtigeren und entwickelteren Personen; bei Hochentwickelten andere als bei Minderentwickelten.

309

Bei Mehrentwickelten können sich dem „Gebet" folgende Erlebnisse anschließen, die sich auf das Angebetete beziehen: „Verstehen" oder „Begehren zu verstehen", „Liebe", „Verehrung", ästhetisches „Anschauen" des Angebeteten, seiner Macht und Entwicklung, „Dankbarkeit", „Ver-

trauen" und „Streben" nach eigener und mitmenschlicher Vervollkommnung in der Richtung der religiös verehrten Vollkommenheit.

310

„Nichtverstehen", „Falschverstehen-wollen", „Neid", „Haß", „Feigheit", „Angst" und „Furcht" vor der größeren Entwicklung und Macht, „Heuchelei", „Schmeichelei", „Tücke" und „Sklavensinn" — all diese Komplexe verbinden sich häufig mit dem „Gebet" der minderwertigen und wenig entwicklungsliebenden Naturen.

311

Je eindrucksvoller und öfter (nicht allzuhäufig) das „Gebet" verrichtet wird, desto reicher und klarer verknüpfen sich mit demselben die Vorstellungen von der Vollkommenheit des Angebeteten oder der eigenen und mitmenschlichen Vervollkommnung und die sich daran schließenden „Hoffnungen".

312

Die eindrucksvolle Wiederholung des „Gebetes" kann durch Steigerung der „Liebe" oder „Furcht" das „Streben" nach möglichst großer Anpassung an die erschlossenen ethischen und ästhetischen Postulate des Angebeteten anregen oder befestigen.

313

Mit dem Schwunde illusorischer Orientierungssicherheit in bezug auf die Existenz des Angebeteten oder in bezug auf seine Eigenschaften fallen auch die entsprechenden Unmöglichkeitshoffnungen aus dem Gebete fort: das illusorisch metaphysische Vorstellungsgebiet des Gebetes wird also entsprechend kleiner.

314

Dennoch kann der illusionsberaubte Mensch die illusorischen Vollkommenheiten als Vorstellungen von großer Macht und Entwicklung verehren, selbst Gebete an sie richten; da aber diese Gebete nicht von Unmöglichkeitshoffnungen, sondern höchstens von Hoffnungen auf typisch realisierbare Förderung begleitet werden können, so verlieren sie viel von ihrer alten Bedeutung und gewinnen an neuer.

315

Der Wegfall der Illusion und Unmöglichkeitshoffnung aus dem „Gebet" ruft häufig völligen Schwund des Gebetsbedürfnisses hervor.

316

Im Gebet an einen heiligen Mittler wendet der Mensch sein Augenmerk meist dessen allgemeiner oder besonderer Höchstvervollkommnung in höherem Maße zu als dessen weniger entwickelten Eigenschaften, da er in ihr gerade das Moment sieht, welches den Heiligen würdiger und fähiger als den Vermittlungsbedürftigen macht, den „Höchsten" anzubeten. Versucht er aber auf solche Vermittlung zu verzichten, versucht er selbst an den „Höchsten" heranzutreten — dann wird er nicht selten vom Gefühl der eigenen, individuellen oder allgemeinmenschlichen Minderwertigkeit überwältigt und hierdurch am Beten verhindert.

In sehr religiös Veranlagten erwacht dann meistens ein Verlangen, seine moralischen, religiösen und sonstigen Unvollkommenheiten nach Kräften zu bekämpfen und zu beseitigen. Aus solchem Verlangen erwachsen dann Bilder seiner eigenen künftigen Vervollkommnung, antizipierte Entwicklungsbilder, die ihm als Wegweiser dienen und ihn aufmuntern, sich ein Herz zu fassen und einen unmittelbaren Verkehr mit dem „Höchsten" zu wagen.

Dergleichen religiöse, auf das „Höchste" hinzielende Selbstbeziehung kann manchmal unter dem Vorwande der „Bescheidenheit" und „Demut" nur dem eitlen Genuß dienen, sich als moralisch und religiös hochstehend betrachten zu dürfen. Entspringt sie aber wirklich einer großen Verehrungsfähigkeit, so fördert sie sowohl die religiöse Feinfühligkeit, den Sinn für eine künstlerische Harmonie des religiösen Verkehrs, und erhöht das Verlangen nach größtmöglichem Wachstum der eigenen und mitmenschlichen Entwicklung.

317

Gewöhnlich wird in solchen Fällen der dünkelhafte, wenig entwicklungsfähige Mensch sein Augenmerk lieber der vergangenen als der gegenwärtigen und dieser lieber als der künftigen Selbstentwicklung zuwenden: die Vorstellung von der eigenen Zukunftsentwicklung ruft in ihm die

Unlustvorstellungen der „Mühen" und „Anstrengungen" hervor, welche die Arbeit an der Fortentwicklung erfordert; die Wahrnehmung der eigenen gegenwärtigen Selbstentwicklung kann von ihm nicht so illusorisch idealisiert werden wie die Vorstellung von seiner vergangenen Entwicklung, deren Mängel seinem Gedächtnis sehr leicht entfallen konnten.

318

Infolgedessen denkt er sich seine ethische und religiöse Entwicklung als abgeschlossen und nur zeitweiligen Schwankungen unterworfen, die unter Umständen schon allein durch „Beichte" oder „Reue" aufgehoben werden. Solchergestalt verschließt er sich der Arbeit an einer neuen, höheren Selbstvervollkommnung; die „Reue" wird ihm zum geistigen Ruhekissen.

Dagegen wird der bedeutend Entwicklungsfähige und Entwicklungsliebende eher an die eigene Zukunftsentwicklung denken, geneigt, seine bisherige Entwicklung eher als unvollständig denn als abgeschlossen zu „betrachten".

319

Wenn „Gebete" Vorstellungen vom Mächtigsten und Vollkommensten wiederholt und eindrucksvoll festhalten, so können sie die Orientierungs- und Handlungseinheit des Betenden, somit seine Willenskraft steigern.

320

Die individuelle Einheitssteigerung des Willens kann durch soziale, gemeinschaftliche Verrichtung des Gebetes zur allgemeinsozialen werden.

321

Diese soziale Willenseinheit kann durch gemeinsame Gebetsstätten bedeutend erhöht werden.

322

Das dramatische „Gebet" vermag seiner sozialen Selbstmitteilungsform wegen als mächtiges Mittel der Erziehung, Befestigung beziehungsweise Revolutionierung oder Reformierung des „Gewissens" gebraucht zu werden, da das letztere ebenfalls auf sozialem Verkehr mit sich selbst beruht.

323

Sowohl die individuelle Mitteilungsform wie auch der individuelle Inhalt des „Gewissens" können durch eindrucksvoll und häufig wiederholte Gebete bedeutend mitgestaltet worden.

324

Geht das Gebet nicht in wahrnehmbaren, sondern in vorgestellten Worten vor sich, so kann es die gewohnteste Mitteilungsart des „Gewissens" in vorgestellten Worten und Ausdrucksformen, somit auch dessen „Vergeistigung" und introjizierende „Verinnerlichung" befestigen.

325

Das soziale Entgegentreten sich selbst gegenüber im „Gebet" und das dramatisch-soziale Verkehrsverhalten des Angebeteten kann die numerative Gewissensspaltung und Substantialisierung fördern[1].

Zur Biokritik der Gebetsbegriffe

326

Mit dem Schwunde des „Glaubens" an eine illusorische Macht entsteht gewöhnlich ein skeptisch ironisches Verhalten jedem „Gebete" gegenüber. Der hinreichend orientierte Erzieher wird manchen Zöglingen das „Beten" zu neuen Mächten und Idealen anzugewöhnen bestrebt sein.

327

Die „Scham zu beten" und die absolute „Verhöhnung des Betens" entstehen oft durch den irrtümlichen Gedanken, ein jedes „Gebet" müsse an irgend einen illusorischen Glauben geknüpft sein.

328

Eine Änderung der Erfahrungen und Erkenntnisse in bezug auf das „Gebet" kann eine entsprechende Wertschätzungsänderung des „Gebetes" mit sich bringen: so kann eine Orientierung, welche die positive und negative Bedeutung des „Gebetes" für die Menschenentwicklung

[1] Vgl. Gewissen, Abschnitt 426 u. 427.

hervorhebt, die schattierungslose Absolutheit der Wertung von Gebetsvorgängen in eine differenzierende Wertungsweise dieses Gebietes umwandeln.

329

Die hinreichende Orientierung kann bedeutende Dichter zum Schaffen neuer Gebetsdichtungen anregen.

330

Die Priester fast aller Zeiten und Völker kannten die ungeheuer suggestive Macht des Gebetes und bedienten sich desselben in hohem Grade zur Erziehung der Menschen. Sie dichteten selbst „Gebete", komponierten Gebetsmelodien und bauten prachtvolle Tempel und Gebetshäuser, damit die religiösen und ethischen Vorstellungen der Betenden möglichst in die von ihnen bevorzugten Bahnen gelenkt würden.

331

Die meisten modernen Empiristen und Atheisten betrachten das Gebet und Gebetsbedürfnis als knechtisch, barbarisch und fruchtlos; die Kulturgestalter der Vergangenheit wußten mehr.

Kampf

332

Der wirkliche Kampf ist eine Kombination von beseelten, mehr oder minder bewußten Vorgängen des „Angriffs" und der „Verteidigung". Er beruht also auf einem sozial aktiven Verhältnis zwischen Gruppengliedern, deren eines oder mehrere die „Aufnötigung", „Erzwingung" einer Lebenswandlung der Gegenseite mehr oder minder bewußt und mit Absicht erstreben, während der Gegner eine bezweckte Abwehr unter Anwendung geistiger oder physischer Verteidigungsmittel unternimmt.

Aber für die Entstehung des Kampfgefühls und Kampfcharakters sind die subjektiven und oft bloß illusorischen Deutungen einer Naturbeziehung meistens entscheidender als ihre objektiven Funktionen und wirklichen Eigenschaften.

Daher wird nicht nur das wirklich, sondern auch das vermeintlich beabsichtigte Abändern, welches unter Überwindung tatsächlich oder scheinbar beabsichtigten Widerstandes vor sich geht, als „Kampf" empfunden.

Der bloß fiktive Kampfcharakter eines Verhältnisses, das zwischen Gliedern besteht, die nicht im menschenähnlichen Sinne beseelt beziehungsweise keiner Wollungsantizipation fähig sind oder wenigstens vorübergehend bloß reflexmäßig reagieren — entsteht infolge einer Anthropomorphisierung von Tieren, Pflanzen, Anorganismen oder infolge illusorischer Verwechslung von Reflexbewegungen und unbeabsichtigten Änderungen mit bezweckten Handlungen und Folgen. —

333

Der wirkliche Kampf kann also nur zwischen organischen Individuen vor sich gehen, von denen die Angegriffenen die „Kraft", den „Mut", die „Macht", die „Freiheit" und die „Absicht" haben, sich zu „ver-

teidigen", und die Angreifenden die „Kraft", den „Mut", die „Macht", die „Freiheit" und die „Absicht" „anzugreifen".

334

Wo und wann das zu variierende Individuum sich nicht zu „verteidigen" vermag, kann ohne Illusion nur kampflose Variierung stattfinden: z. B. „Überfall", „Mord", „Raub", „Marter"...

335

Der „Mord" ist ein todbringendes, aber kampfloses Variieren, geknüpft an negative Verkehrsgefühle. Die Analyse des „Mordes" ist der des kampflosen „Variierens" überhaupt analog.

336

Das „Variieren" solcher Naturkomplexe, die sich nicht „mit Absicht" verteidigen, sondern nur unwillkürlich reagieren können, ist zwar häufig lebensgefährlich, aber rein kampflos: das ist immer beim „Variieren" anorganischer, pflanzenartiger Naturkomplexe, niederer Organismen und auch sehr häufig bei dem komplizierten organischen Lebens der Fall.

337

Ein völlig strebungsloser, beinahe oder ganz unbewußter Zusammenstoß sich gegenseitig hemmender und wechselwirkender Bewegungen kann fast nur unter niedersten Tieren, Pflanzen und Anorganismen statthaben. Solche Naturbeziehungen können selbstverständlich von keinem unter ihren Gliedern als „Kampf" erlebt werden. Gleichwohl vermag sie ein hochbewußter, einer Absicht fähiger Zuschauer als „Streben", „Wollen", „Kämpfen" zu deuten und zu empfinden. Damit innerhalb eines in Wirklichkeit kampflosen Naturverhältnisses ein illusorisches Gefühl des „Angriffs", der „Verteidigung", des „Streites" entstehe, muß wenigstens ein einziges Glied der Beziehung einer interpretierenden Wahrnehmung fähig sein.

Es genügt dann dessen anthropo- oder theriomorphe Auffassung der strebungslosen Gegenglieder, damit in seinem eigenen Bewußtsein die ganze Doppelbewegung und Wechselwirkung den sozialen Wollungscharakter des „Kampfes" erlange und sein Verhalten ähnlich bestimme wie eine wirkliche Fehde. —

338

Zwischen dem Menschen und dem Tier niederer und niederster Stufe kann schwerlich ein wirklicher „Kampf" stattfinden, weil das kaum beseelte Tier auf den menschlichen Angriff fast nur mit unwillkürlichen Reflexbewegungen und fast ohne Bewußtsein einer Selbstverteidigung reagiert.

Trotzdem übertrug die moderne Biologie die sozialpsychologische Charakteristik des Kampfes nicht nur auf wechselseitige, aber kaum beseelte Hemmungen und Schädigungen der niederen Tiere, sondern auf Gegenbewegungen und sich gegenseitig umgestaltende Bewegungen der Pflanzen und der lebendigen Zellen. Sogar die Physik schreckte nicht davor zurück, von einem „Kampf der Atome" zu sprechen, und ebensowenig die vergleichende Sprachwissenschaft vom Kampf der Sprachelemente. Solche anthropo- und theriomorphe Bilder können die Phantasie lebhaft anregen, die Anschaulichkeit bedeutend erhöhen, die Teilnahme für die betreffenden Vorgänge steigern und solcherweise die wissenschaftliche, künstlerische oder religiöse Schaffenskraft fördern. Aber einmal verknöchert und nicht als Hilfsmittel der Arbeit, sondern dogmatisch als wirkliche Dinge und Eigenschaften in die Vorgänge hineinverlegt, führen sie zu mißverständlichen Deutungen des Lebens und der Naturgeschehnisse.

So beginnen auch in der Wissenschaft die Pflanzen einen empfundenen Kampf ums Dasein auszufechten, kühn und zweckbewußt streben sie da nach Licht und Nahrung, beuten sie, schmarotzend, schwächere Nachbarn aus und bringen oft mehr Scharfsinn und Phantasie auf als ein großer Künstler.

So manchem Forscher offenbaren sogar Plasmazellen der Organismen eine wahrhaft wissenschaftliche Denkweise und schöpferische Seele. Dergleichen Phantasmagorien sind nicht erst in unserer Zeit errungen worden. Die große Neigung des Menschen, seine eigensten Erlebnisse in die Umwelt einzulegen, erzeugte, der jeweiligen Kultur und individuellen Vorbereitung gemäß, die unterschiedlichsten Gestaltungen der anthropo- und theriomorphen Kampfcharaktere.

So spricht schon die uralte Schöpfungssage der Babylonier von einem bewußten Kampfe zwischen dem Schöpfergotte Marduk und dem Meere, von einem Erde und Himmel erzeugenden Kriege, an dem sieben böse Winde, Götter, Tiermenschen, Schlangen, Widder und Molche teilnehmen.

Das Zend Aveſta, zoroaſtriſch beeinflußte Syſteme der Gnoſis, ſelbſt das Chriſtentum, verlegen in das Walten der geſamten Natur, des Weltalls einen Kampf zwiſchen einer „böſen" und „guten" Macht. Empedokles ſieht im Entſtehen und Vergehen der Elementeverbindungen die geſtaltende Arbeit des gehäſſigen Streites und der freundſchaftlichen Liebe. — Aber neben und zum Teil aus ſolchen mythiſch umfaſſenden Formen des Kampfcharakters entwickelten ſich die nüchternen, engeren Kampfanthropomorphismen, welche von vornherein durch animiſtiſche Einlegung, durch primitive Abſtraktionen und Generaliſierungen oder durch Abſtreifen der ſinnlicheren und reicheren Anſchaulichkeit des Mythos entſtehen: „das Leben iſt ein Kampf", „das Leben iſt ein Kampf ums Daſein" — oder „um Macht", „um Glück", „um die Erhaltung der Art" und ſo fort.

Demſelben Animismus, dem der Menſch ſo oft die Milderung ſeiner individuellen und typiſchen Weltvereinſamung verdankt, indem er ſich allerwärts von ähnlichempfindenden Weſen umgeben ſieht, entſpringt alſo zugleich auch das Gefühl, von zahlloſen feindlichen Mächten bedroht zu ſein, in einer Welt und Ewigkeit kämpfender Heere zu leben. Die unbewußteſten Reflexe der Menſchen und Tiere, die unbeſeelteſten Bewegungen der niederſten Organismen und ſelbſt die anorganiſchen Naturvorgänge werden dann oft als Kampfhandlungen gedeutet, nicht ſelten gehemmt, unterdrückt, abgewehrt und als „feindliche Abſicht" moraliſch oder religiös gewertet.

So werden von zahlloſen Menſchen die zwar furchtbaren, aber völlig ſchuldloſen Erſcheinungen der Natur, Regen und Dürre, Donner und Blitz, Orkan und Erdbeben, Krankheit und Tod als Angriffe ſeitens feindlicher Mächte erlebt, in Kampf und Gewaffen nachgeahmt, als Vorbild der Gewalt, der Unbarmherzigkeit, der Kriegskühnheit, des blutrünſtigen Heldentums verehrt und gefürchtet.

Selbſt wo die mythiſche Geſtalt ſolcher Deutungen in Wegfall gekommen iſt, wird die anthropomorphe Deutung ſelbſt meiſtens hartnäckig forterhalten, da ein jeder die Neigung hat, all ſeine Furcht und Bangigkeit ſtets auf deren geübteſte, mithin ſoziale Urſachen zurückzuführen, und dieſe Neigung durch die unabſehbaren, in Kunſt, Religion und Sitte fortlebenden Trümmerreſte des Furchtaberglaubens mächtig unterſtützt und genährt wird. Selbſt der aufgeklärteſte Forſcher empfindet zu-

weilen die verheerende Wirkung einer Epidemie, eines Erdbebens, einer Sturmflut als „grausames Dahinmorden" unschuldiger Menschen. Bestochen durch die Ähnlichkeit der Naturkatastrophen mit denen des Kampfes und Krieges, beeindruckt durch Prozessionen, welche mittels Gebet und Buße die feindseligen Mächte günstiger zu stimmen oder abzuwehren suchen, kann auch der Vorurteilslose einer anthropomorphen Deutung und Verurteilung so unheilvoller, wenn auch völlig absichtsloser Vorgänge kaum entgehen.

Hat solcherweise in Einzelnen und Gruppen die Überzeugung Wurzel gefaßt, die gesamte Natur, die ganze Welt und Ewigkeit seien allüberall und für alle Zeiten eine Stätte unentrinnbaren Ausrottungskampfes — so suchen sie sich meistens mit diesem unabwendbaren Schicksal irgendwie abzufinden, gewöhnen sich daran und können nicht umhin, es schließlich zu idealisieren. Es entsteht eine der wichtigsten Ursachen des blutigen Kampfes, des unerbittlichen Krieges, die als unvermeidliche Glieder in der unabsehbaren Kette ähnlicher Ereignisse im Leben der Tiere, der Pflanzen und Anorganismen angesehen, als grandioses Naturgesetz oder als die erhabene Offenbarung schöpferischer und zerstörender Mächte empfunden werden. —

Keine Erziehung zur friedlichen Gesinnung dürfte an diesen Verhältnissen achtlos vorübergehen. Schon Kindern sollte ein Weltbild in die Seele gepflanzt werden, aus welchem schädliche Kampfanthropomorphismen ausgeschaltet wären. Man hüte sich aber, die kaum bewußten entwicklungsfördernden und kraftsteigernden Anthropomorphismen zu unterdrücken, welche dem Kinde und dem Gereiften die gesamte Natur nahebringen, ohne einen abgeschmackt primitiven Animismus oder einen wilden Aberglauben zu erzeugen. Der Mensch müßte völlig aufhören, ein Mensch und ein soziales Wesen zu sein, um nicht die Dinge wenigstens in geringem Grade und kaum bewußt anthropomorph aufzufassen. Ein jeglicher Gegenstand, und sei er anorganisch wie Stein und Luft, wird, als Eindruck zum Bewußtsein gelangend, mit so vielen Empfindungen, Gefühlen und Strebungen verbunden, daß der Mensch selbst in der physikalischen Abstraktion nicht fähig ist, von diesen psychischen Begleitvorgängen ganz abzusehen. Kann er es aber nicht und muß er sie instinktiv dennoch als selbständig bestehende, vom Menschen unabhängige Naturgestaltungen anschauen, so ist auch ein anthropomorphes Einlegen

der nicht zu trennenden Erlebnisformen in die nichtmenschliche Umgebung bis zu einem gewissen Grade unvermeidlich. Dieses Verfahren bringt obendrein eine soziale Färbung der anthropomorphen Charakteristik mit sich, sofern ein jedes Menschenerlebnis infolge der Ständigkeit, Eindruckskraft und Gestaltungsmacht des Zusammenlebens — interindividuelle Züge tragen muß. —

In der Erziehung kann es daher logischerweise nicht um eine ganz unmögliche, völlige Ausschaltung jeglichen Anthropomorphisierens zu tun sein, sondern lediglich um Hemmung oder Aufhebung seiner schädlichen, entwicklungsstörenden Auswüchse.

339

An den „Kampf" knüpfen sich sowohl beim Angreifenden wie auch beim Angegriffenen negative Verkehrsgefühle der Gegnerschaft beziehungsweise der „Feindschaft". Die „Gegnerschaft" muß aber durchaus nicht das Antlitz des Hasses und der Grausamkeit tragen. Zwar gesellen sich ihr Unlustgefühle einer wenigstens partiellen Ungeselligkeit bei, aber diese kann durch die Freude an einem edlen, vergeistigten Kampfverkehr und durch wechselseitige Liebe der Gegner wettgemacht werden. —

340

Das Nicht-vorkommen oder Ausbleiben des „Kampfes", geknüpft an positive Verkehrsgefühle, wird als „Friede" bezeichnet. Das Friedensgefühl entsteht immer im Kontrast zum Kampfgefühl und ist stets an mehr oder minder positive Verkehrsgefühle gebunden.

Nur sofern sie als Folge des Kampfunterbruchs empfunden wird, stellt sich eine soziale Beziehung als „Friede" dar. Dieser beruht also zum Teil auf dem Nachhaften erinnerter Fehdeeindrücke. — Die Bilder eines heftigen Rohangriffes und eines ebenso gewaltsamen Abwehrens, insbesondere die Schreckensgesichte des Krieges, verfügen stets, auch in Gestalt von Gedächtnisanschauungen, über die sinnliche Einflußkraft sensationellen Geträumes.

Das Nachzittern solcher Anschauungen im Friedensgefühl verleiht ihm daher die Züge einer bloßen Verwandlung des Streites oder Krieges, mithin einer Fortsetzung, von der nur die zerstörenden Eigenschaften

des Kampfprozesses in Wegfall gekommen sind, indes seine übrigen Vorgangsglieder teilweise blieben. Muß also der Friede den Charakter eines anschließenden Kampfgliedes tragen und können die Streitnachklänge, die in seine Ruhe leise hinüberläuten, ihre Suggestivkraft nicht völlig einbüßen, so birgt wenigstens der Kriegsfriede gefährliche Samen und Möglichkeiten neuer Fehden und Kriege in sich.

Infolgedessen sollte man darauf bedacht sein, zu Völkern, Kindern und unreifen Menschen nicht zu viel vom Kriegsfrieden zu sprechen, sondern hauptsächlich Bilder von einer Lebensweise entwerfen und womöglich künstlerisch gestalten, die ein Verlangen nach Krieg und Vernichtung gar nicht aufkommen ließen. —

341

Inwiefern ein Individuum sich selbst gegenüber als sich selbst angreifend und sich selbst verteidigend sozial auftreten kann, insofern kann ein „Selbstkampf" zustande kommen. Der mit dem „Selbstkampf" kontrastierende Selbstfriede wird „innerer Friede" benannt.

342

„Sieg" und „Niederlage" werden durch äußere oder innere Kampfmittel, durch „Kampfeskraft", „Mut", „Macht" der kämpfenden Gegner mitbedingt und mitbestimmt: so durch „Heeresmacht", „Gewehrkraft", „Geldmacht" oder „Gedankenmacht", „Orientierungsmacht", „Liebesmacht", „Hassesmacht", „Künstlermacht" usw.

343

Der Kämpfende kann sich entweder „selbst hervorgebrachter" oder „angeeigneter Kampfesmittel": „Waffen" bedienen.

Der Gebrauch selbsterzeugter oder gar selbsterfundener Waffen verleiht der Fehde den Charakter einer Schaffensfortsetzung mit Nachklängen der vorangegangenen produktiven Arbeit. —

344

Aber nur wenige Ausnahmen besitzen einen solchen Energieüberfluß, um eigene Variierungsmittel oder „Waffen" erfinden und schaffen zu können.

345

Schon die Handhabung oder selbständige Anwendung von Mitteln, die einem neuartigen und komplizierten Variieren dienen, erfordert eine viel größere Entwicklungsfähigkeit, als sie von den meisten besessen wird.

346

Die physischen, vorzüglich mechanischen Variierungsmittel werden selbstverständlich viel häufiger gebraucht als die Vorstellungs- und Gedankenmittel, weil das „Schaffen und Handhaben" jener eine viel geringere psychische Energie und Entwicklung erfordert als das der letzteren.

Dies betrifft auch den anthropomorphen Kampf mit der Natur, sowohl den praktischen Kampf, den der Ackerbauer, Jäger, Handwerker, Krieger ausfechten muß, wie das wissenschaftliche und künstlerische Ringen des Experimentators, Plastikers, Musikers. Denn auch unter den „geistigen Arbeitern" gibt es zahllose, die sich ungleich intensiver der experimentierenden Maschine als des Denkens, der Phantasie und seelischen Gestaltungsarbeit bedienen. Nur zu oft und gar zu gerne vergessen sie daran, daß der Erfolg eines Experimentes nicht nur vom Zufall, sondern von den leitenden Gedanken, Phantasien, Idealen und Wünschen abhängt.

347

Der Angegriffene kann oft so zum „Siege" gelangen, daß er den Angreifenden „selbst angreift" und zur „Selbstverteidigung" zwingt: so kann ein „Doppelkampf" zwischen denselben Gegnern entstehen, wo sie periodisch oder sporadisch abwechselnd „angreifen" und „angegriffen werden".

348

Das kampfartige Abändern, „Variieren", bietet oft mehr Arbeits- oder Schaffensbetätigung als das kampflose: während im kampflosen, wenn auch sozialen „Variieren" die Bewegungen oder „Handlungen" des Variierenden auf unwillkürliche oder keine Hemmungen stoßen, eventuell vom Gegenglied willig unterstützt werden, müssen die „Handlungen" der Kämpfenden nicht nur gegen unwillkürliche Bewegungen, sondern auch gegen „absichtliche Handlungen" und Widerstände des Gegners gerichtet werden.

Kommen so zu einer produktiven Tätigkeit noch geistige Kampfmomente hinzu, so kann sie insofern durch solche Bereicherung schöpferischer Antriebe noch komplizierteren Arbeits- oder Schaffensansprüchen entgegenkommen.

Nimmt aber der Kampf die Energie allzustark in Anspruch und hemmt dergestalt die spezifischen Motive einer Arbeit, so werden dadurch ihre wesentlichsten Zwecke und die damit verbundenen geistigen Expansionsbedürfnisse eher unterdrückt als gefördert. —

349

„Variierungen", welche in bezug auf den zu variierenden Naturkomplex kampflos sind, können in bezug auf den Variierenden selber kampfartig sein, inwiefern sie durch „Selbstkampf" verwirklicht werden.

350

Im Geisteskampf erfährt die physische, praktische, landschaftsdarstellende oder physikalische Arbeit eine Erhebung zum psychologischen Verfahren, wodurch sie an wissenschaftlichem, moralischem, künstlerischem und religiösem Wert bedeutend gewinnen kann.

Wird beispielsweise ein Wald aufgeforstet, eine Landschaft gemalt oder eine neue Maschinenkonstruktion gesucht, so vermag ausschließliches Aufgehen in solcher Tätigkeit zu bewirken, daß sie zum Erwägen ihres Einflusses auf die Seele der unterschiedlichsten Menschen und Gruppen nur äußerst geringen Antrieb bietet. Kommt aber ein Kampfinteresse hinzu, wird sie zum Teil als Wehr und Waffe vollzogen, dann müssen dabei auch die Eigenschaften von Freund und Feind in Erwägung gezogen werden. So werden die Gründer neuer Richtungen sogar auf Gebieten, die der psychologischen Betrachtung fernstehen, durch ihren Kampf gegen veraltete Satzung häufig veranlaßt, ihr Können und Schaffen in betreff ihrer Eignung als Förderungsmittel des menschlichen Geistes zu prüfen.

351

Da der Kampf gegen Wehrlose meist als „unmoralisch", „unehrlich" gilt, so kann das vorsätzliche oder unwillkürliche „Sich-nicht-verteidigen" als Vorbeugungsmittel, als geistige Waffe gegen den „Kampf" dienen.

352

Trägt der Hassende ein größeres Verlangen nach der Liebe des Verhaßten als nach Hemmung oder Aufhebung seiner Entwicklung und Erhaltung, dann vermag die Erfüllung dieser Liebessehnsucht sowohl den Haß wie den daraus entsprungenen Kampf zu mildern oder zu beseitigen.

Die Erinnerung an den ehemaligen Haß hat oft sogar die Fähigkeit, durch Wachrufen der Reue und durch die Entschiedenheit des Gegensatzes die Intensität des Mitgefühls zu steigern, ihm gleichsam durch das Düster des Hintergrundes mehr Leuchtkraft zu geben. In solchen Fällen erweist sich die Teilnahme oder Liebe meist als vollkommenste Geisteswaffe gegen das feindliche Vorgehen eines Einzelnen, einer Gruppe, eines Volkes. Denn nicht selten entstehen selbst große Kriege infolge des Mangels an erwünschter Kulturteilnahme. In einem Volke, welches sich von einem Nachbarvolke in seinen heiligsten Idealbestrebungen nicht verstanden, verkannt fühlt, kann gerade am leichtesten ein primitives Vergeltungsbedürfnis Wurzel fassen, wenn ihm an der Wertschätzung seitens des „ungerechten" Nachbars viel gelegen ist. —

353

Der Verhaßte kann die rohe, zerstörende Kampflust seines Feindes nur steigern und noch gehässiger machen, falls er ihm eine Liebe und verständnisvolle Teilnahme entgegenbringt, die diesem gar nicht erwünscht ist, weil sie ihm unästhetisch, feig, kriechend oder zudringlich erscheint. Viele Prediger suchten das gefährliche Dogma zu verbreiten, die Liebe wäre ein magisches und stets wirksames Mittel zur Entwaffnung jeglicher Feindschaft. Wie häufig wurde aber durch Stumpfheit und primitive Roheit religiöser und nationaler Großgruppen die vertrauensvoll entgegenkommende Freundschaft edlerer und kulturellerer aber zugleich kriegerisch oder zahlenmäßig schwächerer Gegner blutig mißbraucht und verraten! Scheuen sich doch niedrig gesinnte Politiker der Kirchen und Völker durchaus nicht, die selbst nicht empfundene Liebe in Gegnern zu wecken, um ihnen desto leichter die Waffen aus der Hand zu stoßen. —

354

Das Umgestalten des Menschenlebens, viel weniger das des Tierlebens, ruft fast immer beim Abändernden „Mitgefühle" oder „Gegengefühle"

hinsichtlich der zu variierenden Individuen hervor, während das Wandeln anorganischer Naturkomplexe und niederer Organismen nur im Falle anthropomorphen Verhaltens solche Gefühle mitbedingen kann.

355

Diese Gefühlskomplexe können den „Kampf" fördern oder hemmen und auch einen „Selbstkampf" hervorrufen.

356

Das Umwandeln der anorganischen Natur und niederer Organismen kann im Falle nicht-anthropomorphen Verhaltens nur in bezug auf mitgeändertes Leben der Menschen „ethische" Selbstschätzungen erwecken.

357

Während das menschliche Abändern anorganischer, pflanzenartiger und häufig auch tierischer Naturkomplexe lediglich physische Variationen unmittelbar und logischerweise bezwecken und nur durch unwillkürliche, vorstellungslose Gegenbewegungen gehemmt werden kann, so vermag das „Variieren" höheren Tierlebens und Menschenlebens nicht nur physische, sondern auch psychische, vorstellungskombinierte Variationen zu bezwecken und nicht nur durch unwillkürliche, vorstellungslose Bewegungen, sondern durch „absichtliche Handlungen" gehemmt oder aufgehoben zu werden. —

Schon deshalb erfordern die kompliziertesten Umgestaltungen des Tier- und Menschenlebens bedeutend kompliziertere und mannigfaltigere „Handlungen" als die kompliziertesten Variierungen der anorganischen und pflanzenartigen Natur.

358

Weil der Mensch unter allen irdischen Naturkomplexen der kompliziertesten Gegenbewegungen und Verteidigungshandlungen fähig ist, so kann er als Variierungsgegenstand einzig und allein Gelegenheit für möglichst kompliziertes, harmonisches Schaffen bieten.

359

Die vielseitigste und harmonisch kompliziertesteArbeit kann nur ein geistiger Angriffskampf gewähren, der eine möglichst große und

reiche Neuvariierung erstrebt, der neue, möglichst durchgeistigte „Waffen" und „Selbstkämpfe" hervorbringt. Nur ein solcher Kampf wäre imstande, größtmöglichen geistigen Schaffensbedürfnissen Genüge zu leisten.

360

Am kompliziertesten werden stets diejenigen Entwicklungsrevolutionen menschheitlichen Geistes sein, welche die phantasiereichsten, beseeltesten, gestaltungskräftigsten „Kämpfe" und „Selbstkämpfe" erfordern und bieten werden.

361

Die menschlichen und menschheitlichen Variierungsgelegenheiten sind in ihrem Typus begrenzt und erschöpfbar, sofern der menschliche Typus mit seinen wenigen Sinnesorganen sehr begrenzt und sterblich ist. Ein jedes Neuschaffen eines Individuums, eines Zeitalters verringert in seiner Richtung das Gebiet menschlichen Neuschaffens und Neukampfes. Das menschheitliche Schaffen hat, wie eine jede Größe, seine Grenzen, welche relativ sehr eng sind, weil es einen pygmäisch kleinen Bestandteil des Weltalls bildet. Schon in unserer Zeit ist das Gebiet menschlicher Schaffensgelegenheiten um ungeheure Felder der Neuarbeit und des Neukampfes kleiner geworden. Neues kann noch geschaffen werden, wenn man ganz andere Felder potentieller Arbeit betritt.

Wissenschaftlich erforschbar sind nur die Naturvorgänge, welche den menschlichen Sinnen oder dem Zentralorgan zugänglich sind, und solche, die es durch experimentelle oder bloß gedankliche Erfindung und Entdeckung werden können.

Zahllose Vorgänge in Natur und Seele, Prozesse, welche ohne vorsätzlich gestaltende und ohne erfinderische Mitwirkung des Menschen vor sich gehen, können schon durch bloß naturalistische Nachbildung in Gedanken oder in experimentellen Versuchen festgestellt und wissenschaftlich erkannt werden. Wurde einmal der weitere oder engere Typus eines bereits bestehenden Natur- beziehungsweise Seelengebietes festgestellt und objektiv geschildert, dann ist für diejenigen, denen diese Orientierung eindrucksvoll zuteil wurde, die Möglichkeit der Wiederholung derselben Erforschungsarbeit völlig benommen. Wohl können sie ein solches Schaffen in der Vorstellung und in Versuchen nachahmend reproduzieren. Da sie

aber das positive Ergebnis, die Lösung und meist sogar auch einen Teil der Mittel und des Weges vor Augen haben — so ist ein den ursprünglichen gleiches, mit ähnlich geleiteten Gedankengängen und Gestaltungsprozessen verbundenes Suchen ausgeschlossen. So wurde ein großer Teil des Typus mechanischer Vorgänge von Newton objektiv beschrieben, und kein Physiker wird ernstlich daran denken, diesen Typus noch einmal in derselben Weise zu erforschen. So wird auch kein Kenner der Entdeckungen Galvanis und Voltas die bereits durch sie klargemachten, typisch allgemeinsten Funktionen elektrischer Art wieder entdecken wollen. Wir sehen also, daß das Erforschen und Darstellen eines Naturtypus das Gebiet des Neuschaffens und geistigen Neukampfes in einer Richtung verringert. Bedenkt man, daß die allgemeinsten Typen der Naturarbeit schon infolge der wenigen Sinnesorgane des Menschen nur auf eine verhältnismäßig geringe Gebieteanzahl zurückgeführt werden können, so muß man sich eingestehen, daß auch ihre Erforschung relativ eng umgrenzt ist. Wären wir also nur auf diese Art der wissenschaftlichen Arbeit allein angewiesen, dann bestünde die Gefahr, daß durch den Fleiß und die Begabung vieler Forscher im objektiven naturalistischen Erfassen der bereits bestehenden Vorgänge das Gebiet des wissenschaftlichen Neuschaffens in nicht unabsehbarer Zukunft erschöpft wäre. Die Gefahr eines dereinstigen Brachliegens zahlloser Schaffenskräfte und Entladungsmöglichkeiten wäre da und die Furcht davor berechtigt. — Wüßten wir aber einmal alles, was der menschlichen Erkenntnis zugänglich ist, dann wäre auch das künstlerische und religiöse Neuschaffen lahmgelegt, denn auch dieses schöpft einen großen Teil seiner stärksten Antriebe aus dem Verlangen nach neuen Problemlösungen, nach Erneuerung der Orientierungen und Lebensdirektiven.

Mit dem Verschwinden so vieler Schaffensmöglichkeiten wäre der geistigen Kampfentladung vollends der Atem benommen. Es gäbe ja keine großen Unterschiede mehr im Wünschen und Ersehnen wissenschaftlicher, künstlerischer und religiöser Ideale, ja, alles Wünschen und Wollen wäre bald auf ein Mindestmaß reduziert. —

Aber die Erfahrung zeigt uns ein ganz anderes, ungleich erfreulicheres Bild des menschheitlichen Entwicklungsganges. Mit einer jeden Neuentdeckung eines Naturarbeitstypus, sei es eines weiteren, sei es eines engeren, werden Möglichkeiten geschaffen für unabsehbar sich ausbreitende

und vorschreitende, erfinderische Arbeit an neugestaltender, phantasiereicher Kombination der Anschauungen, Vorstellungen, Gedanken und der Naturkräfte selbst. Die großartigen Entdeckungen Faradays, sein Erzeugen ganz neuer Arbeitsarten der elektrischen Naturfunktion wäre ohne vorhergegangene Erforschung des allgemeineren Elektrizitätstypus nicht möglich gewesen. Das Hervorbringen sinnreicher Maschinen wäre ohne die Vorarbeit naturalistischer Erkenntnis und Darstellung bereits bestehender Vorgänge und Arbeitsdispositionen der Natur ebenso ausgeschlossen.

Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse in der Kunst. Ohne Beobachtung und objektive Erkenntnis bestehender wirklicher Naturtypen keine Möglichkeit einer reicheren, organischen Phantasieerfindung und einer Neugestaltung individueller Charaktere.

Mithin ist auch die Entwicklung des geistigen Kampfes, der stets an die Vervollkommnung des sonstigen geistigen Schaffens gebunden ist, von den Prozessen der ständigen Erneuerung des Bestehenden durch das schöpferisch Umgestaltende in allen Gebieten der Arbeit wesentlich abhängig. —

Hier werden nicht nur Gedanken, sondern vornehmlich Zustände geschildert, die sich wie ein drohendes Schreckgespenst erheben — wenn ein Mensch sein Augenmerk bloß auf eine Seite der Funktionsmöglichkeit der menschlichen Arbeit richtet. Viele positivistische Methodologen und Empiriker haben so sehr die Aufgabe des „Beschreibens", „Verstehens", „Erklärens" vorhandener Naturkomplexe und Bestände betont — ohne eindringlicheren Hinweis auf die anderen viel größeren Aufgaben der Forschung und die bedeutenderen Arbeitsfunktionen des Menschen. Zugleich haben verschiedene entwicklungsnivellierende Tendenzen unserer Zeit ein hypnotisches Hinstarren auf die bloßen Erhaltungsbestrebungen hervorgebracht, wobei die unabsehbaren Entwicklungsmöglichkeiten unvermeidlich in den Hintergrund treten mußten.

Es tauchten sogar düstere Voraussagungen auf von einer dereinstigen absoluten Automatisierung der Menschen auf allen Lebensgebieten.

In der Tat, wenn der Mensch nur nach Erhaltung streben müßte und die Orientierung ausschließlich auf bloße Beschreibung und Erklärung bereits vorhandener Bestände gerichtet wäre, so hätte diese Furcht einige Berechtigung. Die nachfolgenden Hauptanalysen, besonders die des

menschlichen Schaffens, werden über die Nichtigkeit dieser drohenden Suggestionen aufklären. Man wird sehen, wie gerade die Verringerung großer Arbeitsgebiete, selbst der Tod außerordentlicher Funktionen und die Automatisierung nur zur Erweiterung viel großartigerer Gebiete und Funktionen menschlicher Arbeit dienen; daß die menschliche Arbeit zwar äußerst gering und beschränkt ist im Vergleich mit der Ewigkeit der Weltmöglichkeiten, aber unabsehbar innerhalb ihrer typischen Grenzen.

362

Je weniger das kampfartige Umgestalten eines Menschenlebens Vorstellungs- oder Gefühlsvariationen bezweckt, je mehr es rein physische Modifikationen des Menschenkörpers erstrebt, um so mehr nähert es sich dem „Variieren" nicht-menschlicher beziehungsweise anorganischer Komplexe an, um so weniger erfordert es kompliziertes Schaffen.

363

Da das „Töten" eine Abart kampfloſen Änderns ist, so kann es komplizierte Arbeitsbedürfnisse nicht so befriedigen wie der Kampf, insbesondere der geistige.

364

Wer die menschheitliche Entwicklung mehr „liebt" als alles andere, der wird gegen alles nach Möglichkeit anringen, was die menschheitliche Entwicklung hemmt, aufhält, schädigt, bekämpft, nämlich dort, wo und wann kein anderer oder kein vollkommenerer Weg zur Aufhebung dieser entwicklungshemmenden „Handlungen" vorkommen wird. Er wird sich sogar nicht scheuen, unter Anwendung physischer Gewalt zu streiten, wo und wann es keinen anderen, keinen geistigen Weg geben wird, die Rohangriffe dunkler Existenzen gegen unschuldiges Leben und gegen die höchsten Werte der Menschheit abzuwehren[1].

[1] Leider scheuen sich gehässige Kriegshetzer, fanatisierte Chauvinisten und eroberungslüsterne Staatslenker nicht, ihre niedrigen Angriffsmotive durch idealistische Vermummung zu maskieren. Wird ein friedliches, aber primitiveres Volk zum Zwecke der rohesten Ausbeutung überfallen, so heißt es dann, es könne sich nicht selbst regieren, man müsse ihm mehr Kultur beibringen, um die Zivilisation zu schützen und zu verbreiten. Macht man aber gegen ein hochgeistiges, schöpferisch überlegenes Gemeinwesen einen ähnlichen Anschlag, dann wird der irrezuführenden Masse der Ungebildeten, Unerfahrenen und Verdummten eingebildet, es handle sich um Schutz und Wehr gegen einen wilden, barbarischen Nachbar, es sei also um eine Verteidigung der „heiligsten Güter der Menschheit" zu tun. Ähnlich ist das Verhalten ehrgeiziger,

365

Obwohl das Töten kompliziertеste Schaffensbedürfnisse durchaus nicht befriedigen kann und sowohl auf den Tötenden selbst wie auf viele in seiner Umgebung verrohend wirkt, bildet es zuweilen ein nicht zu umgehendes Mittel der Verteidigung eigenen und fremden Lebens, eine unvermeidliche Waffe gegen Gewaltangriffe auf Erhaltung und Entwicklung unschuldiger Menschen und Gruppen. Man darf nicht den furchtbaren Umstand außer acht lassen, daß ein großer Teil der menschlichen Gesellschaft von wilden Instinkten beherrscht wird, die oft nach einem in den Tiefen ihres primitiven Unterbewußtseins kraftsammelnden Scheinschlummer zu Ausbrüchen ganz irrational bedingter, blutiger Zerstörungshandlungen bestialischer Massen führen. Infolge der Bedingtheit solcher Vernichtungsakte durch die traumartig durcheinanderwogenden Wildkräfte und Leidenschaften ist es nicht möglich, alle Gestalten vorauszusehen, die sie in Zukunft annehmen werden. Dies zu versuchen, wäre nicht weniger müßig und vergeblich, als etwa ein Versuch, alle individuellen Richtungen und Wahnphantasien der Schizophrenie vorauszusagen, die jemals in Zukunft auftauchen werden.

Solange zahllose Menschen und Gruppen über den erschreckenden Tiefstand ihrer bisherigen psychologischen, moralischen und religiösen Entwicklung nicht hoch hinausgewachsen sind, werden von Zeit zu Zeit gewaltige Masseneruptionen der wilden Kampfleidenschaft auflodern, gerade gegen die höchsten Errungenschaften geistigen Lebens gerichtet und durch keine edlen Innengebote gehemmt. Wer also wähnt, alle künftigen Maßnahmen, Gewalt gegen Gewalt anzuwenden, ausnahmslos mit Fluch und Bann belegen zu müssen, um die höhere Geisteskultur zu fördern, der ist in einem verhängnisvollen Irrtum befangen. Die Rohlinge werden durch seine Predigt von ihrem scharfen Tun kaum abgebracht werden, dagegen muß die Verteidigungsenergie der Feinfühligen und Gemütstiefen darunter leiden und zu Schaden kommen. Empfinden ja diese ohnehin einen heftigen Widerwillen gegen den Gebrauch physischer

skrupelloser, herrschsüchtiger Klassenführer. Man hüte sich vor dem Mißbrauch, welche all diese niedrigsten unter den Heuchlern mit den berechtigten Geisteswaffen treiben. Man vergesse nicht, daß in Anbetracht der ungeheuren Kulturschädigung, die ein Gewaltkrieg stets mit sich bringt, nur ein Bösewicht oder ein Narr gleich bereit sind, einen derartigen Blutkampf vom Zaune zu brechen. Nur allzu häufig und allzu bereitwillig wurde mit Feuer und Schwert gespielt, wo schon eine unblutige Notwehr, bloß mit Hilfe geistiger Waffen geübt, völlig ausgereicht hätte, Völker, Stände und Religionsgemeinschaften zu retten.

Abwehrkräfte und betrachten ihn höchstens als ein zeitweilig notwendiges Übel. Man ist eben nicht immer vor die Wahl gestellt, entweder physische Waffen zu führen oder die geistige Vervollkommnung zu fördern; man steht leider nicht selten vor dem Dilemma, entweder physische Kraft und Gewalt zu gebrauchen oder die Unschuld, die Güte, Begabung und Hochentwicklung zahlreicher Menschen, Gruppen, sogar großer Kulturgemeinschaften der vernichtenden Brutalität gemeiner Verbrecher, Mörder und Geisteskranker auszuliefern. Das Reich der ausschließlichen Liebe ist noch nicht gekommen. Wir leben immer noch im Herrschbereiche der wilden Instinkte. Uns ist es nur gegeben, ein geringeres Übel zu wählen, um dem ungleich größeren zu entgehen. Dürfen wir nicht ein unschuldiges Kind ruhig hinschlachten lassen, so dürfen wir noch weniger beim Hinmorden großer Entwicklungsgruppen die Rolle mitleidiger Zuschauer oder geistiger Kämpfer übernehmen, wenn wir nur durch eine Gewaltabwehr die Wogen der Roheit einzudämmen vermögen.

Allerdings muß man dessen eingedenk sein, daß ein solcher Gewaltkampf auf lange Zeit hinaus von arger Kulturschädigung und Entwicklungshemmung bleiben muß. Immerhin aber wird dies in einem ungleich geringerem Maße bewirkt als durch Untergang der höchsten Geistesgüter und schöpferischster Gruppen unter Siegesgeheul menschlicher Hyänen.

Geisteskampf

366

Ein jeder ist anders als seine Mitmenschen geartet. Je größer die Eigenart eines Einzelnen, desto kleiner der Kreis seiner mit Andern gemeinsam geteilten Eigenschaften und Bedürfnisse und um so vielseitiger, intensiver und ausgeprägter ist der Schatz seiner von mitmenschlichen individuell abweichenden Kräfte und Neigungen. Schon bei Durchschnittsmenschen kann die Befriedigung mancher ihrer wesentlichsten individuellen Bedürfnisse vielfach nur auf Kosten mitmenschlichen Glückes und Gedeihens erzielt werden. Lebt beispielsweise ein gewöhnlicherer oder schöpferischer Mensch im Sinne seiner Weltanschauung und richtet er sein Leben danach ein, so muß er schon durch das Sich-bekennen zu einer Überzeugung den abweichenden Glauben vieler anderer Menschen und

Gemeinschaften in Expansion und interindividueller Ausbreitung hemmen, nicht selten zum Leidwesen der Betroffenen und mitunter Haß und Rache auf sich ladend. Mithin ist einem jeglichen ein bewußterer oder unbewußterer Kampf um geistige Werte beschieden, der je nach seiner Ausdehnung in der Umgebung zum gemeinsamen Kampfe einer Kleingruppe, einer Familie, Berufsgenossenschaft oder eines Volkes, einer Rasse, einer Religionsgemeinschaft werden kann. —

Sind geistige Kämpfe schon bei Alltagsmenschen unumgänglich, so sind sie es in viel höherem Maße bei innerlich und energisch Veranlagten, deren größere und vielgestaltigere Andersheit häufiger und stärker auffällt und ins Leben Umgebender eingreift, Zahlreiche oft unwillkürlich verletzend oder mit Unlust erfüllend.

Je stärker und vollkommener die Eigenart ähnlich veranlagte, geistesverwandte oder jugendlich empfängliche Naturen zufriedenstellt und fördert, desto intensiver verwundet und hemmt sie wenigstens vorübergehend Menschen von sehr anderer Anlage und Geistesrichtung oder von wenig empfänglicher Seele. Da mit wachsender Begabung und Entwicklung auch die Werbekraft wächst, so vermag auffallende Eigenart unter Umständen ein bestehendes oder kommendes Heer geistiger Vorkämpfer weit und breit bei den sich bedroht Fühlenden anzukündigen. Hierdurch wird der Ausdehnung der vereinzelten Macht eines geistigen Urhebers, beziehungsweise eines Bahnbrechers zur Gruppenmacht, der Erweiterung seines individuellen Kampfes zum gruppenumfassenden Kampfe gewaltig Vorschub geleistet.

Die steigende Reife und Entwicklung führt bei allen Menschen die unwillkürlichen Fehden um geistige Werte vielfach zu vollem Bewußtsein. Hierdurch wird Gelegenheit zu ihrer Reinigung von gehässiger und rachsüchtiger Leidenschaft geboten. Aber wie dann die reinigende Unterdrückungsarbeit gegen die eigenen primitiven Tendenzen gerichtet ist, kann sie, Aufrichtigkeit und vergeistigte Liebe zu allen vorausgesetzt, auch bei den Mitmenschen die minderwertigen Neigungen, Bestrebungen und Vorurteile nicht dulden. Feste, unbeugsame Überzeugungstreue, wankenloses Gewissen, tiefer, auf Vervollkommnung vieler oder aller gerichteter Idealismus lassen keine Kompromisse mit weichlicher Nachgiebigkeit zu; wo es gilt, höchste wissenschaftliche, ethische, künstlerische, kulturgestaltende Ziele zu verteidigen und in die Seelen der Menschen zu pflanzen, muß der geistige Kampf unentwegt ausgetragen werden. —

Wie könnte auch ein ehrlicher oder gar schöpferischer Mensch seine Ideale verleugnen, seinen edlen Tatendrang unterdrücken, um nur den Ruhebedürfnissen, der Stumpfheit, dem konservativen Sinn der andern aus falschem Mitleid entgegenzukommen oder die eigene Ruhe durch keine Fehde zu stören? Und wäre er noch so sehr seiner Schaffensleidenschaft gewaltig, schon durch seine persönliche Andersheit müßte er unwillkürlich den unverwandten Naturen im Wege stehen, bei großer Eigenart sogar die Sonne verstellen. Will aber jemand seine Überzeugung nicht verheimlichen, will er wirken und schaffen, um seinen Idealen zu dienen, dann führt er schon durch seine aufbauende Tätigkeit, neben den unwillkürlichen Fehden, beabsichtigte Angriffe auf Überzeugungen, Gefühle, Arbeitsrichtungen anders Gearteter aus. Dann vermag er aber nicht, wie die Trägen und Bequemen, sich so leichten Kaufs der Illusion hinzugeben, er lebe im Sinne unbedingter Ruheideale. Er mag es wollen oder nicht, durch sein Verhalten ringt er auch gegen diese an. —

Je nach der Entwicklung und augenblicklichen Vorbereitung der Gegner kann der Kampf die unterschiedlichsten Formen der sozialen Wechselwirkung annehmen. — Die geistige Fehde vermag sowohl durch das Wirken auf die Gegenpartei, wie durch den Einfluß, den man von dieser erfährt, einen hohen selbsterzieherischen Wert zu erlangen. Dies gilt sowohl für einzelne wie für Gruppen. Das Verlangen und Streben nach Wandlung des Gegners im Sinne eigener Entwicklung und Ideale erhöhen die Kenntnis und Anwendungskraft ihrer Dispositionen. Sie bewirken eine Korrektur und Vervollkommnung der Beurteilung, Wertung und Gestaltung der eigenen Wünsche, Bestrebungen und Ziele durch intensive Kenntnisnahme der gegnerischen.

Sehr oft lernt man erst im Kampfe wirkliche Anlagen und Entwicklungskräfte, aber auch die Leidensfähigkeit sowohl der Gegner wie der eigenen Seele kennen. — Enthüllt sich so während der Geistesfehde ein Schmerz oder eine edle Eigenschaft des Gegners, dann erwacht oft ein Mitleid, eine Hilfsbereitschaft, deren Gewalt und vielverzweigte Wirkung sich häufig allen Kampfgliedern und selbst deren Umgebung mitteilen.

Schon ein einziger Blick in des Gegners Antlitz läßt zuweilen einen solchen Himmel von Güte oder Heiligkeit sehen, daß jede rohere, gehässige Regung zum Schweigen gebracht wird. Alsdann nimmt die Fehde nur geistigste Formen an oder geht in völlige Eintracht über.

So mancher gewinnt erst dadurch Selbsterkenntnis und Richtschnur fürs Leben, daß er die geistige Überlegenheit seiner Gegenpartei bemerkt und mit freudiger Begeisterung deren künstlerische, ethische, wissenschaftliche oder religiöse Wege betritt. —

Durch das Feingefühl, die Ritterlichkeit, die Originalität, mit der ein Mensch seine geistigen Schlachten ausficht, können nur sensible und verfeinerungsfähige Gegner zum Nacheifern veranlaßt werden. Aber schon das kampfgeweckte Verständnis für gewöhnlichere Feinde und Widersacher, für deren Not und Sehnsucht, deren fruchtbare Ahnungen und Bestrebungen vermag zuweilen den Gesichtskreis freier und großzügiger Seelen zu erweitern, deren Kampfrichtung in andere Bahnen zu lenken und ihre Waffen zu veredeln. Am intensivsten ist diese Wirkung, wenn die Beeindruckten das vorhin unbekannte Leid oder die edle Art, sich zu verteidigen, erst durch den eigenen Angriff bei den Abwehrenden geweckt und kennengelernt haben. Denn es wird dann das erwachte Mitgefühl und Verständnis entweder durch Gewissensbisse erhöht, wenn man den Angriff als ungerecht empfindet, oder durch Gefühle der bitteren Notwendigkeit ergänzt, sofern er gerecht und unvermeidlich erscheint. —

Es vermag aber eine übermäßige Erregung und Leidenschaft des Kampfes oder eine allzu große Anstrengung des Ringens das Urteil wenigstens vorübergehend zu trüben, eine falsche Einschätzung der eigenen und gegnerischen Kräfte zu erzeugen. Die Idealisierung des Feindes gewährt dann oft zuviel, die Unterschätzung seiner Bedeutung nicht selten zu wenig Raum für dessen entwicklungsfördernde Einflußnahme.

Allerdings kommt es auch vor, daß die Überschätzung eines Feindes durch die idealisierende Vorstellung, die man von ihm bekommt, ähnlichen Einfluß gewinnt wie ein erhabenes historisches, mythisches oder künstlerisch fingiertes Vorbild. Diese Wirkung kann zeitweilig sogar noch größere Macht erlangen, da der solcherweise entstandenen Phantasiegestalt der wirkliche Körper des Feindes beigelegt und die Ehrfurcht durch Reue oder Bekehrung vertieft und gesteigert wird.

Infolge der stark bewegten sozialen Wechselwirkung des geistigen Kampfes können überhaupt ganz eigentümliche, oft keinerseits erstrebte Wandlungen des Charakters, der Überzeugung, des Glaubens und Wollens innerhalb aller Gegner entstehen. So groß ist zuweilen die Wandlung, daß sie, bildlich gesprochen, gleichsam einen Tausch der Individualitäten, einen Tausch

der Rollen in Ziel und Seelenwaffen, eine wesentliche Verschiebung der umkämpften Interessen herbeiführt. Plötzliche Bekehrung ist da nicht selten, plötzlicher Niedergang ebenso häufig.

So kann ein Streiter durch suggestiven Nachahmungsantrieb sehr bald edle Regungen und Ideale vom Gegner überkommen, während er ihm das eigene, primitive Verhalten und sein ursprüngliches Kampfziel aufpfropft. Der Veredelte und Verinnerlichte empfindet infolge seiner Höherentwicklung tiefes Mitleid mit dem Gesunkenen, bereut die schlechte Einflußnahme, fühlt Dankbarkeit. Er möchte den Feind für dessen ursprüngliche Gesinnung und Gemütsart gewinnen. Dieser wurde aber durch die früheren Eigenschaften des Gegners zu stark beeindruckt, zieht überdies den Reiz des neuen der altgewohnten Lebensrichtung vor und beginnt die neuerlichen Bekehrungsversuche seines Widersachers als feindlichen Anschlag zu betrachten.

Der freiwillige geistige Angriff auf Eigenschaften, Dispositionen, Seelenvorgänge verrät teilweise ein Streben nach Selbstbefreiung von unlustvoller Geistesbeziehung, durch deren Wandlung in einen erwünschten Verkehr oder in erlösende Einsamkeit.

Der Widerstand des Gegners verleiht oft dem Angriff den Charakter einer Sehnsucht, während die eigenen Kraftgefühle Hoffnung oder Zuversicht wecken, die eigenen Empfindungen der Schwäche Bangen und Zagen hervorrufen.

Die Unbekanntheit der Zukunft, die schon Sehnsucht und Hoffnung allein wenigstens von leisesten Nachklängen der Furcht und Enttäuschung begleiten läßt, bewirkt im Kampfe infolge der Widerstände, die er der erwünschten Erfüllung in den Weg legt, eine Steigerung der mitzitternden Furcht. Das Helldunkel des Sehnens kommt hier infolge stärkerer Kontraste von Lust und Unlust, Voraussicht und Zukunftsschleier, Sicherheit und Bedrohung, Mut und Bangigkeit gewöhnlich intensiver und reicher zum Vorschein und sticht oft übertrieben hervor.

Sofern der geistige Kampf als Arbeit oder Schaffen auf Abänderung und Wandlung seelischer Dispositionen, Erlebnisse und Entwicklungen gerichtet ist, setzt er Phantasie und Gestaltungskräfte in Bewegung und wird hierin durch die irrationalen Vorgänge der Sehnsucht und Hoffnung unterstützt. Die umkämpften Neigungen, Wünsche und Ideale können hierdurch in ein neues Licht gesetzt, sogar für größere Gruppen

und für ganze Generationen an Vielseitigkeit, Begründung, Vertiefung und sozialem Wert wesentlich gewinnen. — Es kommt zuweilen vor, daß ein schöpferischer Mensch, von Gesichten der Kampfsehnsucht erschüttert, ein neues Leuchten erblickt und die ganze, in wenig fruchtbaren oder schädlichen Fehden erworbene Streitenergie einem bahnbrechenden Geistesringen zuwendet. So schließt die Kampfbegeisterung dem Christenverfolger und Jehovastreiter Saulus einen Himmel auf, in welchem er den neuen Messias als seinen Gott erkennt und den Kampf für ihn als höchste Seligkeit. —

Durch Angriff oder Widerstand kann die Energie und Spannung des Strebens, Wollens, Handelns oder Schaffens aufs höchste gesteigert werden. Oft spannt der Angreifende seine Kräfte schon beim ersten Anlauf nach Möglichkeit an, um dem erwarteten oder mutmaßlichen Widerstand erfolgreich begegnen zu können.

Meistens verhält sich der Gegner ähnlich. Denn beide fordern durch Suggestion, durch Einflößen von Furcht oder Bangigkeit, durch Ämulation und Wachrufen der Verantwortungsgefühle zur Anwendung der wirklich oder vermeintlich stärksten verfügbaren Kräfte und Kampfmittel heraus. Oft erlangt die Fehde den Höhepunkt ihrer Kraft und Energie erst durch steigenden Widerstand, durch wachsende Kenntnis des Gegners, der Ziele und Arten seiner Angriffe und Abwehrhandlungen und die daraus sich ergebende Vervollkommnung und Ökonomie der Waffenführung.

Die rein friedliche Arbeit oder Erziehung erreicht auch darum nur selten eine solche Wucht und Energie des Einflusses, wie sie oft durch kampfreiches, geistiges Wirken errungen wird, weil der Kampf sowohl über friedliche wie über spezifische, nur ihm eigentümliche Arbeitsantriebe verfügt.

Besteht ja der Kampf, mag er noch so kontinuierlich sein, aus einer Reihe sich ablösender Momente der Befehdung und der Streitpausen, der Bewegung und Ruhe, der Leidenschaft und Gemütsstille. Sein positiver Entwicklungs- und Arbeitswert hängt mit von dem wechselseitigen Verhältnis dieser teils periodisch, teils sporadisch eintretenden Momente, von der Wechselwirkung ihrer Verlaufsrhythmen, Wiederholungen und Gehaltsqualitäten ab. —

Wird die Reihe der Angriffe, Widerstände und Gegenangriffe durch Pausen unterbrochen, welche in entwicklungsgünstiger Zeitfolge Rast

und Ruhe gewähren, dann kann die Leidenschaft in die erwünschten Schranken gewiesen werden, die schöpferisch ruhige Arbeit des Kampfes genügend Raum und die nötige Sammlung finden. —

Erst dann vermag die Kraft und Energie, welche der Arbeit von den eigentlichen Fehdemomenten zuströmt, zur vollen Geltung zu gelangen und gleichzeitig die Gewalt des Schaffens, der Selbsterziehung und der sozialen Einflußnahme wesentlich zu erhöhen. —

Vorstellungskampf

367

Wie mit sich selbst, so kann der Mensch mit andern Menschen, Wesen und Naturvorgängen in seiner Vorstellung kämpfen. Selbstverständlich sind Angriff und Abwehr, die sich bloß in der Vorstellung als Bilder abspielen, kein objektiver Kampf im psychophysikalischen Sinne. Sie sind ja nicht an physisch und geistig getrennte Organismen gebunden, sondern imitieren nur eine Verkehrsgruppe im Seelenraume eines und desselben Menschen. Ihnen kommt gleichwohl im Guten wie im Bösen ein gewaltiger biologischer Wert zu, sofern sie als fiktive und bloß innerlich geschaute Kampfbilder wenigstens unmittelbar und sehr wesentlich von der physischen Umgebung und den speziellen, physischen Gesetzmäßigkeiten des objektiven Kampfes unabhängig sind. Daher spielen sie in der Geistesgeschichte der Menschheit eine Rolle, die an Entwicklungsbedeutung und Gestaltenreichtum oft vieles übertrifft, was wirklicher Krieg und wirkliche Fehde bieten. Hierher gehören nicht nur die Kämpfe der vorgestellten Gestalten der Religion und des Mythos, der Sagen und des Märchens, der Chronik und Geschichte, der Biographie und Kunst. Es muß auch das unabsehbar verbreitete und niemals aufhörende Ringen der wirklich lebenden Menschen mit diesen Bildern und ihrem machtvollen Einfluß auf das gesamte Leben dem Gebiete des Vorstellungskampfes beigezählt werden. Allerdings besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen einem Kampfbilde, welches sich so gut wie ausschließlich in der Vorstellung abspielt, und einem Selbstverhältnisse, welches einen objektiven Kampf nachahmt, indem es stark wahrnehmbare Komplexe „seiner selbst", des „eigenen Ich" in die Reihe der bloß vorgestellten Kämpfer einbezieht. Solchergestalt wird nämlich die Grenze, die sonst zwischen der

Gruppe des Vorstellungskampfes und der objektiven Umwelt besteht, wenigstens einseitig psychophysisch überschritten. Man darf aber nicht vergessen, daß es sich hier nicht um einen unbedingten, sondern bloß graduellen Unterschied handelt. Wird doch durch eine jede emotionelle Vorstellung ein großer Teil der Muskeln und des Mienenspiels in Mitschwingung gebracht, wodurch eine der wesentlichsten Begleitfunktionen des sinnlichen Ichgefühls auch im reinen Vorstellungskampfe wenigstens kaum bewußt zur Geltung gelangt. Durch den Selbstkampf, durch die wesentlich verstärkte Mitschwingung solcher sinnlicher Ich-Erlebnisse wird aber das Augenmerk des Vorstellungskampfes in unmittelbare Nähe der Umwelt gerückt. — Infolge der bewußteren und sinnfälligeren Verbindung mit ihr ist diese Art des Vorstellungsringens nicht nur von Hemmungen und Förderungen abhängig, die von den vorgestellten Bildern und den sie begleitenden Nervenvorgängen ausgehen, sondern von den Wahrnehmungen der objektiven Hindernisse und Erleichterungen, die dem Selbstkämpfer sowohl nervenpsychisch wie rein physisch von der Umwelt geboten werden. Es wird hierbei unwillkürlich die „Vergangenheit" oder „Zukunft" der Gegner mit der „Gegenwart" des Ich, ihre „Entfernung" und „Unkörperlichkeit" mit der wahrnehmbaren „Nähe" und sinnlichen „Wirklichkeit" des Selbstkämpfers kraftvoller und bewußter verbunden.

Die bloß vorgestellten Kampfbilder werden zwar von psychonervösen Gesetzen beherrscht, sind aber von vielen gesetzmäßigen Bedingungen und Einwirkungen der realen Umwelt unabhängig, denen die wahrnehmbaren Kämpfe Folge leisten müssen.

Der nur gedachte, phantasierte oder fingierte Kämpfer, Angriff, Streit sind unmittelbar nur durch das Medium desjenigen Nervensystems, dessen Vorgänge sie begleiten, seitens der wirklichen Umgebung bestimmbar.

Der Seelenraum, in dem sich ihre vorgestellten Bewegungen abspielen, birgt nicht physische Kräfte, Arbeitsmöglichkeiten, die den durch sie nachgebildeten wirklichen Körpern und Naturvorgängen eigen sind. Weder durch eine reale Undurchdringlichkeit oder Durchdringlichkeit, noch durch mechanische Prozesse des Stoßes und Gegenstoßes, durch die Gesetze der Schwere, der Elektrizität, der Wärme, des Lichtes, der Entfernung behindert, können die Phantasiestreiter ihre Gegner in einer Weise bekämpfen, die keine oder nur manche physische Widerstände kennt. Sie

vermögen bei ihnen ebenso instinktiv und unwillkürlich Unverletzbarkeit und übertriebene physische, beziehungsweise magische Kraft anzunehmen, wie mit der unbedingten Überwindbarkeit der Feinde zu rechnen.

Diese Eigentümlichkeit der Kampfphantasie ermöglichte und begünstigte die Entstehung von mythischen und legendären Kampfbildern, für die es keine natürlichen Widerstände, sondern höchstens zauberartige, magische Hindernisse gibt, obwohl sie gegen wahrnehmbare und natürliche Vorgänge und Körper gerichtet sind. Götter selbst werden nicht selten, trotz einer fast unbegrenzten Macht, durch die magischen Waffen von Zwergen oder Riesen, durch Amulette und Zaubersprüche der Mitgötter und der Menschen bestanden, zum Gehorsam genötigt oder sogar getötet. Die vorgestellten Hindernisse und Förderungen der Angriffe und Abwehrhandlungen, die in der Vorstellung vor sich gehen, passen sich der jeweiligen Geistesverfassung, der Stimmung und dem Wunsche ihres Trägers meistens ungleich leichter an als die Ausführungsmittel des objektiven Kampfes. Trägt der Phantasierende Verlangen nach einer Niederlage des einen oder des andern Gegners, so kann er den Angreifenden oft und instinktiv mit Eigenschaften des völlig oder teilweise hindernisfreien Durchdringens, des Allsehens, des Allhörens, der Allgegenwart, des unbegrenzt beliebigen Lagewechsels und der übermenschlichen oder übergöttlichen physischen Kraft und Waffe versehen. Hiermit verlieren die Angegriffenen in irgendeinem Grade ihre Eigenschaften der Schwere, Undurchdringlichkeit, Undurchsichtigkeit und die vielen anderen Kräfte, welche ihnen Schutz und Wehr gegen physische Verletzung, Überwältigung oder Ermordung verleihen. Dieser Vorgang kann auch in umgekehrter oder abwechselnder Reihenfolge stattfinden. Nimmt er nur gelegentlich so extreme Formen an, so gewinnt doch die gleichzeitige Übersicht des Phantasierenden selbst und sogar dessen Voraussicht bezüglich der seelischen Kampfplätze und des physischen Verhaltens der vorgestellten Gegner einen großen Einfluß auf die Gestaltung ihrer physischen und geistigen Eigenschaften. Unwillkürlich überträgt er oft das eigene Sehen von Raumbestandteilen, von Waffen und Bewegungen auf Kampfgegner, die in Wirklichkeit wegen ihrer Lage und physischen Abhängigkeit solches durchaus nicht sehen könnten. Solcherweise kommt leicht die Überschätzung der physischen und zum Teil auch psychischen Fähigkeiten der einen Partei zu ungunsten der andern zustande.

Der Umstand, daß die Vorstellungskämpfer innerhalb des Seelenraumes eines und desselben Menschen ihren Streit austragen, bewirkt, daß für sie physische Hindernisse nicht vorkommen, die der Notwendigkeit entspringen, Absichten und Kräfte des Gegners aus dessen Körperoberfläche und wahrnehmbaren Physiognomie zu erschließen. Sie können die Pläne des Angriffs und der Verteidigung bei ihren Gegnern auch ohne sozialen Analogieschluß durchschauen oder voraussetzen, da sie am gemeinsamen Bewußtsein ihres Trägers teilnehmen. Dieser läßt die einen ebenso leicht und oft an der eigenen Kenntnis und Voraussicht bezüglich der Gedanken, Ziele und geistigen Mittel der gesamten Kampfgruppe in höherem Maße teilhaben als die anderen, wie an der Übersicht und Kenntnis der vorgestellten Kampfräume, der Streiterkörper und Waffenbewegungen. Dies hat mehr noch eine Überschätzung geistiger Fähigkeiten als physischer Kräfte mancher Parteien zu ungunsten der anderen zur Folge. Denn ein Vorstellungsstreiter kann sogar von allen Absichten und Waffen des Gegners wissen, ihre Beschaffenheit und Art ihrer Anwendung sogar mühelos voraussehen. Er übersieht auch oft den Kampfplatz, als stünden und bewegten sich vor ihm keine körperhaften Gegner, als wären sie durchsichtig, gleichzeitig von allen Seiten sichtbar und angreifbar. Kurzum, er kann oft in einer Weise auftreten und handeln, als wäre er allwissend und allmächtig, ohne die Menschengestalt und den Charakter eines Kämpfers zu verlieren.

Derartige Eigenschaften des Kampfes in der Vorstellung machen ihn oft zu einem Mittel, dem Verlangen nach physischen oder geistigen Siegen mühelos und ohne Gefahr nachzukommen, sich für erlittene Niederlagen und Bedrückungen zu entschädigen oder nach Belieben den Fehdeleidenschaften freien Lauf zu lassen.

Alsdann werden Träumereien von eigenem oder nichteigenem Heroismus gefördert, dessen der Träumer in Wirklichkeit nicht fähig wäre und dem in der realen Umwelt nachzuleben er nicht im geringsten gedenkt. Ihm gewährt ja gerade das Fernbleiben ernster Widerstände und Fährnisse bei gleichzeitiger Vorgaukelung eines Kampfes Lust und Genugtuung.

Diese gemahnen an den Genuß eines ruheliebenden Theaterbesuchers, an die „ästhetische Freude", mit der ihn der Anblick tragischer Schicksale und Kämpfe der Bühnenhelden erfüllt. —

Man denke sich nur, wie entnervend und seelisch entmarkend solche Träumereien sein können, wenn sie, zur habituellen Gewohnheit geworden, die ernste und schwere Kampfarbeit des gewöhnlichen oder außerordentlichen, des kriegerischen oder friedlichen Lebens durch müheloses Phantasiespiel ersetzen.

Dabei gibt das Bewußtsein, in der Vorstellung unbelauscht und unbemerkt zu sein, wenigstens den primitiveren und willensschwächeren Naturen das Gefühl der Freiheit, roheren Instinkten der Gehässigkeit, Rachsucht und Gewalt zu willfahren. Dergestalt mißbraucht, wird die Kampfträumerei zur Hohen Schule der Feigheit, Tücke, sybaritischen Bequemlichkeit, Eitelkeit, Selbstüberschätzung und des Degenereszenzgenies.

Wird aber das leichte, müheloſe und lustvolle Phantasieren von eigenen und fremden Kämpfen nur edlen Wünschen angepaßt, dann kann es einer vorübergehenden Altersphase als Mittel der Erneuerung, einer zeitweiligen Ermüdung zur Erholung dienen.

Das zarte Kind, zu ernsten physischen oder angstvollen geistigen Kämpfen genötigt, muß bei seiner geringen Widerstandskraft gewöhnlich umkommen oder mindestens schweren Schaden an Leib und Seele erdulden.

Diesem Alter ist kein ernstlich schweres Ringen, sondern in Wirklichkeit und Phantasie nur Keime eines leichten Streites angemessen, eine fast müheloſe Arbeit, die aber dennoch eine entwicklungsfördernde Kampflust weckt und die erste Vorbereitung für die Fähigkeit bildet, wirklichen Gefahren ins Auge zu schauen und feindliche Angriffe furchtlos und richtig abzuwehren.

Aber auch eine jede reifere Altersphase hat in ihrer Seelenanlage neben ausgebildeten, völlig widerstandsfähigen Kräften einen Schatz von ihr eigentümlichen, unentfalteten Arbeitskeimen, die lange Zeit einer besonders vorsichtigen und zarten Pflege bedürfen, bevor sie ungestraft den Unbilden einer rauhen Fehde ausgesetzt werden können.

Wird beispielsweise eine unfertige, schwanke Ansicht des Jünglings zur Zeit seines Irrens und Suchens vorzeitig in den Wirbel der schärfsten Geisteskriege gerissen, dann verliert sie viel von ihrer Kraft und Entwicklungsfähigkeit oder vertrocknet und verknöchert.

So kann auch das Umlernen und Fortbauen in den einsetzenden Mannesjahren um einen großen Teil seiner Fruchtbarkeit, Vielseitig-

keit und Tragweite durch übereilte Kampfausnutzung der erreichten Ergebnisse gebracht werden. Das errungene Vollgefühl mancher belangreicher Kräfte und deren Drang nach Streit und Fehde verleitet zur Selbstüberschätzung hinsichtlich der andern noch unentfalteten Fähigkeiten, die der Angriffsbetätigung nicht gewachsen sind.

Während eines vorübergehend unterschiedlichen Entwicklungsstandes mancher, erst allmählich auszugleichender Fähigkeiten kann man dem Verlangen nach gleichzeitiger, synthetisch harmonischer Kampfbetätigung aller wesentlichen Kräfte wirklich fruchtbar nur auf solche Weise entgegenkommen, daß man sie zunächst in der Vorstellung möglichst leichte Streitarbeit zusammen verrichten läßt.

Sind die ursprünglich wenig gefestigten Kräfte durch eine derartige Mitarbeit erstarkt und haben sie die nötige Entfaltung erlangt, dann kann ihr leichter Phantasiekampf zu einem widerstandsreicheren, wenn auch immer noch in der bloßen Vorstellung sich abspielenden übergehen, soll ihre individuell möglichst günstige Vorbereitung für ein schweres, objektiv interindividuelles Ringen zustandekommen.

Man darf dabei nicht außer acht lassen, daß manche Anlagen eines Menschen niemals die Vervollkommnung seiner entwicklungsfähigsten Kräfte erlangen können. Viele darunter müssen daher ständig von allem strengeren Kampfe ferngehalten werden, wenn nicht ihre völlige Lahmlegung erwünscht ist.

Für die Pflege solcher Kräfte kann sich also jedermann in sämtlichen Phasen seiner Entwicklung nur der leichten Kampfträumerei erfolgreich bedienen, wo es gilt, die schwachen Fähigkeiten wenigstens durch Übung in müheloſem Angriff und leichter Verteidigung vor Verwelken und Absterben zu bewahren. —

Statt dessen stürzten sich Religionsstifter in politische und kriegerische Schlachten, Dichter und Künstler in wissenschaftlichen, Forscher in künstlerischen Wettkampf, auch wenn ihnen für eine fruchtbare und gerechte Beurteilung der eigenen und fremden Arbeit auf ihren Nebengebieten die nötige oder jegliche Spezialbegabung und Sachkenntnis abging. Mit Hilfe der auf ihrem eigentlichen Schaffensgebiete erworbenen Autorität gelang es ihnen zuweilen, einzelne und Gruppen für ihre unreife oder sogar minderwertige Nebenarbeit zu gewinnen. Aber dies schlug oft zu ihrem eigenen Schaden aus, war für ihr Hauptschaffen, ihre Selbst-

einschätzung, ihren Charakter irreleitend, führte zu übermütigen, pietätlosen Angriffen gegen überlegene, edle Schöpfer und deren menschheitsfördernde Richtung.

Die illusorische Übertragung des allgemeinen Kraftgefühls, welches von der dominierenden Begabung ausgeht, auf die geringeren Fähigkeiten ist zwar eine häufige, aber nicht einzig vorkommende Hauptbedingung solcher Verirrungen. Oft bilden Eitelkeit und Ehrgeiz oder eine naive, kritiklose Nachahmung der vielseitig schöpferischen Geister seitens einseitig Veranlagter den stärksten Antrieb zu deren ungerechten, minderwertigen, die eigene und fremde Entwicklung schädigenden Irrkämpfen.

Den erzieherisch besten Übergang von der fast müheloſen Kampfträumerei zum objektiven Streite bildet die hindernisreiche Fehde in der Vorstellung.

Diese stellt dem Phantasierenden, sofern er sich selbst als ringenden Gegner vorgestellter Feinde betrachtet oder für eines der vorgestellten Kampfglieder Partei ergreifen möchte, schwer zu überwindende psychische Widerstände in den Weg. Eindrucksvolle Erinnerungen und Gesichte, konservative oder vorwärtsdrängende Neigungen, Affekte und Gefühle treten manchen Angriffen und Abwehrbestrebungen hemmend entgegen, während sie andern Kraft, Energie, Beschleunigung und Nahrung verleihen. Die mitschwingende Nervenarbeit, von der solche psychischen Widerstände oder Förderungen begleitet werden, spielen im Vorstellungskampfe eine analoge Rolle, wie die physischen Hindernisse und Kräfteverhältnisse im objektiven Kampfe mit der wirklichen Umwelt. Kann hier ein Fluß infolge allzu reißender Strömung, ein Berg wegen der Steilheit seiner Wände nicht überschritten werden, so vermag dort, in den Fehden der Phantasie, eine schreckhafte Kindheitserinnerung, die der innerlichen Anschauung eines sanften und seichten Wässerleins anhaftet, an dessen Überschreiten in der Vorstellung zu hindern, während ein in Wirklichkeit unüberwindlicher Strom oder Fels in demselben Vorstellungsraume kein Hindernis bildet, wenn sich keine hemmenden Nervenfunktionen entgegenstemmen. —

Das Überwinden der beseelten Nervenwiderstände erfordert oft ungleich mehr Kraft, Erfahrung und Kühnheit, als das der objektiven Umgebungshindernisse, obgleich sie gewisse gemeinsame Züge aufweisen. Sind doch

beide Arten des Überwindens sowohl an die Arbeit der Nerven wie an die der physischen Umwelt gebunden. Sie können sich wesentlich nur durch das bedeutende Überwiegen des einen beziehungsweise des anderen Faktors wie durch Unmittelbarkeit der Beziehung zu einem derselben unterscheiden. So sind psychische Kraft und Energie oft mehr von den Nerven abhängig als von der physischen Leistungsfähigkeit, Muskelkraft und Gesundheit; so kann sich geistige Unerschrockenheit und Kühnheit häufig ganz unabhängig von der mehr sinnlichen, auf Muskelkraft sich stützenden entfalten.

Es ist ersichtlich, daß die instinktiv unwillkürliche oder bewußt vorgenommene Übung im widerstandsreichen Vorstellungsringen für die Entwicklung der Energie und Kühnheit in der geistigen Arbeit und Empfänglichkeit unerläßlich ist.

Wie schmählich muß ein Mensch schon im Kampfe um die Ausbildung seiner Überzeugungen unterliegen, wurde nicht sein Geistesmut durch häufiges Überwinden der autoritären Suggestionen und schreckhaften Hemmungen gestählt, die in seinem Innern von Bildern historischer, wirklicher und fingierter Gegner ausgehen.

Insbesondere vermag ein großzügiges, bahnbrechendes Neuschaffen oder die Aneignung lebensumwälzender Direktiven und Weltanschauungen einer solchen Übung nicht zu entraten.

Sobald nämlich der Versuch einer schöpferischen oder rezeptiven Neuerung vorgenommen wird, umringen den Wagemutigen in der Vorstellung allerlei Einhalt gebietende Gestalten, die sich dem Forschritt entgegenstemmen. Es gehört dann nicht wenig Erfahrung, Orientierung, Selbstbeobachtung und vor allem Kraft und Kühnheit dazu, den drohenden Gebärden, den gebieterischen Stimmen, dem überredenden oder spottenden Gebaren der vorgestellten Widersacher zum Trotz, unbeirrt und unerschrocken seines Weges zu gehen.

Der sinnfällige Geisteskampf mit wahrnehmbaren Gegnern bedient sich beiderseits des hörbaren Lautes oder Wortes, der Schrift und des Kunstausdrucks, der sichtbaren Gebärde und des Mienenspiels als einer Waffe. Die Gegner sind aber bei der Anpassung ihrer Angriffe und Verteidigungsmittel an die Absichten und Geisteskräfte der Gegenpartei auf den sozialen Analogieschluß angewiesen. Hierdurch geraten die Parteien unwillkürlich in Form von Nachbildern auch in den Bereich der „inneren"

Anschauung, woraus sich, dem jeweiligen Zeitpunkt und der jeweiligen Momentansicht des objektiven Streitverlaufes entsprechend, antizipative oder retrospektive Fehdebilder in der Vorstellung bilden. Der sinnfällige Geisteskampf besteht also teilweise aus vielen, bloß vorgestellten Angriffen und Abwehrhandlungen. Der Enderfolg des objektiven Gesamtprozesses, dessen Sieg und Niederlage, sind also nicht nur von der Art der Beobachtung, Wahrnehmung und der unmittelbar daran geknüpften Gefühle, Leidenschaften und Strebungen abhängig; sie sind zum großen Teil auch das Ergebnis des mitschwingenden Vorstellungsringens, der Treue seiner Nachbildung wirklicher Kräfteverhältnisse, der suggestiven Energiesteigerung durch die Mithilfe seiner vorgestellten Kampfgenossen, des Grades seiner geistigen Kraft, Selbständigkeit und Kühnheit.

Es ist somit ersichtlich, daß der Vorstellungskampf sowohl für die rezeptive oder schöpferische Erwerbung selbständiger Überzeugungen und Arbeitsfähigkeiten wie für deren Verbreitung in den Gruppen der Menschheit unerläßlich ist, eine Verbreitung, die ohne sinnfällige Geisteskämpfe nicht zustande kommen könnte. —

Schaffen und Geisteskampf

368

Selbst die geistigste Arbeitstendenz ist mit einem nervenmotorischen Muskeldrang verbunden. Mit dem Wachstum der Intensität, Vielseitigkeit und Harmonie geistiger Kräfte steigt daher der Überschuß an korrespondierender motorischer Muskelspannung. Für deren erlösende Entladung ist aber die auffallend sinnfällige, roh mechanische Körperbewegung seelisch hemmend und nicht unerläßlich, die zu wenig motorische, allzu verinnerlichte nur unvollständig, schwächlich, unzureichend. Darum vermag die vom sinnfälligen Rohkampf begleitete ebenso wie die kampflose Arbeit den geistigen Schaffensbedürfnissen um so weniger gerecht zu werden, je umfassender, reicher, organischer sie sind. Nur der geistige Kampf verfügt über hinreichend feine, sehr verborgene motorisch emotionelle Schwingungen, die dem reichen Überschuß an seelischen Schaffenskräften im Anschluß an deren geistige Arbeit auch die nötige angemessene, nicht allzu große und nicht zu geringe physische Entladung gewährleisten.

Durch ihre Kraft steigern diese Schwingungen Energie und Frische der aufbauenden Geistesarbeit, ohne mechanisch destruktiv zu wirken, wenn sie auch den Merkmalen des geistigen Angriffs und Widerstandes sinnlich physische Züge aufprägen, die eine abgeblaßte, entfernte Verwandtschaft mit dem Antlitz des Krieges verraten.

Haben sie zuweilen einen hemmenden, zudringlichen oder zerstörenden Einfluß auf das Leben der Umwelt, so wirken sie auch solchenfalls nur auf rein physiognomisch psychischem Wege, etwa eine Drohung, ein Gebot, ein Verbot, eine Verurteilung und andere Wertungsaffekte durch Mienenspiel und Gebärden zum Ausdruck bringend, oder sich anderer Mittel der geistigen Mitteilung bedienend, der Rede, des Buchdrucks, der Plastik, Musik und Dichtung.

Infolge der entfernten, sinnlich motorischen Verwandtschaft mit Zügen des Rohkampfes, erleichtert die Geistesfehde eine Verwechslung des kaum bewußten Arbeitsdranges und der geistigen Aufbaustrebung mit Kriegslust und Zerstörungstendenz. Mit darum wurde gerade sehr schöpferischen Künstlern, durch das ihre Gestaltungskraft begleitende Verlangen nach motorisch emotionellem aber geistigem Aufbaukampfe, die Darstellung blutiger Schlachten und Kriege aufsuggeriert. Mittels einer solchen Darstellung suchten sie instinktiv ihren emotionellen Gestaltungskräften möglichst freien Lauf zu lassen. Sie wußten aber nicht, daß sie dadurch einseitig, unter teilweiser Beeinträchtigung des ethischen, religiösen und künstlerischen Empfindens, unter Hemmung der freien Ausbreitung geistigster Assoziationen — nur eine übertreibende Darstellung der Wucht und sinnlichen Energie, der bloß motorischen Begleiterscheinungen einer höher gearteten Arbeit erzielten. Sie wußten nicht, daß ihr kaum bewußter Emotionsdrang eigentlich der Darstellung aufbauenden, heroisch energischen Geistesschaffens galt, von welchem bloß die Kampfmerkmale, aber in kriegerischer Verkleidung und Übertreibung, zum Vorschein kamen. —

Beim Anblick solcher Wunderwerke, wie der Parthenonmetopen, wie Lionardos Schlacht von Anghiari — obwohl nur in Nachbildungen erhalten —, sogar des Jüngsten Gerichtes von Michelangelo — fühlt man, daß ihren Schöpfern ein visionäres Ahnen durch die Seele ging, ein

Ahnen von einer Kunst, einem gewaltigen Schaffen, das Ungeheures, Unerhörtes, Kühnstes gestalten wird.

Aber ihr prophetisches Schauen war durch die Überlieferung kriegsheroischer Ideale eingeengt und immer noch sahen sie die größte Kühnheit meist in Gebärden der Gewalt. —

Den stärksten Antrieb zur Verwechslung der nervenmotorischen Schaffensimpulse überhaupt mit dem Drang zur künstlerischen Darstellung bewegter Gewalt gab die Plastik, insbesondere die Skulptur und Malerei, weil auf diesen Gebieten die kaum sichtbaren Schwingungen der geistigen Arbeit ebenso wie im Kriegshandwerk in sichtbare Bewegung des Körpers übergehen.

Der Bildhauer kann eine solche Autosuggestion bei Anwendung der große physische Kraft und waffenähnliches Werkzeug erfordernden Stein- und Marmortechnik viel intensiver erleiden als beim Modellieren. Oft wurden Bildhauer von ungestümem Temperament, zum Teil aus diesem Grunde, nicht nur zur Darstellung physischen Ringens, sondern zur Wahl ihres Berufes und zur Bevorzugung der Marmortechnik gedrängt. Michelangelo fühlte sich vielleicht am wohlsten, wenn er den Meißel führend mit der Wucht eines kämpfenden Recken auf Panzer und Knochen des Marmorblockes den Hammer niedersausen ließ. Zweifellos empfand er dies oft als kriegerisches Ringen mit einem hartnäckigen Gegner und freute sich, wenn die Splitter flogen, als wären sie die Trümmerstücke einer feindlichen Wehr, die Verheißung eines nahenden Sieges. —

Viel weniger vermochte die Malerei seinem emotionellen Verlangen Genüge zu leisten.

Die Farben bilden eben in höherem Maße einen Anreiz zu unbestimmten Stimmungen und diffusen Spannungen als einen nervenmotorischen Bewegungsantrieb. Überdies bietet das Auftragen von Farben niemals Bewegungsmöglichkeiten von der Wucht einer Marmorgestaltung.

Michelangelo suchte sich für diese friedlichen Eigenschaften der Malerei dadurch zu entschädigen, daß er beim Malen das eigene, fast kriegerisch-emotionelle Skulpturschaffen nachahmte und Heroen sowohl wie Geschehnisse zur Darstellung brachte, die an Krieg und Gewalt gemahnen. — Allerdings vermag das Modellieren, welches über ungleich

geringere motorische Energie verfügt als die Marmortechnik, viel leichter als diese, in der täuschenden Verwechslung des eigenen Schaffens mit einem Schlachtelan, von einer gewissen Wucht und Kühnheit der Pinselführung zuweilen übertroffen zu werden.

Gleichwohl kann die Pinselbewegung allein niemals eine so starke sinnliche Illusion des wirklichen umgestaltenden Eindringens in einen Körper wecken, wie das Modellieren oder gar die Marmorarbeit. Sie ermangelt also eines der stärksten Mittel, dem Malenden selbst die Empfindungen eines Abänderns der Körper und Waffen in allen Dimensionen, mithin das Erleben roh sinnlichen Kampfgefühls einzubilden. —

Die nervenmotorischen Vorgänge des Dichtens gehen meist nicht in starke und leidenschaftliche Bewegungen der Extremitäten über. Sofern dies aber vorkommt, spielen sie nicht, wie in der Plastik, die Rolle der Hauptmittel schöpferischer Ausführung, sondern die eines untergeordneten Vehikels, wie Schreiben und Drucken, oder bloß mimischer Begleiterscheinungen von sekundärem Belang. Von der wesentlichsten technischen Dichtungsarbeit geht also unmittelbar ein geringerer Autosuggestionsantrieb zur Kriegsdarstellung aus als von der plastischen, weil sich die dichterische mehr ausschließlich im Inneren der Seele abspielt. Aber gerade die geringe Möglichkeit einer physischen Kunstentladung der Schaffensleidenschaft wurde selbst in allergrößten Dichtern zur mitbestimmenden Veranlassung, sich wenigstens in erträumten Schlachten motorisch auszutoben. Ungleich mehr durch schöpferischen Drang als durch primitive Leidenschaften hierzu verleitet, fanden sie daneben in den meistverbreiteten Männlichkeitsidealen Aufmunterung und Ansporn. Es wäre verfehlt, die ungeheure Sintflut mittelmäßiger Kriegsschildereien der vorbildlichen Wirkung solcher Dichtungsheroen zuzuschreiben. Wohl haben sie den Ehrgeiz vieler Erbärmlichkeiten aufgestachelt. Aber den größten Anteil an dieser Weltkatastrophe der Sprachkunst hatten vorwiegend die primitiven Instinkte der Gehässigkeit und Grausamkeit, welche in der Seele zahlloser Dichterlinge walten, ohne auf Verurteilung seitens der umgebenden Gesellschaft oder auf Hemmungen seitens eines höheren künstlerischen Gewissens und Geschmacks zu stoßen. Überdies haben traditionelle Bewunderung kriegerischer Taten, die Eitelkeit und der Ehrgeiz mächtiger Feudalherren und Könige, die selbst bezahlte Verherrlichung

ihres Heldentums gerne anhörten, den Fleiß und das Augenmerk unzähliger Barden, Hofdichter, Spielleute und Romanschreiber auf Darstellung von Schlacht und Fehde gerichtet. Darum gab es stets unter dergleichen Poeten so viele, die weder in ihrem Leben noch in ihren Erzeugnissen ungestümes Temperament und Kriegsverlangen verraten, die vielmehr Genußsucht und übergroßen Sinn für Alltagsbequemlichkeit an den Tag legen.

Oft gewahrt man die intensivsten kriegerischen Züge gerade an solchen Werken, die durchaus nicht als Darstellung eigentlicher Rohkämpfe angesehen werden können. Die Drohworte der jüdischen Propheten, das „Inferno" von Dante Alighieri sind von einem bellikoseren Geist getragen als der „Parzival". Denn meist werden die wirklichen oder illusorischen Kampfempfindungen in höherem Maße durch die unwillkürliche, kaum bewußte Art als durch den Inhalt der Darstellung offenbar. Man sieht es der gewaltigen Predigt eines Jesaias, den rotschwarzen Düsternissen der „Hölle" an, daß sie aus den Seelen gottestrunkener Streiter emporgelodert sind, die sich kaum bewußt mit Kriegsheroen verwechselten.

Man fühlt aber zugleich, daß diese Selbsttäuschung großenteils aus einer ungeheuren Schöpferleidenschaft hervorging, die Menschheit und Erde in einen Himmel verwandeln wollte und die Traumwaffen ihren Schlachtgöttern entlehnte. Wie anders waren die Dichter des „Parzival". Zwar schildern sie Fehde auf Fehde, sind von inniger Gottesliebe erfüllt und sind auch aufrichtige, innerliche Streiter ihres Erlösers. Aber es geht kein Nachwogen gewaltigen Schaffensdranges von ihnen aus, keine weltumfassende Kampfleidenschaft. In diesem höfischen Epos herrscht eine silbrigblaue Frühlingsheiterkeit vor, die selbst tragischen Ereignissen den Ausdruck romantischer Unbekümmertheit und stiller Zuversicht verleiht. Man vermißt die Schlachtgewitter eines menschheitslenkenden Geistes, muß aber nicht, wie im „Inferno" und in den Gesichten des Propheten, das wilde Träumen von Rache und ernst gemeintem Kriegsgemetzel über sich ergehen lassen. Mit der Leidenschaft einer wirklichen Streitfurie wird man verschont.

Wie hier trotz der häufigen Schlachtenschilderung kaum etwas von einer Kriegsstimmung gespürt wird, so fühlt man dort, wo keine Verstümmelung und keine Mordtaten geschildert werden, gleichwohl den Geist des Gewaltkampfes, wenn er auch nur im Sturmatem der Rhythmen,

in den Farben und Lautcharakteren, im Blutgewand der Gleichnisse, im Waffengetose des Zornes zum Ausdruck kommt.

Große Schöpfer, welche ihrem kaum bewußten Gestaltungsdrange in dieser Weise und Richtung einen etwas übermäßig freien Lauf ließen, brachten zuweilen Werke hervor, die durch einen gewissen ungezähmten Elan auch gewöhnlichere Naturen hinreißen. In dem nicht völlig beherrschten Sichgehenlassen einer singulären Eruptionsfähigkeit des Temperamentes wird auch in der Kunst leichter eine überschüssige große Kraft gesehen als im Ausdruck beherrschterer Kraftbewegung. So sind die Schöpfungen eines Michelangelo und eines Beethoven trotz ihrer überragenden Genialität immer noch populärer als die Werke eines Lionardo oder Sebastian Bach, als die hehrsten, wunderbar ruhevollen Skulpturen der Griechen und Chinesen.

In Zukunft werden die Schöpfungen der größten Künstler aus einer Leidenschaft des Gestaltens und Kampfverlangens hervorgehen, wie wir sie kaum zu ahnen vermögen. Ihre Kraft und Energie wird aber nicht, wie etwa bei Homer und den unvergleichlichen epischen Dichtern der Bibel, auf Schilderung rohester Fehden gerichtet sein, sie wird in der künstlerischen Gestaltung eines heroischen Geistesringens Erlösung suchen und finden. —

Schaffenskraft und Zerstörungsdrang

369

Infolge der Nichtbetätigung zahlloser Kräfte in Schlaf und Wachen wird ein Überschuß an unverbrauchter Energie aufgespeichert. Die Notwendigkeit, den unumgänglichen Forderungen des Alltags nachzukommen, bewirkt oft das Brachliegen der geistigsten und produktivsten Arbeit. Aber in den meisten überwiegen wilde Neigungen der zerstörenden Affekte, da ihre geringen Geistesanlagen auch von einer Trägheit niedergehalten werden, die teils angeboren ist, teils primitiven Einflüssen der Menschengruppen ihre Verwurzelung verdankt.

Erstarken die unverbrauchten Kräfte und drängen sie nach einer Arbeitsentladung, so haben daher die roheren, sinnlicheren und die zerstörenden darunter in ihrem unbewußten Wettanlauf einen weiten Vorsprung vor den beseelteren und geistig aufbauenden.

Hierin werden sie nicht nur durch die Trägheit und menschliche Wildgesellschaft, sie werden auch durch die verhängnisvolle Unkenntnis der entwicklungsfördernden Seelenvorgänge und der Gesetzmäßigkeiten produktiver Arbeit wesentlich unterstützt und zum Siege geführt.

Zwischen der Unkenntnis der geistigen Aufbaukräfte und deren tiefer Verborgenheit im dunkelsten Unterbewußtsein, besteht eine weitverzweigte, mächtige Wechselwirkung. Schon infolge der größeren Bekanntheit und Trautheit primitiver Instinkte und Zerstörungstriebe wird es dem Menschen nicht schwer, den unverständlichen Drang verborgener Impulse des Schaffens und der Lebensförderung auf die gewohnten und nur allzu selbstverständlichen Antriebe der Schädigung und Vernichtung zurückzuführen und mit ihnen zu identifizieren. Dergestalt kommen die Irregeleiteten um eine große Möglichkeit, dem Anprall der durch Trägheit und primitive Gesellschaft gefestigten Rohkampfstrebungen, unter Mithilfe einer objektiveren Orientierung über die eigenen und fremden Aufbautendenzen, die Stirne zu bieten.

Nur allzugern verbinden sich die irreleitenden psychologischen und physiologischen Orientierungen und die entsprechenden Wertungen mit der zerstörenden Arbeit primitiver, minderwertiger sozialer Gruppenmächte in der Umwelt und im Innern der Seele. Dies gilt in erhöhtem Maße für den stark expansiven „Kampf", eine Arbeitsweise, die häufig auf Auslösung aufgespeicherter Energie beruhend, stets einen ausgesprochen sozialen Charakter annimmt und selbst in ihrer geistigsten Gestalt Züge und Merkmale vergangener und gegenwärtiger Gruppenkämpfe tragen kann. —

Durch rohe Außenmächte und primitive Antriebe auf unfruchtbare oder schiefe Bahnen geleitet, können die mißverstandenen Überschußkräfte nachträglich kaum die gewohnten Geleise verlassen, nur schwer oder überhaupt nicht einer neuen, geistig produktiveren Arbeit zugeführt werden. —

Daß Menschen von wenig geistiger, von gehässiger und grausamer Anlage durch Häufung niedriger Tendenzen in der eigenen Seele und ihrer Umgebung zur zerstörenden Arbeit eines leidenschaftlichen Vernichtungskampfes gelangen, ist nur allzu begreiflich. Aber wie edle, liebevolle und nicht selten auch wahrhaft große und schöpferische Naturen sich in die Wirbelströme grausamer Kämpfe mit wahrer Begeisterung und Freude stürzen können, ist ein tragisch düsteres Problem, von dessen

Lösung nicht nur die Klärung, sondern auch die fernere Entwicklung der menschheitlichen Kampfweisen teilweise abhängt. —

Kaum bewußte, verborgene Seelenvorgänge werden um so leichter mit andersartigen, vollbewußten verwechselt, je entschiedener wenigstens manche ihrer verwandten Bestandteile einander gleichen.

Besteht also zwischen mehreren unterschiedlichen oder sogar kontrastierenden Erlebnisweisen eine ausgesprochene und ständige, wenn auch nur sehr einseitige Verwandtschaft, eine starke Gemeinsamkeit einiger Vorgangsmomente — und erstreckt sich diese auch auf einen kaum bewußten Vorgang, dann kann er leichtlich und oft mit einem jeden von ihnen verwechselt werden.

Dies ist auch der Weg, auf welchem der Mensch seinen unverstandenen, kaum bewußten Drang unbekannter, reichlich aufgestapelter Energien der Liebe und des Verkehrs, des Forschens und Messens, der Kunst und Religion, der Erziehung und Kulturgestaltung mit dem Drang und Streben nach der destruktiven Arbeit zerstörender Kämpfe und Kriege identifiziert.

Sowohl die aufbauenden Tendenzen, z. B. Liebe und Geselligkeit, wie die hemmenden, schädigenden oder zerstörenden Strebungen, beispielsweise Haß, Ungeselligkeit, Zurückweisen, Verstoßen, werden als Leidenschaft von teilweise gleichen Charakteren des Dranges nach Expansion und tätiger Entladung beherrscht. Selbst in ihren kontrastierendsten Gestalten sind sie in Spannung, Richtungsempfindung und Bewegung immer noch so sehr miteinander verwandt — daß man sie oft gar nicht voneinander zu kennen vermag, wenn man nicht über die Verschiedenheit ihrer besonderen Ziele bestimmt und anschaulich konkret informiert ist. Zerstört jemand z. B. sein eigenes Leben, so kann dies einen egoistischen Selbstmord oder eine Selbstaufopferung zugunsten eines anderen bedeuten, es kann auch einen gehässigen, rachsüchtigen Vergeltungscharakter tragen. Kennt man nicht die Ursache dieser expansiven Handlung, so weiß man nicht, ob sie eine hemmende, zerstörende oder eine fördernde, aufbauende Wirkung auf mitmenschliches Leben erzielen wollte. Höchstens läßt sich dann aus der krassen Heftigkeit der sinnlich-motorischen Merkmale und Bewegungen ersehen, daß hier ein Fall von Affektentladung vorliegt.

Bedenkt man also, daß leidenschaftliches Rohkampfverlangen nur eine Abart primitiven Strebens nach expansiver Arbeitsentladung bildet, so

ist es ersichtlich, daß es sowohl mit aufbauenden wie mit allerlei kampflosen Zerstörungstendenzen leichtlich verwechselt werden kann. Kommen ihm hierin bei gemütstiefen oder großen Menschen weniger trägheitsbedingte und rohe Instinkte entgegen, so wird es durch den größeren Reichtum an sehr verborgenen, kaum entwirrbaren und kaum bewußten Schaffenskräften wesentlich unterstützt. Denn die Unkenntnis, die Unbekanntheit der Ziele und Richtungen einer Tendenz nach Schaffensexpansion bewirkt ja, daß man sie von anderen, aufbauenden oder hemmenden und vernichtenden Entladungstendenzen schwer oder gar nicht unterscheiden kann.

Die eigenen, unbestimmten und kaum bewußten Aufbaustrebungen nach außen werden dann oft als Drang und Verlangen gedeutet, Wesen der Umwelt im Angriff zu treffen und zu schädigen.

So empfanden ein Moses, ein Ramses, ein Perikles, ein Alexander, ein Mohammed, ein Papst Julius II., ein Napoleon, ein Bismarck zwischen ihren schöpferischen und kriegerischen Tendenzen keinen Gegensatz. Sie erlebten den Krieg nicht als ein notwendiges Übel, sie fanden in ihm vielmehr eine erwünschte Gelegenheit, ihre sie quälenden, beunruhigenden Schaffenskräfte wenigstens teilweise zu beschwichtigen. Eine Begeisterungsquelle war er ihnen und von Gott geheiligt. Jedoch ihren wirklichen Schaffensweg haben sie niemals gefunden; denn sie waren vorwiegend Kulturgestalter und vermochten nicht in dichterischem, musikalischem oder plastischem Ausdruck ihren gewaltigen Kräften Genüge zu leisten. Aber für eine Menschheitskunst war die Zeit noch nicht gekommen. —

Da trotz kriegerischer oder feldherrnartiger Betätigung die eigentlich schöpferischen, die geistigsten Kräfte in Wirklichkeit unbefriedigt und unerkannt bleiben müssen, so entstehen daraus Empfindungen eines furchtbar quälenden, unbegreiflichen Gehemmtseins, welches meist als Vorausfühlen feindlicher Widerstände und Hindernisse aufgefaßt wird.

Der Ursprung dieser rein nervenzentral entstandenen Hemmung wird also infolge falscher Deutung, wie sie etwa bei sehr bedrückenden, irritierenden Erkrankungen vorkommt, äußern Gegnern zugeschrieben und hierdurch die kampfartige Zerstörungsleidenschaft und das Hinüberleiten der Reaktion in die Außenwelt wesentlich mitbestimmt.

Infolgedessen empfindet der Illusionsbefangene sein kaum bewußtes Verlangen nach Aufhebung dieser mißverstandenen Hemmung als Ersehnen

der Befreiung von feindlichem Druck und als Antrieb zu dessen gewaltsamer Überwindung.

Der blinde Drang unbekannter Kräfte, die aus Unkenntnis, Mißverständnis oder mangelnder Gelegenheit keinen wirklichen Ausweg gefunden haben, erzeugt also ein Hin- und Herjagen von allerlei widerspruchsvollen Stimmungen und Gefühlen, eine bange oder ängstliche Unruhe, die im Zusammenhang mit der illusorischen Annahme eines feindlichen Druckes und Gehemmtwerdens als feindliche Bedrohung und Gefahr erlebt werden. Hierdurch erhält das unverstandene Drängen der Aufbaukräfte einen Teil seiner physiognomischen Kriegsvermummung. Denn die Furcht vor Bedrohung weckt in der Seele wenigstens kaum bewußte, flüchtige, unbestimmte Bilder von Gebärden und Mienenspiel des Angriffs und der Verteidigung.

Die großenteils sinnlich motorische Befreiung der geistigen Aufbaukräfte durch die Zerstörungsarbeit eines Rohkampfes wird dann in der Verblendung oft als vollständige Erlösung des ganzen mißverstandenen Betätigungsverlangens betrachtet. Die trotzdem fortbestehende Unlust, durch die unbefriedigten, unerlösten und unterbewußten Produktivkräfte weitergenährt, muß infolgedessen ganz unerklärlich erscheinen oder falsch gedeutet werden.

Die Leichtigkeit, mit der unbekannte und nicht verstandene Aufbaukräfte des eigenen Seelenlebens selbst von liebevollen und begabten Menschen in den Dienst der Zerstörung gestellt werden, beruht aber nicht nur auf der falschen Deutung und Verwechslung, sie rührt zum großen Teil auch daher, daß die Unbewußtheit und Unbekanntheit dieser Kräfte eine ihnen angepaßte Zielsetzung ausschließt.

Die von diesem Verhängnis Heimgesuchten können daher ihrem Verlangen nach Idealen nur solche Direktiven und Zielpunkte geben, die mehr den Arbeitsbedürfnissen und Anlagen ganz anders gearteter Individualitäten entsprechen. Sie müssen gleichsam den Bedarf an umfassenderen Aufgaben mehr durch Entlehnung als durch selbständige Erwerbung decken. Dadurch schädigen sie aber ihre Selbsterkenntnis, ihr Urteilsvermögen, ihre gesamte Entwicklung und verfallen um so mehr und unentrinnbarer dem vorurteilsreichen Einflusse roher Gemeinschaft und primitiver Überlieferungen.

Möge im nachfolgenden die Wandlung einiger der wichtigsten Typen aufbauender Kräfte in zerstörenden Rohkampf wenigstens angedeutet werden.

Je nach Anlage und Entwicklung sammeln sich in der Seele diese oder jene Strebungen, Spannungen und Bedürfnisse der Liebe oder des Hasses, des Geliebt- oder Gehaßtwerdens.

Die emotionellen Regungen des unterbewußten Mitgefühls und der unterbewußten Liebe können um so leichter als Kampfstreben gedeutet werden, je stärker ihr nervenmotorischer Bewegungsdrang nach außen gerichtet ist. Durch die unterschiedlichen Arten der altruistisch-emotionellen Bewegungsstrebungen können die durch sie entstandenen Kämpfe sowohl geistig wie motorisch belangreich mitbedingt werden. So vermag beispielsweise das sehnsüchtig liebevolle Drängen nach räumlicher Annäherung durch Gehen, Ausstrecken der Arme und Umarmen ein analoges, wenn auch Schädigung und Zerstörung bezweckendes räumliches Kampfannähern und ringende Angriffsumarmung den Gegnern aufzusuggerieren.

Bei der Betrachtung der Trauer des Achilleus nach dem Tode seiner von ihm erschlagenen Feindin Penthesileia in der Darstellung des Quintus von Smyrna und noch mehr in der bildlichen von Sotades, auf einer (Münchner) Schale, kann man sich kaum des Eindrucks erwehren, daß die Annäherung und die Bewegungen des Angriffs und der Verteidigung eine mißverstandene, kaum bewußte Leidenschaft der Liebe verraten. Auch hier kann man sehen, wie das Mitleid als Wechselspiel von fremdem und eigenem Leid mit einer Wechselwirkung zwischen kampfartigem Zufügen und dem Empfangen einer Unlust verwechselt zu werden vermag.

Das äußerste Extrem unwissentlichen, altruistisch-emotionellen Bewegungsdranges, das kaum bewußte, unverstandene Verlangen nach Selbstaufopferung ist infolge seiner besonderen Heftigkeit am meisten geeignet, mit einem zerstörungsartigen Kampfstreben identifiziert zu werden. In dem Streben nach einer Zerstörung, Schädigung oder Vernichtung, wenn es auch ursprünglich auf den Kampf Ersehnenden selbst gerichtet ist, findet diese Illusion sehr wirksamen Antrieb und Nahrung. Aber eine zumindest ebenbürtige Stütze und Förderung wird ihr durch die eindrucksvolle Erfahrung zuteil, daß nur allzu häufig eine Hilfeleistung am wirksamsten ist, wenn die Selbstaufopferung an die Aufopferung anderer geknüpft ist. Diese Erfahrung fügt den Kampfassoziationen, die schon durch den allgemeinen Zerstörungstypus der Selbstaufopferung entstehen, noch die kampfweckenden Ideenverbindungen der Aufopferung anderer hinzu. Infolgedessen vermischt sich das Verlangen nach Aufopferung seiner selbst

mit dem nach der teilweisen oder völligen Zerstörung von Nebenmenschen, Tieren, Göttern, sehr oft auch dann, wenn keine unmittelbare rationelle Ursache dafür vorliegt. Für viele wird dergestalt die Selbstaufopferung zu einer kampfartigen Abart der Schädigung oder Vernichtung anderer. —

Man denke sich diese Verhältnisse, man stelle sich edle, liebevolle, opferbereite, aber psychologisch naive Menschen innerhalb einer kriegerischen Kultur vor. Sie wissen kaum etwas von dem aufgespeicherten Schatz ihrer überschüssigen, aber unerkannten altruistischen Kräfte, sie fühlen nur ihr starkes, emotionelles Drängen, sie ahnen kaum ihr Verlangen nach altruistischer Selbstzerstörung, sondern empfinden den Kräfteüberschuß als allwärts gerichtetes Veränderungsbedürfnis.

Und ergeht an sie ein Ruf des Häuptlings, des Priesters, des Herrschers, des Oberhaupts, der Behörde, in den Krieg zu ziehen, der Feinde nicht zu schonen, so sind sie bereit, in diesem Ruf eine erlösende Stimme zu hören, die ihnen ihr eigenstes Arbeitsverlangen enträtselt und ihm den Weg seiner Erfüllung und die Gelegenheit der ersehnten Betätigung gewährt. Könnte sie jemand über ihre eigenen, so unbestimmten, unterbewußten Liebeskräfte und deren wahres Verlangen eines besseren belehren, könnte er ihnen zeigen, daß es sie in Wirklichkeit nur nach einer liebevollen Betätigung ihrer Hilfsbereitschaft, nach aufbauender, nicht nach zerstörender Arbeit, nach Selbstaufopferung, aber nicht nach Aufopferung anderer drängt — so wüßten sie, daß sie ihre unbestimmten, aber stark emotionellen Bedürfnisse durch eine solche Tätigkeit am vollkommensten zu befriedigen vermöchten, die frei wäre von aller Roheit und Grausamkeit. Sie wüßten, daß eine blinde, entwicklungshemmende Schädigung Anderer, gerade gegen die eigenen Aufbaukräfte und Liebesstrebungen gerichtet, diese verletzen muß und ihnen niemals völlig gerecht werden kann. Dann wären sie auch nicht imstande, den Krieg als herrliche, heilige Krafterlösung zu betrachten und mit freudiger Begeisterung zu begrüßen.

Die Tendenz nach religiöser Expansion, insbesondere das liebevolle Verlangen, sein eigenes Leben der Gottheit zu opfern, ist dem auf Menschen gerichteten Altruismus verwandt, kann aber eine ungleich größere Kraft und Weite erlangen. Darum wird die illusorische Verwechslung des religiösen Expansionsdranges mit dem Streben nach Krieg oft bedeutend umfassender und in ihrer gewaltigen Leidenschaft unheilschwerer.

Wie diese Verwechslung einerseits dazu beitrug, der Gottheit Menschen zu opfern, so wurde sie ihrerseits durch religiösen Aberglauben, wie beispielsweise durch die Überzeugung befestigt, die Geister und Götter könnten nicht leben, wenn ihnen fromme Krieger keine Seelen oder keine Menschenkörper als Speise zuführten. Der Glaube an eine kriegheischende Opferlüsternheit der Gottheit verband sich mehr und mehr mit dem Glauben an deren physisch strafende „Gerechtigkeit", rohe Rachsucht und chauvinistische Bevorzugung des eigenen Volkes, des eigenen Stammes, der eigenen Familie und Kaste, der eigenen Religionsinstitution eines jeweiligen Kriegers. Der Glaube an dergleichen Eigenschaften der Gottheit wußte sich sowohl bei primitiveren wie zivilisierteren Völkern und Gemeinschaften in roher oder vergeistigterer Gestalt bis auf den heutigen Tag zu erhalten, die menschheitlichen Kräfte religiös altruistischer Leidenschaft in ein endloses Zerstören und Morden hinüberleitend. So wurde der Krieg „geheiligt" und ist eine primitiv religiöse Zauberhandlung geblieben. Allerdings bedienen sich seiner kaltblütige, nüchtern berechnende, oft ganz unreligiöse Politiker, um die irrational motorischen Gefühlsverirrungen größerer Gruppen ihrem persönlichen Ehrgeiz und den niedrigsten Gelüsten ihrer Rasse, ihres Volkes oder ihrer Religionsgemeinschaft dienstbar zu machen.

Mit wachsender Geisteskultur verloren zwar manche der vorbildlich wirkenden Gottheiten viele der rohesten Züge ihres kriegerischen Charakters, aber gerade die grausamsten Götter und Naturgeister wußten sich, selbst mitten unter kulturellsten Menschengemeinschaften und in Gesellschaft ungleich edlerer und beseelterer mythischer Wesen zu behaupten. Ähnlich blieben in einer und derselben Mythengestalt neben Zügen eines geistigeren, sogar sublimen Gemütslebens deutliche Merkmale kriegerischer Brutalität, Spuren und Trümmerreste langvergangener Barbarenkultur.

Neben dem blindtobenden Schlachtengott Ares, der sich als geistloser Wüterich in den kulturelleren Gegenden Griechenlands keiner besonderen Beliebtheit erfreute, wirkte auf des Krieges Geschicke das edlere Wesen der Pallas Athene, liebevoll verehrt und nach und nach mit Eigenschaften einer Friedensstifterin, Verleiherin des Sieges und Kulturspenderin ausgestattet. Aber wie ihr Vater, der Himmelsgott Zeus, vermochte auch sie niemals ihren ursprünglichen, ihren kriegerischen Charakter ganz zu verleugnen.

Ähnliche Verhältnisse findet man in der Entwicklung der germanischen, indischen und vieler anderer Religionen vor. Im Christentum trägt Gottvater in viel höherem Maße die rohkriegerischen Züge des rachsüchtigen Jehova als Christus. Gleichwohl zeigen diesen schon die Evangelien gelegentlich als rachsüchtigen, zerstörungslustigen Heiland, woraus sich im späteren Mythos neben dem leidenden und mitleidsvollen Gotte eine zweite, triumphierende, mit physischer und geistiger Pein bestrafende Richtergottheit herausbildete. —

Es ist nicht zu verwundern, daß gerade die innerlichsten und religiösesten Naturen, schon durch das Beispiel ihrer am innigsten verehrten Gottheit, durch deren wildes, kriegerisch rohes Gebaren irregeführt, so oft über die liebevollsten, geistig produktivsten Tendenzen und Überschußkräfte der eigenen Seele völlig im unklaren bleiben. Den primitiven Wünschen solcher Gottheiten sich beugend, streben sie nach Anpassung der unverstandenen, unerkannten Eigenkräfte an pseudo-religiöse Kriegsideale, wobei sie sich gerne und leicht einbilden, daß diese Anpassung mit dem wirklichen, ursprünglichen Drange ihrer Sehnsucht wesentlich übereinstimme. —

Am häufigsten und intensivsten wird das kaum bewußte, unerkannte Verlangen nach schöpferisch umgestaltendem Eingriff in Wesen und Formen größerer oder kleinerer Gruppen oder Familien, Stämme, Kasten, Völker im Sinne der eigenen ethischen und religiösen Ideale mit dem Drange nach kriegerischer Zerstörungsarbeit verwechselt. Denn kein anderes emotionelles Streben wird kaum bewußt von so umfassenden ästhetischen und künstlerischen Bedürfnissen beherrscht, wie das nach Kulturgestaltung. Und keines ist so im Dunkeln, in der Verborgenheit kaum bewußten Sehnens unbeleuchtet geblieben. Diese Schaffenskräfte in die Kriegsbahn zu drängen, war also ein leichtes. Täuscht doch der Krieg obendrein über die kannibalische Häßlichkeit seiner vorwiegend zerstörenden Arbeit um so leichter, als die Herstellung, der Anblick und die Anwendung mancher Waffen wenigstens ästhetische und künstlerische Genüsse ornamentaler Art zu bieten vermag. Bei vielen primitiven Völkern sind noch jetzt Schnitzen, Schmieden und Bemalen von Keulen, Speeren, Lanzen, Schwertern, Bogen und Schilden die höchst ausgebildete Art ihrer plastisch künstlerischen Betätigung. Man betrachte nur die Kriegswaffen der Polynesier und Melanesier, dekorative Schöpfungen von reichster tro-

pischer Phantastik und hervorragendem Sinn für Schwung und Schönheit der Linien.

Wie hoch im Ansehen der künstlerisch begabte Waffenschmied bei den Griechen, Germanen und anderen Völkern stand, kann man schon daraus ersehen, daß sie ihren Waffen magische Zauberkräfte zuschrieben und mythische Schöpfergeister auch für Schmiede von Schild und Wunderwehr hielten.

Dieses Hineinspielen des spezifisch künstlerischen Schaffens und religiösen Aberglaubens in das Kriegshandwerk muß die Illusion erhöhen, der Krieg sei die einzig mögliche Gelegenheit, den vielseitigsten, umfassendsten Schaffensbedürfnissen Ausweg und Erlösung zu gewähren.

Aber die mächtigste Stütze dieser unheilvollen Täuschung ist der Umstand, daß der Krieg in der Tat die tragische Eigenschaft besitzt, zur Gestaltung und Organisierung von gewaltigen Gruppengebilden Anstoß oder Nötigung zu bieten. Trug nun ein Mann von gruppenkombinierender Phantasie ein sehr intensives Verlangen nach großzügiger Umgestaltung politischer, ökonomischer, religiöser und allgemein kultureller Machtverhältnisse der großen Gemeinschaftsverbände, so wurde er durch die wildeste unter allen eingewurzelten Überlieferungen verleitet, den Krieg für den einzigen Weg zu halten, auf dem so umfassende Menschheitswandlungen vorgenommen werden können.

Dergestalt irregeführt und andere irreführend, schrieb er oft die künstlerische, wissenschaftliche und religiöse Stimmung, welche aus den in seinem Innern entstandenen Phantasiekombinationen der Völkerbilder hervorging, der Wirkung wahrnehmbarer Gruppenkombinationen und Unternehmungen des Krieges zu.

Diese können allerdings in ihren friedlichsten Bestandteilen, in Vorgängen, die an sich durchaus nicht blutig und kriegerisch sind, hin und wieder ornamental und ästhetisch wirken, sofern diese Eindrücke durch die widerwärtige Furchtbarkeit der empörenden Schlächtereien nicht völlig verdrängt werden.

Gleichwohl würden sich die innerlichen und zugleich kulturschöpferischen Naturen am ehesten von Schlacht und Kriegführung abwenden, wenn sie für die umfassendsten Schaffenskräfte der Kulturgestaltung einen vollkommeneren Weg der geistig aufbauenden Betätigung zu sehen bekämen. Denn gerade die Tiefsten und Beseeltesten unter den Kriegern und Feld-

herrn empfinden oft am stärksten die ethischen und ästhetischen Scheußlichkeiten blutvergießenden Rohkampfes, dessen unumgängliche, beherrschende Anpassung an praktisch utilitäre Zwecke als nicht zu überwindende Hemmung rein künstlerischer und religiöser Neuarbeit.

Und werden sie einmal einen neuen Weg ethischer und künstlerisch-religiöser Kulturgestaltung wirklich erfassen, dann müssen ihnen die Schuppen von den Augen fallen. Dann müssen sie vollends einsehen, daß sie, durch das Blendwerk ornamentaler und dekorativer Gruppenwirkung getäuscht, die Verletzung innerlichster und wesentlicher Aufbauwünsche der eigenen Seele durch den bluttriefenden Kampf übersahen. Denn dieser ist auch dann seelenvergiftend, verrohend und kulturhemmend, wenn er für geistige Ziele ausgefochten wird.

Das Ideal eines neuen, eines menschheitumfassenden Kulturgestaltens, welches an Stelle der bisherigen, so viele blutige Menschenopfer heischenden, gruppenformenden Arbeit treten könnte, wird in der nachfolgenden Darstellung des Kunstschaffens geschildert und als Menschheitskunst bezeichnet.

Zur Biokritik der Kampfbegriffe

370

Eine Änderung der Erfahrungen und Erkenntnisse in bezug auf den „Kampf" kann eine entsprechende Änderung der Wertschätzung dieses Zustandes mit sich bringen: so kann eine Orientierung, welche die positive und negative Bedeutung des „Kampfes" für die Menschenentwicklung hervorhebt, die schattierungslose Absolutheit der Wertung von Kampfesvorgängen in eine differenzierende Wertungsweise dieses Gebietes umwandeln.

371

Die Unkenntnis der biologischen und sozialen Bedeutung verschiedener Arten und Weisen friedlicher und kampfartiger Menschenarbeit verursachte sehr oft bei den meisten Kulturgestaltern eine grundfalsche Wertung des Wirkens und Schaffens, wie auch die Entstehung einseitig absoluter „Ideale".

372

Selbst bei größten Kulturgestaltern herrscht hierin eine ungeheure Verwirrung. Sie treten als Verkünder und Apostel des „ewigen Friedens", des „kampflosen Lebenswandels" oder des „ewigen Kampfes", des „grausamen Mordes" auf, ohne zu bedenken oder zu ahnen, daß diese Begriffe einem ungeheuren Gebiete unabsehbar mannigfaltiger Variationsfälle von verschiedenartigster biologischer und sozialer Bedeutung angehören.

373

Wenn ein bedeutend entwicklungsfähiger und kampfbedürftiger Mensch das „kampflose Schaffen" als ein „Ideal" betrachtet, dessen Verwirklichung seine „Bedürfnisse" am besten „befriedigen" könnte, oder wenn ihm ein solches von einem mächtigen Kulturgestalter aufgedrungen worden ist, so muß dieses Ideal unvermeidlich zur Degenereszenz wichtiger Fähigkeiten führen; denn lebt er diesem gemäß, so läßt er viele seiner kompliziertesten Kräfte nicht funktionieren, lebt er aber unwillentlich im Widerspruch mit ihm, so wird er von „Gewissensqualen" geplagt.

374

Noch unvermeidlicher kann ein Mensch durch das „Ideal" möglichst großer Ruhe, das „Ideal" des Nicht-schaffens, der Nicht-arbeit zur Degenereszenz und zum Niedergang seiner geistigsten Kräfte geführt werden.

375

Es kommen auch Kulturgestalter vor, welche eine bestialische „Mordlust", „Grausamkeit" und „Raubsucht" als „höchstes Ideal" menschlichen Verhaltens predigen und auf diese Weise einen Weg zur „höheren", „vornehmeren", „prachtvolleren", „mächtigeren" Menschenentwicklung anzubahnen glauben. In Wirklichkeit aber züchten sie hauptsächlich neue Gewissensbisse heran und schaffen neue Degenerierungswege.

Gewiſſen

Durch unabsehbare Zeiten geht ein Suchen und Fragen nach den dunklen Rätseln des Gewissens. Man glaubt fast das Beben und Bangen zu fühlen, von dem so viele erfaßt werden, sobald sie die seltsamen Stimmen, die fernen Rufe in ihrem Innern vernehmen. Von den unendlichen Scharen gewöhnlicher Zweifler und Ringer heben sich die hehren Gestalten der Verzückten, der Weisen, der Forscher, der ahnenden Dichter und Künstler ab, die auf ihren einsamen Horsten dem wundersamen Raunen, den geheimnisvollen Sprüchen lauschen, deren Ursprung suchend, vor ihren Finsternissen erschauernd. Es ist, als sehe man aus der Dunkelheit uralter Wälder die heiligen Augen indischer und chinesischer Anachoreten, griechischer Weisheitsverkünder und Mysterienpriester, mittelalterlicher Mönche und Mystiker, neuzeitlicher Denker und Lebensdeuter hervorschimmern, fragend, zweifelnd, ahnend in die Zukunft schauend: „Was ist das Gewissen? . . . Was ist dieses rätselvolle Etwas, das uns so oft bedrängt, beunruhigt und bedroht, ein anderes Mal beseligt und durch alle Fährnisse sicher geleitet? . . .“ „Ist es ein Dämon? . . . Ist es ein Gott? . . .“ „Warum fürchten wir es, woher nimmt es die Macht, uns zum Gehorsam zu zwingen oder zu strafen? . . .“

Die wertende Mitteilung beruht darauf, daß die Fähigkeit eines Gegenstandes hervorgehoben wird, das Leben in irgendeiner Weise zu beeinflussen, sei es durch Eigenschaften, welche der Erhaltung, der Entwicklung, dem Lustgefühl dienlich sind, oder durch Kräfte, welche Vervollkommnung, Gefühl oder ihre Dauer hemmen und schädigen.

Die Möglichkeit einer solchen Wirksamkeit in der Zukunft wird aus Merkmalen erschlossen, die Erinnerungen an analoge Erfahrungen in der Vergangenheit wachrufen. Zur Wertung wird man häufig durch

die emotionelle Antriebkraft des Eindrucks gedrängt, welcher durch die wertgebenden Eigenschaften erzeugt wird, zuweilen durch das Verlangen, die erwünschten Vorzüge des Eindrucks wiederholend zu befestigen, zu erweitern, zu vervollkommnen oder auch den Mitmenschen dienstbar zu machen. Denn indem man einen Gegenstand bewertet, läßt man ihn in der eigenen oder fremden Phantasie spielen, wodurch Gelegenheit zur näheren Bekanntschaft, zur lustvollen oder schmerzhaften Träumerei, zum Ausspinnen seiner fördernden oder schadenbringenden Eindrucksfäden geboten wird[1]. —

Siehe II. Teil, S. 5—8

377

Mit dem Aufmerken auf die lebenbeeinflussenden Merkmale geht gewöhnlich das Interesse für die Kräfte und Eigenschaften Hand in Hand, welche auch ohne in unmittelbarem Verhältnis zum Menschen zu stehen, eine der instinktiven Beobachtung zugängliche Rolle spielen. Augenmerk und Urteil werden durch sinnliche Eindrücke gefesselt, es werden Formen, Gestalten, Bewegungen unterschieden, bevor noch deren Wirkungsmöglichkeiten in bezug auf das Menschenleben Interesse wecken oder einer Prüfung unterworfen werden konnten. Erst dann wird das Interesse dem eigenen oder fremden Leben zugewandt, wodurch das nicht psychologische Vorfinden zur instinktiv oder vorsätzlich psychologischen Betrachtungsweise der Naturvorgänge übergeht. Die Wertung ist also stets an Prozesse des Unterscheidens und Vergleichens, des Urteilens und Schließens, der logischen und psychologischen Arbeit gebunden. Diese Prozesse können einen Grad der Anstrengung oder Ermüdung erreichen, welcher der Entstehung oder Ausbreitung einer bemerkbaren Gefühlsintensität und Leidenschaft des Wertens teilweise oder völlig unüberwindliche Hindernisse in den Weg setzt.

In solchen Fällen überwiegt der logische, in andern der emotionelle Charakter der Wertmitteilung, und dementsprechend kann sie im Hinblick auf ihr denkendes Antlitz und Wesen als „Wert-beurteilung", hinsichtlich ihres gefühlvollen oder leidenschaftlichen Ausdrucks und Wirkens als „Wert-schätzung" bezeichnet werden. Die Übertragung dieser, den ökonomischen Verhältnissen entnommenen Bezeichnung, selbst auf geistigste Zustände verrät, wie sehr die verschiedenen Arten mate-

[1] Wo auf den II. Teil verwiesen wird, möge man die betreffenden Ausführungen lesen, bevor die Lektüre des Textes fortgesetzt wird.

riellen Besitzes und Eigentums in die Gestaltung der Seelendispositionen eingreifen. Es ist für die Vervollkommnung der ethischen, ästhetischen und religiösen Wertung keineswegs belanglos, wie sich die Formen des ökonomischen Wertens entfalten. —

Siehe II. Teil, S. 8—26

378

Je nachdem sich die Wertungen auf gegenwärtige, vergangene oder zukünftige Lebensänderungen beziehen, können sie als a) direkte, b) rückgreifende, c) vorgreifende (antizipative) bezeichnet werden.

379

Der Art und Dauer der Lebensänderung gemäß, die wertbestimmend hervorgehoben wird, gestaltet sich die „Wertschätzung" und „Wertbeurteilung" zur:

I. Entwicklungswertung
   a) physischen
   b) psychischen
II. Gefühlswertung
III. Utilitären Wertung
   a) in bezug auf Entwicklungserhaltung
   b) in bezug auf Gefühlserhaltung.

380

Wie ein jeder andere Naturbestandteil vermag auch der Mensch beziehungsweise ein menschliches Verhalten zum Gegenstande einer „Wertung" zu werden.

Siehe II. Teil, S. 26—27

381

Und ebenso wie für Andere, vermag der Mensch für sich selbst zum Gegenstande einer „Wertung" zu werden, das heißt zum Gegenstand einer „Selbstbeurteilung" oder „Selbstwertschätzung".

Siehe II. Teil, S. 27—28

382

Wird vom Wertenden seine willentliche Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung mit einer von ihm gewerteten Wollung hervorgehoben, so entsteht eine „Billigung — Mißbilligung" beziehungsweise „Selbstbilligung — Selbstmißbilligung".

Diese Wollung kann wirklich oder illusorisch sein, sich in wahrnehmbaren oder bloß vorgestellten Seelen abspielen, aber unter Anwendung eines anthropomorphisierenden Verfahrens auch Pflanzen und Anorganismen zugeschrieben werden. —

Siehe II. Teil, S. 28—38

383

Da eine „Mißbilligung" einer unerwünschten Handlung vorbeugen, eventuell sie aufhalten kann, die „Billigung" dagegen eine erwünschte herbeiführen oder festigen — so bedienen sich ihrer Einzelne und Gruppen als einer geistigen Waffe. Wie äußere Waffen, wurden zum Teil auch diese nachmals von gesellschaftlichen Institutionen des Schutzes und des Angriffs, von Heer und Gericht, Regierung und Kirche gewissermaßen geordnet und in System gebracht, um desto leichter, übersichtlicher und schneller gehandhabt zu werden.

„Billigung" und „Mißbilligung" treten also nicht als ungeordnetes Gewirre zufällig entstehender Formen auf. Vielmehr haben sie sich im Kampfe um Erhaltung, Genuß und Entwicklung unter eindrucksvoller, ständiger, meist konservativer Mitwirkung machtvoller Institutionen und Stände, zu einem Grundstock instinktivierter Abarten der Wertung entfaltet.

Der jeweilige individuelle Ausdruck und Gehalt einer „Billigung" oder „Mißbilligung" ist letzten Endes von der augenblicklichen geistigen Gesamtverfassung ihres einzelnen Trägers abhängig, von einer seelischen Vorbereitung, die in der engeren und weiteren Gemeinschaft der Umwelt unübersehbar verwurzelt ist und teilweise in fernste Vergangenheiten zurückreicht. —

384

„Billigung — Mißbilligung", „Selbstbilligung — Selbstmißbilligung", gebraucht als mehr oder minder bewußtes Mittel „verfeinerter", „vergeistigter" „Belohnung" oder „Bestrafung", werden zu „Lob — Tadel" beziehungsweise „Selbstlob — Selbsttadel".

385

Je nach Art und Größe können „Lob und Tadel" den Charakter der „Anerkennung", des „Ruhmes", „Beifalles" oder der „Beschämung", „Demütigung", des „Hohnes", „Spottes", „Fluches" besitzen.

386

Werden „Mißbilligung" beziehungsweise „Tadel" als Mittel vorbeugenden, verhütenden „Schutzes" gebraucht, so modifizieren sie sich zur „Warnung".

387

„Billigung", „Mißbilligung", gebraucht als Mittel, fremden „Willen" oder „Handlungen" nach „eigenem Willen" zu „lenken" und zu „richten", modifiziert sich zum „Befehl" beziehungsweise „Gebot—Verbot".

388

„Billigung", gebraucht als Mittel, „fremdem Willen" freien Lauf zu lassen, im Kontrast zum Verhalten des „Befehlens" oder „Gebietens—Verbietens", modifiziert sich zur „Erlaubnis".

389

Wird das „Gebot" oder „Verbot" vom „fremden Willen" besiegt, so daß er zur „verbotenen Handlung" führt oder die Befolgung des Befehls verhindert, so erhält dieses letztere Verhalten den Charakter des „Ungehorsams".

390

Als Mittel, dem „Ungehorsam" zu steuern, ihn aufzuheben oder sich für ihn zu „rächen", kann wiederum die „Mißbilligung" gebraucht werden, wobei sie sich zur „Anklage", zum „Vorwurf" modifiziert. Als Mittel, die „Anklage", den „Vorwurf" zu hemmen, zu entkräften oder aufzuheben, wird die „Billigung" zur „Verteidigung" beziehungsweise „Rechtfertigung".

391

Wird eine „Anklage" vor einen entscheidenden Richter gebracht und durch keine „Verteidigung" aufgehoben, so kann dieser auch seinerseits den „Ungehorsam" „mißbilligen", zum Zwecke unmittelbarer oder mittelbarer „Bestrafung": diese „Mißbilligung" des Richters als Mittel unmittelbarer oder mittelbarer „Bestrafung" modifiziert sich zur „Verurteilung" beziehungsweise „Verdammung". —

392

Wie ein jedes andere, so vermag auch das eigene Verhalten des Menschen von ihm „gebilligt" oder „mißbilligt" zu werden, sofern er sich selbst gegenüber sozial entgegentreten kann: diese „Billigung — Mißbilligung" modifiziert sich also zur „Selbstbilligung — Selbstmißbilligung".

393

Wie anderes menschliches Verhalten, so kann auch eine Wollung („Verlangen", „Begehren", „Streben", „Wollen", „Handlung") beziehungsweise ihre Einzelbestandteile zum Objekte der „Billigung — Mißbilligung" beziehungsweise zu dem der „Selbstbilligung — Selbstmißbilligung" werden.

394

Wie andere Einzelbestandteile der Wollungen, wie zum Beispiel „Mittel", „Bewegung", „Erwartung", „Ungeduld", „Anstrengung", so können auch die antizipativen Wollungsvorstellungen[1]: „Zweck", „Ziel", „Absicht" zum Objekt der „Billigung — Mißbilligung" beziehungsweise zu dem der „Selbstbilligung — Selbstmißbilligung" werden.

Siehe II. Teil, S. 38—106

395

All diese mannigfaltigen Arten und Gestalten der Billigung oder Mißbilligung können sich entweder auf die antizipativen Vorstellungen einer Wollung, auf deren Ausführungsmittel oder die Folgen der Ausführung richten.

Da man eine Handlung, ein Streben, eine Tat niemals nach ihren unbeabsichtigten Folgen ethisch beurteilen kann, so müssen die Merkmale des Moralwertens logischerweise nur dort gesucht werden, wo eine Wollungsantizipation vorliegt. Das ethische Werten betrifft stets „Absichten", „Ziele", „Zwecke" oder andere Wollungsantizipationen.

Es ist aber ersichtlich, daß diese selbst nicht immer ethisch, daß sie vielmehr sehr häufig auch ästhetisch, logisch, sinnlich und auf unbeabsichtigte Folgen hin wertgeschätzt oder beurteilt werden. Das Gemeinsame

[1] Das vorausgreifende Vorstellen künftiger Vorkommnisse wird bekanntlich als „Antizipation" bezeichnet. Diese Bezeichnung wird im nachfolgenden auf Absicht, Ziel, Zweck als Verwirklichungsbilder einer Wollung angewandt.

jeglichen Moralverhaltens gehört also einem engeren Kreise des Wertungsbereiches an.

Man kann zum Beispiel folgerichtigerweise nicht sagen: ich halte diese Handlung für moralisch gut, weil ihre Absicht klug und vernünftig war. Eine solche Behauptung deutet nur auf eine falsche, unobjektive Selbstbeobachtung hin, da sie auf einer Verwechslung logischen Wertens mit dem ethischen beruht. Ebenso irreleitend wäre auch eine Betrachtungsweise „wie moralisch ist diese Tat, da in ihr so viel ästhetisch Schönes liegt" — wie sie tatsächlich von philosophischen Schulen gebraucht wurde. Auch in diesem Falle wäre die Wertung einer Wollung in bezug auf die Art ihrer Antizipation nicht ethisch; sie könnte nur aus einer Verwechslung der ästhetischen Billigung mit einer moralischen hervorgehen. —

Die ethische Wertung muß stets auf die soziale Art der Gefühle und Leidenschaften einer Wollungsantizipation Bezug nehmen. Aber nicht eine jegliche solche Bezugnahme kann wissenschaftlich den Anspruch erheben, als eine „Moral" oder gar als „Gewissen" betrachtet zu werden. Es ist dies zum Beispiel noch keine Moralwertung, wenn jemand völlig gleichgültig feststellt, daß sein Freund einen Unglücklichen getröstet, mithin barmherzig gehandelt habe. Erst wenn er Einverständnis oder Nichtübereinstimmung damit aufrichtig emotionell ausdrückt, wenn er diese Barmherzigkeit der Absicht „billigt" oder „mißbilligt", kann eine Moralwertung vorliegen.

Die ethische Wertung ist immer „Billigung" oder „Mißbilligung" einer Wollung hinsichtlich der sozialen Art und Richtung ihrer Antizipationsgefühle.

Die sozialen, mithin diejenigen Gefühle, die auf beseelte Mitwesen oder anthropomorph aufgefaßte Gegenstände gerichtet sind, können entweder auf mitleidender oder mitfreudiger, auf selbstsüchtiger oder gleichgültiger Berücksichtigung fremden Lebens, seiner Erhaltung, Lust und Unlust oder Entwicklung beruhen.

Das ethische Werten, die Moralschätzung ist nicht „Billigung" oder „Mißbilligung" einer Wollung hinsichtlich beliebiger Sozialgefühle ihrer Antizipationen, zum Beispiel nicht hinsichtlich der Einsamkeitsstimmungen oder Träumereiweisen — sondern stets im Hinblick auf solche Sozialgefühle, die auf teilnehmender, abgeneigter oder selbstsüchtiger Berücksichtigung eines anderen Wesens beruhen. Das Moralwerten ist mithin eine

„billigende" oder „mißbilligende" Einschätzung der Wollungen bezüglich des „altruistischen" oder „egoistischen" Charakters ihrer „Absichten", „Ziele", „Zwecke" oder anderen Antizipationen. —

Aber ist ein jedes beliebige Billigen beziehungsweise Mißbilligen im Hinblick auf altruistische oder egoistische Charaktere ein Moralwerten?

Mit nichten! Denn es geschieht beispielsweise nicht selten, daß ein Mensch, von einer Leidenschaft plötzlich erfaßt, eine Absicht oder Handlung im Hinblick auf ihren gehässigen Charakter vereinzelt und gegen seine Gewohnheit billigt, wenn sich gleich sein „Gewissen" noch so sehr dagegen sträubt.

Ein solches Verhalten nähert sich zwar am meisten einer ethischen Wertung an und weist viele ihrer Momente auf, ist aber nur die meist moralverwandte Abart des Billigens nnd Mißbilligens.

Zum „Moralwerten" kann es nur dadurch erhoben werden, daß es deutliche und eindrucksvoll suggestive Züge einer Gemeinschaftsautorität erhält, psychische und physiognomische Züge umfassender Großgruppen, die dem Einzelnen und anderen Gruppen Furcht, Verehrung, Gehorsam oder Demut abnötigen.

Ein derartiges Imprägniertsein von flüchtigen, oft kaum merklichen und äußerst gekürzten Nachbildern machtausübender Völker, Stämme, Zeitalter, Religionsgemeinschaften, Regierungen, Heere, Gerichte, Berufsgruppen — kann nur durch eine eindrucksvolle Übung erworben und hinreichend instinktiviert werden. Alsdann bildet es eine eingewurzelte Disposition, die Kraft hat, jederzeit in Erscheinung zu treten, wo es gilt, einer Billigung oder Mißbilligung bezüglich des Antizipationsgefühls die nötige Autorität und Beeindruckungsfähigkeit zu verschaffen. —

Im Verlanfe dieser Untersuchung sind wenigstens die wesentlichsten Gemeinsamkeiten jeglichen Moralwertens gesondert hervorgehoben worden. Es möge hier also dessen synthetisch zusammenfassendes Begriffsbild nachfolgen, welches die Menschheit so lange vergebens gesucht hat.

Die Moralwertung ist eine instinktivierte, mit suggestiv wirksamen Zügen sozialer Gemeinschaftsautorität[1] versehene „Billigung" oder „Mißbilligung", „Selbstbilligung" oder

[1] Wie derartige Autoritätszüge der Gemeinschaft in der Seele des Einzelnen entstehen, wird im nachfolgenden Abschn. 396 ausgeführt.

„Selbstmißbilligung" einer Wollung hinsichtlich des „altruistischen" oder „egoistischen" Charakters ihrer Antizipationen.

Sie ist die jeweilige, gelegentliche Kundgebung einer durch eindrucksvolle Übung instinktiv gewordenen Disposition zu derartigen „Billigungen", einer Disposition, die man „Moral" nennt.

In bezug auf ihren Erkenntniswert nenne ich diese Verallgemeinerung „allgemeinstes Moralgesetz".

In diesem Gesetze wird das allem ethischen Verhalten Gemeinsame hervorgehoben. Damit ist also der rein empirische Moralbegriff gefunden, das ehrwürdige Moralrätsel gelöst[1].

Erst dadurch ist es möglich geworden, ein wissenschaftlich gesetzmäßiges Bild des menschlichen „Gewissens" zu gestalten und neue Wege der ethischen Vervollkommnung anzubahnen. Solange die Menschen nicht wußten, was eigentlich die „Moral", was das „Gewissen" sei, konnte nicht daran gedacht oder gar zielbewußt und erfolgreich dazu geschritten werden, ein den geistigeren Bedürfnissen angepaßtes Gewissen in die Seele zu pflanzen und solcherweise eine der allerwichtigsten Grundlagen für eine vollkommenere Gesellschaftsordnung zu schaffen. —

396

Von Kind auf fühlt sich der Mensch seitens vieler Bestandteile der Umwelt bedroht. Infolgedessen strebt er schon frühzeitig nach Vermehrung und Verbesserung seiner Verteidigungsmittel.

Aber nicht minder stark ist das Verlangen nach Mehrung und Steigerung der Lustgefühle und Genußmittel.

Beide Strebungsgruppen durchdringen und beeinflussen sich gegenseitig. Was der Sicherheit dient, wird nicht selten zugleich als „schön" empfunden oder geschmückt, um Wohlgefallen zu erregen. Und umgekehrt: Gegenstände, Vorgänge, Eigenschaften, die ursprünglich nur Genüsse und Lustgefühle erzeugen und vermannigfaltigen, bilden oft eine Ursache der Sorge und Furcht, sofern sie entwendet, beschädigt, zerstört werden oder die Schädigung und Vernichtung des eigenen und fremden Lebens durch Diebe und Räuber herbeiführen können.

[1] Der größeren Verdeutlichung dienen die Abschnitte der Biokritik 576—581 inkl.

So drängen die ursprünglichen Mittel der Lust und des Genusses mehr und mehr zur Verteidigung. Um die Abwehrmittel möglichst rasch bei der Hand zu haben, werden oft die zu verteidigenden Lustobjekte selbst zu Waffen des Schutzes und des Angriffs gestaltet.

Die ständigste und häufig auch gefährlichste Bedrohung bilden für den Menschen die näheren und ferneren Zeitgenossen. Zugleich aber sind sie die Quelle seiner reichsten Gefühle.

Er fühlt sich mithin genötigt, auf geeignete Mittel zu sinnen, um Angriffe und Bedrohungen, denen er und die von ihm bevorzugten Menschen ausgesetzt sind, unschädlich zu machen. Recht bald macht er die Erfahrung, daß ihm die Menschen auch eine wesentliche Hilfe sein können, indem sie ihm Nahrung, Genußmittel, Werkzeug und Gewaffen zuführen oder die gegen ihn gerichteten Angriffe abzuwehren bestrebt sind.

Diejenigen, die seine Sicherheit und Lust absichtlich oder unwillkürlich fördern oder zu fördern scheinen, vermehren zugleich sein Streben nach Selbsterhaltung und Selbstbereicherung um das Verlangen nach Erhaltung und Lebensbereicherung der andern. Hierin sieht er sich wiederum auf menschliche Mithilfe angewiesen und fühlt sich durch sie auch selbst in erweiterter Weise mitgefördert.

Aber geraume Zeit ist er nicht fähig, die verborgenen Wurzeln, die geistigeren und oft kaum bewußten Motive und Mitbedingungen des bedrohlichen Handelns und ebensowenig die des hilfreichen Verhaltens der Mitmenschen zu erfassen. Seinem Verständnis sind jedenfalls die gröberen Wirkungen der äußeren Handlungsbewegungen ungleich zugänglicher als die Absichten, Ziele, Zwecke oder Ideale, von denen die Handlungen hauptsächlich mitbestimmt werden und ihre Hauptrichtung erhalten. Er sucht daher die Angriffshandlungen nicht in der Wurzel, in ihrer Absicht zu treffen und solcherweise den Schädigungen gründlich und dauernd vorzubeugen; er stellt bloß den sichtbaren Körpern und Bewegungen andere als Hemmung und Hindernis entgegen. Wie er nicht die Absichten und Ziele, sondern deren Träger, Ausführungsmittel, Bewegungen und gröberen Folgen als Bedrohung und Feinde zu sehen vermag, so kann er nicht jene, sondern nur diese werten und bekämpfen. Mit dieser Entwicklungsphase einer sinnlich materialistischen Schätzung der sichtbaren Mittel und Folgen geht die Entwicklung der Inanspruch-

nahme grob sinnfälliger Hilfshandlungen der umgebenden Gruppen Hand in Hand. —

Der menschheitliche Werdegang der egoistischen und altruistischen Selbsterhaltung und Bereicherung der eigenen und fremden Lustgefühle durchlief vielfach ähnliche Phasen wie der des Einzelnen. Darum ist der menschheitliche Kulturschatz so reich an unterschiedlichsten Arten und Gestalten sozialer Mittel des Schutzes und der Vervollkommnung, daß der Einzelne häufig auf solche stoßen muß, die seiner jeweiligen Entwicklungsphase entspricht.

Da sich im Gruppenleben der Menschheit neben geistigeren auch rohere und wildeste Sitten, Bräuche und Institutionen erhalten haben, so entnimmt er diesem so wenig organisierten Lebensgewirre diejenigen Vorbilder, die seiner jeweiligen Entwicklungsstufe aufgedrängt werden oder wenigstens vorübergehend zusagen. —

Wie der Mensch in seiner frühen Kindheit eine Zeitlang eher die äußeren Handlungen und deren Folgen, als die Absichten, Ziele und Zwecke sehen kann, so vermochten gewiß Primitivvölker der Urzeit fast nur in physischer Kraft und Gewandtheit eine Gefahr oder Hilfe zu sehen.

Viele primitive Gemeinschaften organisierten wahrscheinlich schon in grauester Vorzeit eine Art Miliz, die Schutz gegen äußere Feinde und auch eine gesteigerte Sicherheit im Gemeinschaftsverkehr selbst gewähren sollte. Ebenso frühzeitig wurden patriarchalische und priesterliche Machtsysteme eingeführt, aus denen sich im Laufe der Jahrtausende oft sehr ausgedehnte Institutionen der Regierung und der Gerichtsbarkeit entwickelten. Sehr bald mußten aber schon wilde Stämme und Völker einsehen, daß es nicht immer allein wirksam sei, über ein tapferes Heer und eine Schutzmiliz zu verfügen — den Feinden und auch den Gesellschaftsschädlingen des eigenen Stammes oder Volkes mußte die Größe und Kraft des kriegerischen, bewaffneten Schutzes ständig vor Augen gehalten werden. Dies geschah nicht nur durch die Häufigkeit der Überfälle und Strafexpeditionen, durch geflissentliches Zur-Schau-Tragen des Wohlstandes, der Kühnheit und der Macht in Gebärde und Mienenspiel, sondern durch äußere Insignien der Sieghaftigkeit und der Fähigkeit, zu bestrafen oder zu belohnen. Das Aufstecken von Schädeltrophäen auf den Pfählen der Dörferpalisaden,

das Verführen eines wilden Geschreis und Lärmens bilden noch in unserer Zeit eine Kriegsliſt mancher primitiven Völker. —

Zugleich mit dem Streben nach Vergrößerung und Vervollkommnung der Macht des Kriegswesens und der Gerichtsbarkeit wuchs also das Trachten nach deren möglichſt handlicher, Zeit und Kraft ſparender Verſinnbildlichung durch äußere Zeichen, welche die volle Entfaltung der exekutiven Gruppenwirkſamkeit allerorts und jederzeit erſetzen könnte.

Solche Zeichenſymbolik hat ſich in wechſelnder und mannigfacher Geſtalt bis in unſere Zeit fortgeſetzt und reich entfaltet.

Wer zum Beiſpiel das äußere Zeichen einer Amtswürde oder eines Militärranges zeigen kann, der weiſt ſich hiermit aus, die Macht und Autorität einer beſtimmten Gruppe zu vertreten und auf deren tätigen Beiſtand rechnen zu dürfen. Mit der wachſenden Kultur lernte man ſolche Inſignien zum Teil durch Worte zu erſetzen und zu ergänzen und ſolcherweiſe die Hilfe, die von Inſtitutionen des Heeres, der Regierung, des Gerichtes, der Kirche ausgeht, gleichſam in der Seele walten zu laſſen.

Beruhte dieſer Prozeß zunächſt auf einer unwillkürlichen Nachahmung der äußeren Machtverhältniſſe großer Gemeinſchaften im Inneren der eigenen Seele und in den eigenen Beziehungen zu Einzelnen und Gruppen, ſo wurde er mit der wachſenden Beobachtung und Kenntnis der ſeeliſchen Abſichten, Ziele, Ideale als der weſentlichſten und eingewurzeltſten Dispoſitionen und Motive des feindlichen oder wohlwollenden Handelns, durch bewußte Erziehungsarbeit der Prieſter, Geſetzgeber, Staatslenker, Künſtler, Dichter und Religionsſtifter weſentlich unterſtützt. Allmählich kam es auf dieſem Wege dazu, daß man es oft vorzog, den geiſtigen Mächten feindlicher, bedrohlicher und gefährlicher Abſichten die Gegenwehr hilfebringender, kraftbegabter, autoritätsfähiger Worte, Wendungen, Zauberformeln, Sprüche entgegenzuſtellen, die es dem Feinde deutlich vor Augen bringen, daß er es nicht bloß mit einem einzigen Gegner, ſondern mit einer ganzen, mächtigen Gegnergemeinſchaft zu tun habe. Beſonders da, wo der Ausbruch der Schutzleidenſchaft plötzlich und intenſiv, das Bedürfnis einer ſchnellen Abwehr und einer raſchen Ausbreitung der Verteidigung groß iſt, bedient man ſich mit Vorliebe ſolcher kurz zuſammenfaſſender Symbole, die mit

Blitzesschnelle einer positiven oder negativen Wertung, einer Billigung oder Mißbilligung das Antlitz und die Autorität einer Vertretung großer Machtgemeinschaften verleihen. —

Mit wachsender Reife muß selbst der wildeste Mensch wenigstens gelegentlich und kaum bewußt darauf kommen, daß er feindlichen und gefährlichen Angriffen am besten steuern kann, wenn er deren Motive und Absichten trifft und lähmt. Zunächst versucht er es bloß mit äußerer Gewalt, unter Mithilfe von Kriegern und anderen Gruppen, zu erreichen, dann auch durch Anwendung stellvertretender Insignien und äußerer Telegrammgebärden der Macht. Zuletzt bevorzugt er die leidenschaftlichen Blitzausdrücke angreifender und abwehrender, schützender oder zerstörender Wünsche. Diese affektartigen Kurzausdrücke der Kampfwünsche bilden ein System von Wortsymbolen und Sprachgebärden, die zum Teil den primitiveren und den kulturelleren Manifestationen großer, der Sicherheit und Förderung des Lebens und deshalb auch dem Kampf und Kriege dienender Gruppen entnommen sind. Wie durch einige Zeichen der Kriegsmacht, Polizeimacht oder Himmelsmacht die Leidenschaften großer Massen im Zaume gehalten, ihre Handlungen und Bewegungen von wenigen Machthabern nach Wunsch gelenkt und geleitet werden können, so vermag ein Einzelner durch Anwendung von Sprach- und Gebärdensymbolen, die an derartige Merkzeichen der Gemeinschaftsmacht suggestiv anklingen, oft die Leidenschaften der Menschen zu unterdrücken oder zu entfachen und den Willensvorgängen die erwünschte Richtung zu geben.

Die Kriegsmacht oder Polizeimacht kann nur dann wirkliche Anwendung finden, wenn den Kriegern und der Gerichtsmiliz gesagt wird, welche Gruppen und Typen als gefahrdrohend oder schädlich, welche als freundschaftlich oder fördernd und nützlich betrachtet werden sollen. Ebenso vermag das psychische Nachbild der Kriegsmacht, Polizeimacht, Himmelsmacht das instinktivierte Schutz- und Trutzbild in der Seele eines jeden Einzelnen nur insofern erfolgreich zu werden, inwiefern es zugleich die positiven oder negativen Werte der wohlwollenden oder feindseligen, der mitfühlenden, selbstsüchtigen oder neutralen Absichten und Wollungen hervorhebt und kundtut. Denn nur durch solche Wertung der Absichtstypen und Wollungsdispositionen kann der Untertan dieser inneren Seelenmächte erfahren, welche Arten der Absichten, Ziele, Strebungen

er unterdrücken, hemmen, entwurzeln und welche er hegen und fördern soll. Erst dann werden von Schutz- und Trutzmächten unserer Seele dem Heere menschlicher Wollungen da draußen in der Umwelt und drinnen im eigenen Innern billigende oder mißbilligende Wertungen gleich fernwirkenden Feuerwaffen entgegengestellt oder gleich Hilfstruppen entgegengeschickt, nicht nur um die Ausführung der Absicht, des Zweckes, des Zieles, sondern zugleich deren altruistische oder egoistische Eigenschaften und Dispositionen zu treffen beziehungsweise zu unterstützen.

Alsdann beginnt eine wesentlich neue Phase des geistigen Kampfes um Lebenserhaltung und Gefühlsbereicherung, die dem geistigen Ringen der vorhergegangenen Entwicklungsstufe weitaus überlegen ist. Der neue Geisteskampf ist nicht mehr auf die tatsächlichen Folgen der Wollungsantizipation gerichtet; er sieht vielmehr von den Folgen gänzlich ab und wendet sich ausschließlich den altruistischen oder egoistischen Eigenschaften der Absichten und anderer Antizipationen der Wollung zu. So trachtet er nicht bloß, der Wurzel eines Strebens oder Handelns, das heißt der Absicht, dem Ziele, dem Zwecke, sondern mehr noch der Wurzel dieser Wurzel, der altruistischen oder egoistischen Eigenschaft einer Wollungsantizipation, Kraft und Leben zu spenden oder den Tod zu geben. Erst da vermag die Wertungsweise einzusetzen, die man „Moral" nennt. Erst von da an vermag die „Moral" gleichsam ihr Haupt zu erheben, um mit der Antizipation in die Zukunft zu schauen und zugleich nach geheimsten Motiven des Wünschens und Verlangens in nächste und fernste Vergangenheit zu spähen. Es ist, als hätte man ehedem in der Schule des Antizipationswertens in bezug auf die Folgen die ersten Grundlagen psychologischer Einsicht vorbereitet, um dann mit dem Werten im Hinblick auf den Altruismus oder Egoismus ein viel reicheres und tiefer im Kaumbewußten liegendes Seelengebiet betreten zu können: so hofft man sogar, verborgenste Keime des Handelns und Verkehrs nach Wunsch entweder ersticken oder reifen und emporblühen zu lassen.

Das Moralwerten erschließt aber nicht allein individuelle Gefühlsmotive des Wollens und Handelns. Indem es von innerseelischen Vertretern der äußern Mächte nach Form und Richtung wesentlich mitgestaltet wird, indem es solcherweise die mannigfaltigen Arten kriegsmäßiger, juridischer und theokratischer Anordnungen und Bestimmungen, „Gebote" und „Verbote", „Gesetze" und „Pflichten" in Kürze, aber

eindrucksvoll vor Augen führt, wird es sogar für große Massen stumpfer oder halbgebildeter Menschen zur Hohen Schule soziologischer und sozialpsychologischer Erkenntnis und Weisheit. —

Wird der Einfluß des Mitgefühls oder des Egoismus, der Mißgunst oder Neutralität, der Liebe oder des Hasses auf die Erhaltung und Gefühlsbereicherung des Lebens — nach dem Vorbild der herrschenden Gruppenmächte beurteilt und gewertet, so ist es ersichtlich, daß diese Beurteilung und Wertung je nach der vorbildlichen Kultur, in der sie entsteht, sehr verschieden ausfallen muß. So wird zum Beispiel bei Völkern oder Stämmen, deren Götter oder Herrscher Menschenopfer fordern, die Tötung der Feinde von den meisten als ein Handlungstypus betrachtet, der auch den sonstigen Mitgliedern der engern Gemeinschaft Nutzen bringt, weil ohne derartige Opfer die hilfreichen Götter Hungers sterben, die Herrscher und andern Stammesgenossen um wesentliche magische Mittel der Gesundheitssicherung und Kräftesteigerung ihrer Gemeinschaft gebracht wären.

Sind infolge einer wachsenden Vergeistigung, Verinnerlichung der seelischen Kultur diese Meinungen über die Wünsche der Götter und über die magischen Fähigkeiten einer wesentlich objektiveren Erkenntnis gewichen — dann kann zunächst wenigstens bei den Entwicklungsfähigsten die Einsicht aufdämmern, daß es um die alte Beurteilung und Einschätzung der Menschenopfer und Feindestötung mißlich stehe. Wurden Menschenopfer und Feindestötung von der primitiveren Kultur als nutzbringend und lebensfördernd, von der geistigeren und objektiver orientierten wenigstens als gelegentlich nutzlos oder schädlich erachtet, so hat die erstere mit der Zeit auch die Disposition zu chauvinistischem Haß und Egoismus, die zum erwünschten Feindesmord führten, stets und unterschiedslos gutgeheißen, die letztere dagegen wenigstens solche Dispositionen einzuschränken gesucht und gelegentlich mißbilligt.

Aber beide Kulturen haben es wenigstens so weit gebracht, die Absichten, Ziele und Ideale, das heißt die Wollungsantizipationen, zu beobachten und ihren Einfluß auf das Leben der Einzelnen und der Gemeinschaften irgendwie zu beurteilen, mithin auch die Gefühlsdispositionen und Gefühlsweisen, von denen Richtung und Stoßkraft der Antizipationen wesentlich mitbestimmt wird, mehr oder minder zu unterscheiden und zu werten.

Sind auch ihre Wertungen oft gegensätzlich geartet und von sehr abweichenden Ausdrucksbewegungen begleitet, so haben sie gleichwohl das Gemeinsame, daß sie sich auf die „altruistischen" und „egoistischen" Eigenschaften der Wollungsantizipationen beziehen. Gemeinsam ist auch die Eigentümlichkeit solcher Wertungen, die mimischen und gebärdlichen Ausdrucksmerkmale zu tragen, welche vor Augen führen, daß sie die Wünsche und Wertungen herrschender Gemeinschaften vertreten. —

Durch die suggestive Macht dieses gruppensozialen Antlitzes bilden sie in der Seele gleichsam eine sichtbare Wehrkraft, einen sichtbaren Gerichtsschutz, ein verkörpertes Himmelsgesetz von konzentriertester und kraftsparendster, ökonomischster Form.

Vom unabsehbaren Gewoge sozialer Übungen und Eindrücke in Bewegung gesetzt, werden sie zu einem der mächtigsten, lebensförderndsten Instinkte der Menschheit, zu „Moral" und „Gewissen".

Aus der unergründlichen Tiefe dieses Instinktes tauchen die mannigfaltigsten Knospen und Blüten jeweiliger Moralwertungen empor, um von Gruppe zu Gruppe, vom Einzelnen zum Einzelnen wie auf Wogen und Wellen getragen zu werden. Selbst die geringsten unter diesen Moralschätzungen gemahnen noch deutlich an die schützenden und kämpfenden Mächte der Menschheitsgruppen, aus denen sie hervorgegangen sind. Es haftet ihnen gleichsam das beißende Salz, der mächtig bewegende Schwung und zugleich die kühlende Milde der geistigen Tiefsee an, in der sie entstehen und leben. — Züge und Waffen der Gemeinschaftsherrschaft tragend, richten sie die ganze Kraft ihrer Lenkgewalt auf Mitgefühl oder Liebe, Mißgunst oder Haß, um dem Aufbau des Lebens zu dienen. —

397

Der Mensch kann im friedlichen Verkehr oder im Kampfe, sei es mit sich selbst oder mit der Umgebung, dem eigenen „Ich" wohlwollend und hilfreich, oder abgeneigt und schädigend, als Freund oder Feind entgegentreten. In diesem Selbstverkehr kann er sich, ebenso wie im äußeren Verkehr, der bloß vorgestellten Wehr und Waffen bedienen, die auf einer innerseelischen Nachahmung der äußeren, interindividuellen Mittel des gesellschaftlichen Kampfes und Schutzes beruhen. Dazu gehören unter

anderem die gefühlvollen oder leidenschaftlichen, bittenden und befehlenden, verbietenden und gewährenden Ausdrucksweisen wertenden Mienenspiels und Gebarens, deren sich große, der Erhaltung und Gefühlsbereicherung einer Gemeinschaft dienende kriegsmäßige, gerichtliche, produzierende und kirchliche Institutionen bedienen.

Sofern der Selbstverkehrende diese dem Gruppenverkehr entnommenen Wertungswaffen und deren physiognomischen Ausdruck auf sich richtet — bedient er sich dabei gewöhnlich auch des Selbstgesprächs.

398

Die soziale Gewohnheit, die eigenen Erlebnisse den Mitmenschen vorzüglich in wortsymbolischer Sprachform mitzuteilen, auszusagen, befestigt die sozialindividuelle Gewohnheit, sich selbst die eigenen Erlebnisse vorzüglich in wortsymbolischer Sprachform mitzuteilen, auszusagen: die „Mitteilung" wird zur „Selbstmitteilung", die „Aussage" zur „Selbstaussage". Dementsprechend bekommt auch die ethische Selbstbilligung beziehungsweise ethische Selbstmißbilligung meist die soziale Form sprachlicher Selbstaussage.

399

Je mehr sich die ethische „Selbstbilligung" beziehungsweise „Selbstmißbilligung" der Form und dem Inhalt nach durch Eindruck und Übung zur ethischen Disposition befestigt, desto größeren Existenz- und Vertrauenswert erhält sie, desto größere Orientierungssicherheit und -gewißheit gewährt sie, desto größere Macht gewinnt sie über andere Motive des eigenen Handelns: es entsteht das „Gewissen". Die Gesamtheit solcher durch Übung befestigter, ethischer, positiver und negativer „Selbstbilligungen" eines Lebensabschnittes beziehungsweise eines ganzen Lebens oder des Menschheitslebens wird ebenfalls als „Gewissen" generell bezeichnet und durch einzelne ethische Vorgänge jeweilig repräsentiert: Konscientialgesetz.

400

„Gewissen" ist also die Bezeichnung der formell und inhaltlich befestigten, instinktmäßig gewordenen Disposition von ethischen „Selbst-

billigungen" und „Selbstmißbilligungen". Die so bezeichnete Disposition und ihre einzelnen Kundgebungen sind durch gesteigerte Existenz-, Vertrauens- und Orientierungswerte, wie auch durch erhöhte Motivkraft mitgekennzeichnet, im Gegensatz zum relativ geringen Existenz-, Vertrauens- und Orientierungswert und zur geringen Motivkraft des formell und inhaltlich minder befestigten ethischen Verhaltens. —

401

Das Gewissen ist wie der verzauberte See, in dessen Schoße eine ganze Menschenbevölkerung fortlebt, die mitsamt der Stadt, die sie bewohnte, in seinen Fluten versank.

Solange er friedlich atmet, merkt man kaum etwas von dem verborgenen Dämmerleben da unten. Ist aber Gefahr in Sicht, führt der Mensch etwas „Böses" im Schilde, oder hat er bereits etwas „Schlechtes" vollbracht, dann geraten die soeben noch kaum gekräuselten Wellen des Gewissensspiegels in wogende Bewegung: die Glocken der versunkenen Kirchen lassen ihr warnendes Geläute ertönen . . . bittende oder drohende, flehende oder gebietende Stimmen dringen herauf . . . ein leises Weinen oder leidenschaftliches Schluchzen vernimmst du . . . selbst die „Stimme Gottes" schwebt über den Wassern . . . Und hat ein dunkles Wollen die Seele in Sünde gestürzt, dann wird da unten in der Tiefe über dich Gericht gehalten, zuweilen bedrohlicher und furchtbarer als die apokalyptischen Gesichte. Alsdann erheben sich gegen dich strafende Arme und Hände . . . In den Augen der Richtenden, Verurteilenden siehst du die Leidenschaft einer rächenden Gerechtigkeit erglühen . . . aus ihrem Munde vernimmst du Worte des Fluches und der Verdammung. — Oft ist es dir, als wäre dies alles ein Traum, denn die Gestalten sind meist unbestimmt, veränderlich und ineinander verschwimmend. —

Das Gewissen ist zum großen Teil ein suggestives, eindrucksvoll und tief im Raumbewußtsein lebendes Nachbild der äußeren sozialen Einrichtungen und Gruppenverbände, die den Einzelnen und den Gemeinschaften dienen.

Diese aufsuggerierte Nachbilddisposition beschwört manchmal Gesichte uralter Sitte herauf, zuweilen Erinnerungen an wahrgenommene oder dargestellte Ereignisse des Soldatenlebens, der Gerichtsbarkeit, der kirch-

lichen und staatlichen Kämpfe. Aber am häufigsten läßt sie in der Phantasie Stimmen oder Gebärden derjenigen, die in unserer Kindheit die größte Rolle spielten, gebieterisch und nötigend, oder milde und barmherzig in die Schatzkammer unserer Wollungsmotive eindringen: die Stimmen und Gebote des lieben Gottes, der Mutter und des Vaters, der Ammen und Erzieher, der Freunde und der Geschwister. Es darf aber nicht außer acht gelassen werden, daß auch diese Gestalten und ihre Kundgebungen zumeist dadurch eine so große, nicht selten verhängnisvolle, wenn auch manchmal entwicklungsfördernde oder erhaltungssteigernde Rolle spielen, weil sie in ihren wertenden Äußerungen bereits Wendungen, Rhythmen, Formeln und Gesten gebrauchen, die sie zu Vertretern der herrschenden und machtvollen Gemeinschaften der Familie, des Volkes, des Berufes, der Kirche, der Menschheit stempeln.

Da fast nur die auffallendsten Manifestationen des „Gewissens" zu voller Abhebung gelangen, dagegen die ganze, in ihm nachklingende, versunkene Herrlichkeit entschwundener Kulturen, herrschender Einrichtungen, nachhaftender Kindheit kaum geisterhaft zart und leise das Bewußtsein streift . . . so erscheint einem das Wirken und Walten dieses wertenden Selbstverkehrs rätselhaft und geheimnisvoll.

Man kann sich meistens des Ursprungs dieser warnenden, drohenden, richtenden Stimmen und Gebärden gar nicht entsinnen und schiebt ihnen einen mutmaßlichen Urheber unter, der selbst am unerforschlichsten, geheimnisvollsten und zugleich am mächtigsten erscheint, Gehorsam zu erzwingen und zuverlässigen Rat zu erteilen: eine Gottheit, einen Geist, eine Weltseele.

402

Als Abart der ethischen Billigung und Mißbilligung kann das „Gewissen" in verschiedenartigsten Modifikationen der positiven und negativen „Billigung" auftreten, somit in unterschiedlichsten, individuellen und gruppensozialen physiognomischen Gesten und Ausdrucksformen der Leidenschaft und des Gefühls.

403

Als Mittel verfeinerter, vergeistigter „Selbstbelohnung" beziehungsweise „Selbstbestrafung" modifiziert sich das „Gewissen" zu: „Gewissenslob — Gewissenstadel", „Gewissensbeifall", „Gewissens-

anerkennung", „Gewissensspott", „Gewissenshohn", „Gewissensbeschämung", „Gewissensdemütigung", „Gewissensfluch" usw.

404

Als Mittel vorbeugenden, verhütenden Selbstschutzes wird das „Gewissen" zur ethischen „Selbstwarnung", es modifiziert sich also zur „Gewissenswarnung".

405

Als Mittel, „eigenen Willen" zu „lenken" und zu „richten", wird das „Gewissen" zum ethischen „Selbstbefehl" beziehungsweise ethischen „Selbstgebot — Selbstverbot", es modifiziert sich also zum „Gewissensbefehl" beziehungsweise „Gewissensgebot — Gewissensverbot".

406

Als Mittel, „eigenem Willen" freien Lauf zu lassen im Gegensatz zum „Gewissensbefehl", wird das „Gewissen" zur ethischen „Selbsterlaubnis", es modifiziert sich also zur „Gewissenserlaubnis".

407

Wird der „Gewissensbefehl" vom „eigenen Willen" besiegt, so daß eine vom „Gewissen" verbotene „Handlung" entsteht beziehungsweise eine vom „Gewissen" anbefohlene „Handlung" unterlassen wird, so bekommt dieses letztere Verhalten den Charakter des „Ungehorsams", in bezug auf das „Gewissen" den Charakter der „Unmoralität".

408

Als Mittel, die eigene „Unmoralität", den eigenen „Ungehorsam" in bezug auf das „Gewissen" zu hemmen oder aufzuheben, beziehungsweise sich für ihn zu „rächen", kann wiederum das „Gewissen", die „Mißbilligung" des „Gewissens" gebraucht werden, wobei sie zur ethischen „Selbstanklage" oder zum ethischen „Selbstvorwurf", „Gewissensanklage", „Gewissensvorwurf" wird.

409

Als Mittel, die eigene „Gewissensanklage", den eigenen „Gewissensvorwurf" zu hemmen oder aufzuheben, wird die „Gewissensbilligung"

zur ethischen „Selbstverteidigung" beziehungsweise ethischen „Selbstrechtfertigung", sie modifiziert sich also zur „Gewissensverteidigung", „Gewissensrechtfertigung".

410

Wo das „Gewissen" zwischen „Anklage" und „Verteidigung" motorisch schwankt, modifiziert es sich zum „schwankenden Gewissen".

411

Wird die „Gewissensanklage" oder der „Gewissensvorwurf" weder durch eine „Gewissensverteidigung", „Gewissensrechtfertigung", noch durch eine nichtethische „Selbstbilligung" aufgehoben, dann kann die „Unmoralität", der „Ungehorsam" in bezug auf „Gewissensbefehle" zum Zwecke unmittelbarer „Selbstbestrafung" wieder gewissensmißbilligt werden: diese zum Zwecke der „Bestrafung" wiederholte ethische „Selbstmißbilligung" modifiziert sich zur ethischen „Selbstverurteilung" oder zur ethischen „Selbstverdammung": „Gewissensverurteilung" — „Gewissensverdammung".

412

Wenn sich dem „Gewissensvorwurf", der „Gewissensanklage" eine ethische oder nichtethische „Selbstverteidigung" entgegenstemmt, so entsteht der „Gewissenskampf", wobei die „Gewissensanklage", der „Gewissensvorwurf" den Charakter des „Gewissensangriffes" bekommen.

413

Wenn der Mensch keinen „Mut", keine „Kraft" besitzt, der „Gewissensanklage", dem „Gewissensvorwurf" in einer „Selbstverteidigung" entgegenzutreten, so kann die „Gewissensanklage", der „Gewissensvorwurf" den Charakter des „Überfalles", „Mordes", der „Folter" bekommen: „Gewissensüberfall", „Gewissensmord", „Gewissensfolter". Diesen letztern gegenüber ist dann der Mensch ethisch und nichtethisch „wehrlos".

414

An „Gewissenskampf" und „Gewissensüberfall" knüpfen sich immer negative Selbstverkehrsgefühle der „Gewissensfeindschaft".

415

Das Nichtvorkommen des „Gewissenskampfes", geknüpft an positive Selbstverkehrsgefühle, wird als „Gewissensfriede" bezeichnet.

416

Je größer die motorische Kraft des „Gewissens" als Motiv einer „Handlungsausführung" beziehungsweise „Handlungsunterlassung", desto größer die daran geknüpften Gefühle der „Gewissenskraft", „Gewissensmacht", welche sich, geknüpft an potentielle oder kinetische Überwindung anderer Motive, zur „Gewissensfreiheit" komplizieren.

417

Je größer die altruistischen Gefühle, deren Objekt das „Gewissen" ist, oder je größer die Unlustgefühle der „Gewissensmißbilligung", „Gewissensanklage", „Gewissensvorwürfe", der „Gewissensverurteilung" und die „Furcht", „Angst", „Bangigkeit" vor Wiederholung derselben, desto größer die „Gewissenskraft", „Gewissensmacht", „Gewissensfreiheit".

418

Schließt sich den relativ konstanten, gleichmäßigen „Gewissensbefehlen" ein relativ konstantes „Gewissensgehorchen" an, somit hinreichende „Gewissensmacht" und „Gewissensfreiheit", so entsteht die „Gewissensherrschaft".

419

Knüpfen sich an die „Gewissensherrschaft" sehr intensive Unlustgefühle der „Unfreiheit" nichtethischer Motive, so kann diese „Gewissensherrschaft" den Charakter einer „allzu strengen" oder „unerbittlichen", „grausamen", „kategorischen", „despotischen Herrschaft" erhalten: „Gewissensdespotie".

420

Das „juridische Gesetz" und das ihm analoge „göttliche Gesetz" waren bisher die meistverbreiteten und herrschenden imperativen Erhaltungsmittel der menschlichen Gesellschaft. Deshalb erhält oft das herrschende, imperative Gewissen die juridische Form und den juridischen Charakter des „Moralgesetzes".

421

An die „Befehle des Moralgesetzes" knüpft sich gleichmäßig die „sichere Hoffnung auf Gewissensbelohnung" beziehungsweise „Gewissensbestrafung" für eventuellen antizipierten „Gehorsam" beziehungsweise „Nichtgehorsam": die „Gewissensbefehle" werden zu „Gewissenspflichten".

422

An die „Erlaubnisse des Moralgesetzes" schließt sich gleichmäßig die „sichere Hoffnung auf Gewissensschutz", „Gewissensverteidigung" gegen eine eventuelle, antizipierte Hemmung der „Gewissenserlaubnis": die „Gewissenserlaubnisse" werden zu „Gewissensrechten".

423

Der „Ungehorsam" in bezug auf das „Moralgesetz" modifiziert sich zu moralischem „Vergehen", moralischem „Verbrechen", moralischer „Schuld".

424

Der „Ungehorsam" in bezug auf das „göttliche Gesetz" wird zur „Sünde". Wird der Inhalt des „göttlichen Gesetzes" zum Inhalte „moralischen Gesetzes", so bekommt auch das „moralische Vergehen", das „moralische Verbrechen", die „moralische Schuld" den Charakter der „Sünde". —

425

Die Sprachmitteilung des Menschen sich selbst gegenüber geht gewöhnlich nicht in Wahrnehmungsworten vor sich, sondern in vorgestellten Worten. Da man die Vorstellungen gewöhnlich in sich hinein versetzt, ins „Innere unseres Selbst", in das „Ich", so erhält auch das „Gewissen" seiner häufigsten Selbstmitteilungsform, nämlich der Vorstellungsform wegen, sehr oft den Charakter und die Bezeichnung einer „inneren Stimme des Gewissens": anthropomorphe Gewissenseinlegung.

426

Weil der Mensch im Gewissensverhalten nach Art des Verkehrs mit Mitmenschen sich selbst sozial entgegentritt, so erhält diese „innere Stimme" des „Gewissens" in bezug auf die andere „Stimme" nichtethischer „Billi-

gung" oder „Mißbilligung" den Charakter einer „zweiten", „anderen", „fremden" Stimme, welche in „unserem Innern laut wird": numerative Gewissensspaltung.

427

Schreibt man jene innere Gewissensstimme anthropomorph substantialisierend einem „inneren Urheber" derselben zu, indem man ihr einen menschlichen oder menschenähnlichen Körper verleiht, dem Flusse einzelner Gewissensverhaltungen ein substantielles Substrat unterschiebt, und es in das „Innere unseres Ich" einlegt, so wird die „innere Stimme des Gewissens" zur „Stimme eines zweiten Ich" und je nach den speziellen Formen und Inhalten zur „Stimme eines Gebieters, eines Herrschers, Despoten, Richters, Verteidigers, Anklägers, unparteiischen Zuschauers in unserer Brust, eines Rächers, Ratgebers, eines Gottes" usw.: Substantialisierung der Gewissensspaltung.

Je mehr sich der Mensch in die Gestalt des vermeintlich zweiten Ich versenkt, desto mehr entgeht es ihm, daß dieses nur ein Gebilde seiner Phantasie oder Erinnerung ist. Das Gewissen wird zu einem oder mehreren Wesen in unserer Seele. Ursprünglich sind es neben Kulturbildern der Religion meistens Gestalten aus der Kindheit, welche dem Gewissenswesen Antlitz und Stimme, Arten der Leidenschaft und der Sprache verleihen. Es sind Eltern oder Geschwister, Familienglieder und Freunde, Pfleger und Erzieher, welche sich solchergestalt in der Seele einnisten, nicht selten die feineren Anlagen hemmend, die Höherentwicklung untergrabend.

Oft leihen diese Gestalten aus der Kindheit sogar den überirdischen Gewissenswesen, Geistern oder Göttern wenigstens manche Merkmale und Züge ihrer Physiognomie und Bewegung, ihrer Leidenschaft und des Ausdrucks in Stimme, Rhythmus und Wort. So bergen sie ihre eigene Gesinnung hinter göttlichen Masken und unterdrücken, ihrer häufigen Minderwertigkeit wegen, meist solcherweise neben der ethischen und künstlerischen auch die religiöse Vervollkommnung.

428

Die Charaktere und Begriffe des „Gewissens" als eines „kategorischen Imperativs", „despotischen Imperativs", „moralischen Fatums", wel-

chem das Ich, dem es despotisch befehlend gegenübertritt, nur als „Werkzeug" dient: diese Charaktere und Begriffe beruhen auf einer abgeschwächten, verfeinerten, vergeistigten Substantialisierung der Gewissensspaltung. Diese Vergeistigung entstand durch Abstreifung der meisten, besonders grob sinnlichen Menschenkennzeichen von fingierten Substraten älterer und plumperer Substantialisierungen der Gewissensspaltung.

429

Das Gewissen ist eine Abart des Selbstverkehrs. Insofern ist die nichtethische, geistige Selbstbeziehung, ebenso wie der äußere Verkehr, eine der wichtigsten Quellen der Gewissensgestalt. So muß die eindrucksvoll geübte Selbstberatung hinsichtlich praktischer, erzieherischer, künstlerischer oder religiöser Arbeit und Lebensweise einen mehr oder minder großen Widerhall und eine entsprechende Widerspiegelung ihres Antlitzes und ihrer Gebärden im Gewissen hervorbringen. Die Neigung zu subjektiver, illusorischer Selbstberatung vermag auch einer irreführenden, unpsychologischen Beratung, Warnung und Information seitens des Gewissens Vorschub zu leisten, ebenso wie eine erkenntnisreiche Selbstaufklärung die Gewissensorientierung fördern kann. Schon daraus ist ersichtlich, daß der Fortschritt in der Erkenntnis der Seele, der sozialen Verhältnisse und Institutionen, der Erde und der sichtbar zugänglichen Welt zu den wesentlichsten Bedingungen der Gewissensentwicklung gehört. — Insbesondere ist die psychologische Verfeinerung des Gewissens und dessen Sensibilität für Änderungen und Schattierungen der eigenen und fremden Gefühlsvorgänge teils von der psychologischen Gesamtorientierung, teils von der Vervollkommnung der physiognomischen Beobachtung abhängig. Die falsche Beurteilung eines Antlitzes und der Gebärden oder ein rein psychologisches Mißverständnis können sowohl zu ungerechten wie bloß zerstörenden Wertungen der fremden oder eigenen Handlungsweise führen. Gewöhnt sich das Gewissen an solche unobjektive Wertungen, so kann es aus einer Selbstwehr und einem Schutz der anderen zu einer gefahrvollen Schädigungsfunktion werden. Seine Kraft und Macht hat eine lebensfördernde Bedeutung, nur sofern sie von objektiver Erkenntnis der Physiognomien und Charaktereigenschaften, der Gefühle und Arbeitsweisen geleitet werden. Innerhalb eines desorientierenden, lebensfeindlichen, die Roheit fördernden Gewissens kann der Verstoß gegen

die ethischen Gebote die Seele manchmal höher bringen als die Befolgung der Befehle und Warnungen dieses schlechten und rohen Ratgebers. —

Die Selbstberatung kann zur Selbstkritik anspornen. Mithin kann auch das selbstberatende Gewissen — zum Teil infolge der Neigung zur Selbstkritik auf nichtethischen Gebieten — selbstkritisch bis zur Skrupulosität werden. Wie das kritiklose Gewissen, kann auch das unobjektiv oder übertrieben selbstkritisierende zur Schädigung der Menschen und seiner Umgebung führen. Es kann eine Lähmung des Willens und eine durch Furcht und Bangigkeit gefälschte Beurteilung der eigenen Handlungsweise hervorbringen.

Art und Weise der allgemeinen, somit auch der ethischen Selbstkritik hängen von der Stufe der wissenschaftlichen, insbesondere psychologischen Entwicklung des einzelnen und seines Zeitalters ab, dabei aber auch in hohem Maße vom Grade der Macht herrschender Institutionen, sofern sie die Freiheit des Urteils und dessen Äußerung einschränken oder erweitern. Wie alle Selbstbeurteilung ist nämlich auch die Gewissenskritik der eigenen Handlungsweise von der Freiheit des Wortes, von der Art und Entwicklung des logischen Urteils überhaupt und insbesondere von der Beurteilung anderer Menschen und Wesen abhängig. Infolgedessen haben belehrende, geschichtliche und satirische Schriften einen überaus großen Einfluß auf Art und Weise der Selbstkritik im Gewissen geübt und dessen Neigung zur Selbstsatire und Selbstironie entweder geweckt oder wenigstens gesteigert. Aristophanes, der Ekklesiast, Dante, Cervantes, Tragiker und Lustspieldichter wie Shakespeare und Molière, selbst epische Dichtungen wie die Ilias, die Odyssee und Kalewala haben zahlreiche Schattierungen der boshaften oder gutmütigen, sanften oder scharfen und spitzen Satire und Ironie für die Gestaltung des Gewissens geliefert.

Haben zur Zeit der Reformation die Schriften eines Luther, eines Ulrich von Hutten und Erasmus in dieser Hinsicht nicht immer segensreich gewirkt, so war der Einfluß französischer Enzyklopädisten, die Kritik eines Voltaire, eines Diderot meist ungleich zersetzender, raffinierter und die Skepsis fördernder. —

Die mehr und mehr um sich greifende, vielfach berechtigte und schöpferische, aber ebenso häufig unobjektive, alles zermalmende Kritik der Reli-

gion und der Wissenschaft, der Hingebung und des Idealismus haben nicht nur die Tendenzen des Gewissens bei Unzähligen egoistisch eingeengt; sie haben zugleich die skeptische, tiefere altruistische Regungen bespöttelnde Selbstsatire und Selbstironie des Gewissens maßlos gesteigert und diesem zerstörenden Verhalten die landläufigen kritischen Wendungen der „Aufklärung" oder „Reaktion" geliehen. — Dieser Überwucherung des Gewissens durch egoistische, unreligiöse, würgende Selbstkritik wurde zuletzt durch anarchistische und nihilistische Lehren, durch Schürung des Klassenhasses, des Völkerhasses, durch Abschwächung der Menschheitsliebe gefördert und um neue Schattierungen des Niederganges bereichert. —

Sofern das Gewissen darauf ausgeht, den Menschen zu ändern, um ihm eine größere Fähigkeit der Selbsterhaltung oder Selbstvervollkommnung zu verleihen, ist es eine Abart der Selbsterziehung, mithin von der Art und Weise der Erziehung abhängig, die ein Mensch den andern und sich selbst angedeihen läßt. Ist jemand beispielsweise gegen seine Zöglinge streng, so wird er in seinem Gewissen auch gegen sich streng sein, wenn er dieses Erziehungsverhalten für das höhere hält, oder wenn er glaubt, daß die für ihn maßgebenden Autoritäten und seine Umgebung ihn dafür achten, loben, bewundern werden. Dagegen wird er in seinem Gewissen um so nachgiebiger und laxer gegen sich auftreten, je mehr er die anderen foltert, wenn er dabei weder an seine Erziehungsweise noch an deren Anbeter glaubt, und wenn er die Meinung der anderen nicht zu fürchten braucht. Da man in seinem Gewissen kaum belauscht werden kann, so ist bei grobfühligen Menschen diese Furcht nur wenig ausgebildet.

Die milde, liebevolle aber bestimmte Erziehung der Kinder kann auch in der Selbsterziehung, somit im Gewissen Nachahmung finden, sofern sie aufrichtig ist und zum Ziele führt. Ein feinfühliger Mensch bedarf nicht der Rute, um sich zu erziehen. Es genügt ihm, sich die Leiden der Menschen zu vergegenwärtigen, um für sie zu arbeiten und sein Mitgefühl zu erweitern; es genügt ihm, den Seelenreichtum, das schöpferische Können, die Heiligkeit anderer zu ahnen, um der Vervollkommnung nachzustreben.

Will man also einen Menschen vor einem Foltergewissen bewahren, ohne ihn um die Bestimmtheit, Feinfühligkeit und Festigkeit

des Gewissens zu bringen, dann suche man seine Fähigkeiten zu Mitleid und Liebe, zu Verständnis der anderen, zu Wissenschaft, Kunst und Religion nach Möglichkeit zu entfalten. Wo nämlich die starke Neigung zum Höheren da ist, braucht sie nicht erst erzwungen zu werden, und ein Abirren vom guten Wege kann um so leichter ohne Strafe und Drohung beseitigt werden.

Die Worte und Gebärden, welche der Mensch eindrucksvoll und häufig anwendet, während er im Selbstverkehr seine eigene Seele und deren Ausdruck erzieht, übergehen zum Teil auf die Selbsterziehung im Gewissen. Sagt er gewöhnlich zu sich: „Diese Landschaft wirst du mir schön malen" oder „diese Symphonie muß unbedingt schön werden", dann können diese Formen des rein künstlerischen Selbstgebotes auf den ethischen Selbstbefehl übergehen: „Diese Handlung wirst du mir liebevoll ausführen" oder „dieses Verhalten muß unbedingt gütig werden."

Ist der Musiker sehr gewöhnt, während der künstlerischen Selbsterziehung beziehungsweise Selbstgebote als Symbol des erwarteten Schönen über die Seiten eines Instrumentes zu streichen oder über die Tasten zu gleiten — so wird er oft auch im Gewissensverhalten diese Bewegung als Symbol der erwarteten Güte wirklich oder in Gedanken ausüben. Ähnlich vollführen Plastiker in ihrem Gewissen nicht selten Gebärden der Pinselführung oder des Modellierens als Merkmale der erwarteten, beschlossenen ethischen Vervollkommung.

Selbst die instinktivsten Rhythmen des gewohnten Komponierens, der handwerksmäßigen oder künstlerisch plastischen Arbeit und vorzüglich des Dichtens teilen sich meistens auch dem Ausdruck des Gewissens in Sprache und Gebärde mit. Sofern also aus den musikalischen, plastischen und dichterischen Schöpfungen die individuellen Lebensrhythmen erraten oder erahnt werden können, vermag auch der instinktivste Gewissensrhythmus der Schöpfer wenigstens ahnungsweise rekonstruiert zu werden.

Als Selbstverkehr ist das Gewissen besonders in seinen vorbeugenden, beratenden, aufmunternden und tröstenden Formen eine Zuflucht des Vereinsamten, des ungerecht Verfolgten, des Mißverstandenen und Verkannten.

Sofern es sich aber gegen die eigene Handlungsweise des Menschen wendet, beschwört es die eigene Einsamkeit oder Vereinsamung in bezug

auf die mißbilligten Willenserscheinungen herauf, oder die Isolation des Mißbilligten in bezug auf das richtende, strafende, verurteilende Gewissen. Je objektivere Ratschläge, je reichere Menschenkenntnis das Gewissen bietet, desto mehr kann es als hilfreiches Wesen erlebt werden, ein Wesen, welches vor Vereinsamung schützt, indem es dem einsamen Selbstverkehr möglichst vielseitige künstlerische, psychologische, religiöse Anregung verleiht und nicht selten den Einsiedler seinen Verwandten, Freunden oder Schülern zurückgibt.

Es ist leicht zu ersehen, daß die Formen nichtethischer Isolation wenigstens in vielen Merkmalen auf den einsamen Selbstverkehr des Gewissens übergehen. So vermag die Isolation aus „Überlegenheit" im Gewissen zu dessen Einsamkeit oder Vereinsamung aus Überlegenheitsgefühl zu werden, dem sich Gefühle des Ausnahmeseins beziehungsweise der Genialität anschließen können. —

Je mehr die Repräsentanten der Gewissensstimmen den Bildern von erdenfernen Bereichen des Himmels, der Unterwelt, des Jenseits, den Ahnungen von Menschen der Vergangenheit und Zukunft entnommen sind oder auf subjektiver Fiktion beruhen, desto traumhafter, visionärer werden die Stimmungen des Gewissens und seine Isolation.

Die Keime des Tiefbewußtseins entsenden dann um so leichter und in reicherer Verstrüppung Wurzeln, Keimlinge, Blüten ins volle Gewissensbewußtsein empor, neue Beleuchtungen und Farben, schöpferische Urteile und Antriebe heraufbeschwörend. Diese führen meistens mit größerem Erfolge als die Gewissensrepräsentanten der irdischen Gegenwart zur Läuterung und Erneuerung. Nur Menschen, von deren Seelengewalt einzelne und Gruppen in ihrem Innersten erschüttert und fürs Leben umgestaltet werden, können auch des Gewissens erneuernde, zur Hochvollendung leitende Meister sein; sie können es durch Einfluß von außen, noch mächtiger aber als Gestalten der Gewissensstimme.

Je gewaltiger, vielseitiger, geheimnisvoller diese Großmächte des Himmels und der Erde dem Bewerteten im Gewissen erscheinen, desto traumhafter kann ihm seine, der empfundenen Beschränkung und Seelengeringheit entsprossene Einsamkeit vorkommen. Es ist, als wäre er nicht mehr unter Menschen, wie sie im wahren Leben mit all ihren Nichtigkeiten des Alltags die Zeit hinbringen — es ist als verlöre er sich im Traum oder Himmel. —

430

Die alten Formen des Gewissens, die unter dem Einfluß des Merkantilismus, der rohen Kämpfe des Krieges und der Gewaltmittel rachsüchtiger Stände, Gesetze und Götter entstanden sind, werden durch wachsende Erkenntnis, durch größere Entfaltung der Erziehungskunst und Religion geistigeren Gestalten Raum geben. Die zerstörende „Strafe" und „Rache" des Gewissens wird vor der aufbauenden, kraftvollen Selbsterziehung weichen; die merkantile „Pflicht", welche Belohnung beziehungsweise Bestrafung in Aussicht stellt, wird wenigstens in feinfühligen Seelen von freier, liebevoller Hingebung an die wohlwollenden Ratschläge und Warnungen des Gewissens verdrängt werden; „Gebote" und „Verbote" werden auf ein unvermeidlich erforderliches Mindestmaß reduziert und ihrer Drohung die brutalen Formen furchteinflößender Leidenschaft genommen werden. Nur zeit- und wortsparende Befehlsformen, die der Kürzung einer drohungslosen, wenn auch leidenschaftlichen Mitteilung dienen, müssen auch fernerhin in reichlichem Gebrauch verbleiben. Neben imperativen werden informative, neben strengen auch milde Formen der Willenslenkung geübt werden. Dem Entgegenkommen aus Vertrauen in das Gewissen, aus Liebe, Einsicht und Hingebung wird sich ein entsprechendes Maß friedlicher, wohlwollender Belehrung seitens des Gewissens zugesellen. Die niederen Formen eines rachsüchtigen, nüchternen Gesetzes und einer ebensolchen Gerichtsbarkeit im Gewissen werden durch künstlerisch psychologische Aufklärung über die eigene Handlungsweise und durch innerliche Reue ersetzt werden.

Sofern auch die Institutionen des Staates, des Gesetzes, der Religion und der Arbeit mit dem Wachstum der allgemeinen Entwicklung geistigere Gestalt annehmen müssen, werden auch deren verfeinerte Züge auf die höhern Formen des Gewissens unterstützend und mitgestaltend übergehen. In Fluch und Schimpf und wilder Leidenschaft könnte sich ein so vergeistigtes Gewissen nicht ergehen. Tiefe Reue, Energie des Gewissensvertrauens, Festigkeit und Sicherheit der Wertung werden an Stelle der Furcht und Feigheit treten. Es müßte auch statt brutaler Formen, Antlitze, Gebärden — ernste, liebevolle und heilige Physiognomien, anstatt geistloser, unkünstlerischer Worte, Sprachmelodien und Rhythmen — poetische, bedeutsame und innerlich religiöse erlangen.

Wenn wir im Gewissen Einkehr halten, soll nicht eine Schar von Schergen über uns herfallen!

Wie in einem Tempel sei es da, wo Sonnengestalten uns empfangen. Dann werden uns Angst und Schrecken nicht foltern, die Zuversicht in eine Besserung, den Willen zur Wandlung nicht nehmen. Uns wird der Geist der Erneuerung, der Wunsch nach Heiligung erfassen; uns wird eine Andacht erfüllen, in der kein schlimmer Gedanke, kein selbstzerstörender Geist, keine Grausamkeit gegen sich gedeihen.

Siehe II. Teil, S. 107—120 und 121—135

431

Wie die Willenserscheinungen in bezug auf ihren „Egoismus" und „Altruismus", so können diese hinsichtlich ihrer „Erfolge", „Folgen", ihrer „Wirkungen" und „Einflüsse" gewertet werden.

Egoismus und Altruismus können einer Willenserscheinung nur dadurch einen „Wert" verleihen, daß sie vorher, durch die Erkenntnis ihrer Wirkungen auf das Leben, eine eigene Wertung erfahren haben. Eine solche Wertung kann infolge ihrer Bezugnahme auf Wirkungen, Folgen, Erfolge als „Folgenwertung" bezeichnet werden.

Was selbst nicht gewertet wird, mithin keinen „Wert" hat, vermag einem andern Ding oder Vorgang keinen zu verleihen. Hätten also Eigennutz oder Mitgefühl weder positiven noch negativen „Wert", so könnten sie für Absichten und Ziele durchaus nicht wertgebend werden.

432

Die ethischen Gefühlswerte, die der „Egoismus" und der „Altruismus" der Wollung verleiht, können also unmittelbar und ursprünglich nur aus nichtethischen Werten (der Entwicklung, Erhaltung, des Gefühls) entspringen, welche dieser „Egoismus" und „Altruismus" für den ihn Erlebenden besitzt; somit aus nichtethischen Folgenwertungen des „Egoismus" und „Altruismus".

Da die Folgenwertungen der Eigenliebe und des Mitgefühls aus zahlreichen eindrucksvollen Erfahrungen und Einsichten entstehen und auch nach der Bildung des ethischen beziehungsweise gewissensartigen Verhaltens sich weiter fortsetzen oder entfalten, so können sie nicht dem Gedächtnis und der Erinnerung völlig entschwinden. Das ethische Verhalten und das Gewissen sind also eine Wertung der Absicht, des Zieles beziehungsweise einer ganzen Willenserscheinung im Hinblick auf Folgen-

werte des Altruismus oder Egoismus, auf Werte, die aber teilweise vergessen, andernteils kaum bewußt nachklingend mühelos übersehen und unbeachtet gelassen werden können. Sieht man von einem Vorgang ab, so muß er auch dann wenigstens kaum bewußt nachwirken, sofern er einen Eindruck hervorgebracht hat.

Je voller die gewohnte ethische Wertung von der Folgenwertung ihres Egoismus oder Altruismus absehen läßt, desto blinder ist ihre autoritative Kraft, desto weniger einer unterscheidenden Wertungsanwendung von Fall zu Fall fähig. Sie wertet im extrem absoluten Fall ausschließlich in bezug auf den Altruismus oder Egoismus, unter möglichst unbedingtem Absehen von den jeweiligen Folgen eines besonderen Falles von Liebe, Mitleid, Mitfreude oder Eigenliebe und Haß. Je einseitiger, eindrucksvoller und unwahrer die Folgenwertungen eines Menschen sind, je mehr von andern durch Autorität und Kindheitsempfänglichkeit überkommen, desto mehr stimmen sie mit der allgemein herrschenden Moral überein. Sie können darum bei übereinstimmenden ethischen Wertungen um so leichter als überflüssig übersehen oder fast vergessen werden. Die Billigung beziehungsweise Mißbilligung der einen Autorität wird durch eine ähnliche einer mächtigeren ersetzt.

Das Absehen von den Folgen des Altruismus oder Egoismus wird durch das Absehen von den Folgen der ganzen Willenserscheinung gefördert und teilweise mitbedingt. Die Folgen der gesamten Willenserscheinung müssen nämlich auch die der altruistischen oder egoistischen Eigenschaften der Absichten mitenthalten.

Da aber ein großer Teil der Folgen und Erfolge einer Handlung ganz unabhängig von den Absichten oder ihren Gefühlseigenschaften ist, so bildet sich eine Neigung, die ethischen Wertungen und Urteile möglichst scharf von den Erfolgswertungen der ganzen Willenserscheinung zu sondern, um nicht „unobjektiv" und „ungerecht" zu werden. Es läßt sich nämlich schwer, oft gar nicht aus Folgen und Erfolgen einer Handlung auf deren Absichten oder gar Gefühlseigenschaften schließen. Erreicht dieses Unterdrücken der Folgenwertungen in bezug auf die gesamte Willenserscheinung und im Hinblick auf deren Altruismus oder Egoismus ein gewisses Übermaß, wodurch eine möglichst „reine" Moralwertung erzielt werden soll, dann muß daraus ein stereotypes, aller unterscheidenden Berücksichtigung des Lebensreichtums bares Gewissen hervor-

wachsen. Es muß ein Gewissen entstehen, welches nur in bezug auf abstrakte Typen der altruistischen oder egoistischen Merkmale wertet, aber auf deren jeweilige individuelle Gestaltung fast keine Rücksicht nimmt.

433

Je nachdem das Individuum durch Anlage und Übung zum Egoismus oder Altruismus geneigt ist, werden seine Wertungen in bezug auf eigenes Leben durch seine Wertungen im Hinblick auf nicht eigenes Leben mehr oder minder zum Vorteile des Egoismus oder Altruismus mitbedingt.

Ein Mensch von großer Fähigkeit, sich in fremdes Leben liebevoll zu versenken, wird nicht die Bedeutung der Dinge für eigenes Leben werten, ohne die Bedeutungen für das Leben anderer ins Auge zu fassen.

Diese Fremdbedeutungen werden dann von ihm als Miteigenschaft der von ihm gewerteten Dinge oder Vorgänge empfunden und seine Wertung dieser Eigenschaft gemäß modifiziert und gestaltet. Ist das Gewertete nur für manche vorteilhaft und erwünscht, dann wird die positive Bedeutung für den Wertenden entweder durch die größere Anzahl der geförderten oder durch deren höhere Entwicklungsstufe beziehungsweise durch subjektive Sympathie für Familienverwandtschaft, Freundschaft oder andere Gemeinschaft entsprechend erhöht. Welche von diesen Steigerungsmotiven im Wettkampf siegen, hängt von der psychologischen Unterscheidungsgabe, vom Reichtum der Phantasie und Gefühle, von Intensität und Umfang der Vollkommenheitsbedürfnisse ab.

Ein eigensüchtiger Mensch dagegen, durch die für andere vorteilhafte Bedeutung einer Sache, eines Vorgangs aufmerksam geworden, wird diese Vorteile sogar auf Kosten der anderen sich selbst zuzuwenden suchen. Ist er gleichgültig, dann wird seine Wertung durch die Kenntnis der Fremdbedeutung fast gar nicht berührt; ist er weniger stumpf, dann wird ihm diese eine geringe Unlust bereiten und den Wert um ein weniges verringern. Ist er aber gehässig, so wird der Wert durch fremde Vorteile bedeutend herabgemindert, durch deren Beseitigung erhöht. —

434

Da also für Wertungen hinsichtlich eigenen und fremden Lebens ein wahres oder falsches „Wissen" um die Wirkungsweise des gewerteten Gegenstandes und der von ihm erzeugten, wertgebenden Lebensänderungen

unumgänglich ist, so werden die Wertungen vorzüglich durch begriffliche Erkenntnisse und „Wertorientierungen" mitbedingt. Um die Bedeutung eines Dinges oder Vorganges für eigenes oder fremdes Leben mehr oder minder leidenschaftlich hervorheben zu können, muß eben das zu Wertende vorab irgendwie, scheinbar oder wirklich, bekannt beziehungsweise erforscht sein.

435

Also werden die Wertungen des Egoismus und Altruismus durch begriffliche Erkenntnisse und Orientierungen in bezug auf ihre Wirkungsweisen und die durch diese hervorgerufenen Wandlungen des Lebens wesentlich mitbedingt.

436

Die Beurteilung und Einschätzung des Altruismus und Egoismus in bezug auf ihre Folgen, ihre Bedeutung für Erhaltung, Gefühl und Entwicklung, übt einen mitgestaltenden Einfluß auf Richtung und Art des ethischen Verhaltens aus.

Gelangt zum Beispiel die Überzeugung zur allgemeineren Geltung, daß durch Eigennutz die Selbsterhaltung oder die Selbstentwicklung mehr gefördert werde als durch Mitgefühl und Liebe, so wird hiermit auch der Entstehung und Verbreitung einer ethischen Billigung des Egoismus Vorschub geleistet. Und umgekehrt, die Beurteilung und Einschätzung der „Moral" betreffs ihrer Folgen für mitmenschliches und eigenes Leben hat eine große Rückwirkung auf die logische, praktische, ästhetische Bewertung des Egoismus und Altruismus. Die lebenshemmende Wirkung des Egoismus zum Beispiel wird durch verbreitete Mißbilligung seitens einer herrschenden Moral stark erhöht. Die Kenntnis dieses Umstandes kann zur praktischen Mißbilligung des Egoismus führen. —

Das Drama der Entstehung individueller Inhalte des Gewissens

I. Akt

437

Am Anfang sind die eigenen nichtethischen „Erlebnisse" und nichtethischen „Wertungen". Ist die Übung im sozialen Analogieschließen hinreichend groß geworden, so entstehen aus den Wertungen, die im Hinblick

auf eigenes Leben gemacht werden, die Wertungen, welche sich auf das Leben der anderen beziehen.

Diese entnehmen zunächst ihre Orientierung über Eigenschaften der Dinge und Vorgänge mehr der eigenen Erfahrung und primitiven Denkweise des reifenden Kindes, als fremden Erkenntnissen, denen zu folgen es gar zu schwer oder unmöglich wäre. Das Kind zweifelt noch kaum daran, daß der Nebenmensch ganz gleich wahrnehme und empfinde wie es selbst. Recht lange ist es überzeugt, daß Eigenschaften und Vorgänge, die ihm Lust gewähren, auch für alle andern lustvoll sein müssen, und solche, die ihm unlustvoll erscheinen, auch seiner Umwelt unangenehm sind.

Es wertet also die Dinge im Hinblick auf andere gleich wie in bezug auf sich selbst. Seiner altruistischen Wertung liegen noch dieselben Erfahrungen, Urteile, Orientierungen zugrunde wie der sein eigenes Leben betreffenden.

438

Gleichwohl beginnen fast gleichzeitig mit der Entstehung der Wertung hinsichtlich fremden Lebens in das Bewußtsein des Kindes nichteigene, nichtethische „Wertorientierungen", „Wertschätzungen", „Wertbeurteilungen" einzudringen; namentlich um so häufiger, komplizierter und objektiver, je größer seine soziale Analogieschlußentwicklung, seine Anlage dafür und sein Verkehrskreis ist.

439

Manche seiner „Orientierungen" und „Wertungen" werden von den herrschenden „Erkenntnissen" und „Wertungen" seiner Umgebung modifiziert, andere werden verdrängt und an ihre Stelle treten die „Sieger", die „Beherrscher" der Umgebung.

440

Inzwischen hat sich das Individuum hinreichend entwickelt, um den eigenen und nichteigenen „Egoismus" und „Altruismus" werten zu können, es ist aber noch nicht hinreichend selbständig und frei, um schon diesmal von den nichteigenen „Erkenntnissen" und „Schätzungen" nicht beherrscht zu werden: es werden ihm fremde, allgemein herrschende „Orientierungen", „Wegweiser" und „Schätzungen" in bezug auf den „Egoismus" und „Altruismus" aufgedrungen.

441

Da die ethische „Wertung" als „Erfolg" beziehungsweise „Folge" des „Egoismus" und „Altruismus" auftritt, so übergeht sie als „Erfolgs"-beziehungsweise „Folgenschätzung" auf den „Egoismus" und „Altruismus" und befestigt sich selbst auf diese Weise.

442

Demnach bilden die allgemein herrschenden „Erkenntnisse" und „Schätzungen" in bezug auf den „Egoismus" und „Altruismus" eine Richtschnur im Sinne und zum Vorteile der allgemein herrschenden „Moral".

443

Die dem Individuum am Anfang seiner Gewissensentwicklung aufgedrungenen „Erkenntnisse", „Wegweiser", „Wertungen" in bezug auf „Egoismus" und „Altruismus" geschehen also im Sinne der in seiner Umgebung herrschenden „Moral".

Siehe II. Teil: „Zum Drama" S. 137—143

II. Akt

444

Unmittelbar an die Entstehung der aufgedrungenen „Wertung" des „Egoismus" und „Altruismus" knüpft sich die Entstehung des eigenen „Gewissens" im Sinne der herrschenden „Moral" nach Inhalt und Form. Die aufgedrungene „Wertung" des „Egoismus" und „Altruismus" übergeht auf die eigene ethische „Wertschätzung": es entstand das eigene individuelle ethische Verhalten.

445

Dieses individuelle „ethische" Verhalten befestigt sich mit rapider Schnelligkeit zum „Gewissen", da es in die soziale Gesamtheit allgemein herrschender „Moral" als inhaltlich und formell mit ihr übereinstimmende Funktion eintritt und von ihr getragen wird.

446

Vermochte das Individuum dem mächtigen Wogenandrang allgemein herrschender „Meinungen" und „Schätzungen" nicht zu widerstehen,

so konnte es am allerwenigsten den meist befestigten „Schätzungen", namentlich dem allgemein herrschenden „Gewissen" Widerstand leisten.

III. Akt

447

Die Entwicklung eines Individuums geht gewöhnlich in allgemein herrschenden Richtungen vor sich und wird meistens von allgemein herrschenden Entwicklungsgrenzen gehemmt. Diese Geistesträgheit trägt wesentlich dazu bei, daß das einmal eingedrungene „Gewissen" bei den meisten durch ihre Fortentwicklung nur mehr und mehr befestigt wird.

448

Nur selten überschreitet die Entwicklung eines Individuums die allgemein herrschenden Schranken, und geschieht es einmal, so reißt dennoch der neue Entwicklungslauf die „ehrwürdig und unantastbar" gewordenen ethischen „Schätzungen" fast nie mit sich fort.

449

Schon häufiger kommt es vor, daß eine große Änderung der Naturerkenntnis und der religiösen Weltanschauung eine Schwankung des Vertrauens in bezug auf die Autorität des allgemein herrschenden „Gewissens" erweckt, ohne aber zur entsprechenden Änderung der Gestalt und Antriebsrichtung des Gewissens zu führen.

IV. Akt

450

Das Gewissensproblem wird meistens durch Ermüdung aufgehoben; das alte „Gewissen" wird in seine alten Rechte eingesetzt und aufs neue befestigt. Nur bei eminent großer Entwicklungsfähigkeit wird das „Gewissensproblem" durch die Gewissensreform beziehungsweise Moralreform und nur höchst ausnahmsweise durch eine Gewissensrevolution beziehungsweise Moralrevolution theoretisch und praktisch gelöst.

451

Die Moralreform beruht auf Wiederherstellung verschwundener Wertdirektiven und Formen des „Gewissens", die Moralrevolution auf Ersetzung herrschender Direktiven und Formen des „Gewissens" durch neue.

452

Da lediglich der Egoismus und Altruismus in bezug auf diese oder jene Lebensänderungen zum Objekte ethischen Verhaltens werden können, so vermag eine Moralreform beziehungsweise Moralrevolution vorzüglich durch Reform beziehungsweise Revolution der Meinungen, Überzeugungen und Wertschätzungen in bezug auf Egoismus und Altruismus, somit auch in bezug auf die menschlichen und menschheitlichen Lebensänderungen mitbedingt zu werden, demnach auch durch Orientierungs- und Schätzungsänderungen in bezug auf das Moralverhalten überhaupt und in bezug auf das allgemein herrschende „Gewissen", welche Orientierungs- und Schätzungsänderungen analoge in bezug auf Egoismus und Altruismus hervorrufen können.

V. Akt

453

Mit der Zeit kann das reformierte beziehungsweise revolutionierte „Gewissen" vom Schöpfer auf unmittelbar Mitverstehende beziehungsweise Apostel und von diesen auf andere übergehen, das heißt das erneuerte beziehungsweise neue „Gewissen" wird allgemeiner, eventuell allgemein herrschend.

454

Das Allgemeinwerden des neuen Gewissens kann die Befestigung desselben beim Schöpfer und den unmittelbar Mitverstehenden mitbedingen.

Die Entstehung einer wesentlich neuen Gewissensrichtung ist zwar teilweise an das eindrucksvolle und rasche Aufkeimen neuer Autoritätsmerkmale gebunden, ohne jedoch die alten plötzlich und restlos zu verdrängen. Diese bilden vielmehr eine stützende, wenn auch in mancher Hinsicht hemmende Ergänzung der werdenden Moralkraft, und kommen nach deren völliger Erstarkung großenteils in Wegfall.

Das Gemeinschaftsantlitz entstehender, moraländerner oder religiöser Gruppen ist so eindrucksvoll suggestiv, daß es seine autoritären Züge der werdenden Moralweise mit großer Schnelligkeit und oft noch machtvoller aufprägt als die älteren und uralten Überlieferungen. Mehr und mehr werden die widersprechenden, veralteten Elemente durch neue verdrängt, ersetzt und durch die bleibenden um so wirksamer unterstützt.

In ihrem Kampfe gegen die rückschrittlichen Gemeinschaftsformen der Moral finden deren neue, geistige Autoritätszüge auch in den Träumen, Hoffnungen und vorbildlichen Idealen, die in der Seele neureligiöser Gruppen auf Gesellschaftsordnungen der Zukunft Bezug haben, eine mächtige Förderung.

Siehe II. Teil: „Zum Drama V. Akt", S. 144

455

Die bisherige Kenntnis der sogenannten altruistischen und egoistischen Erscheinungen war ungemein nebelhaft und schattierungslos. Die feineren Zweige und die zartesten Blüten dieser Welteschen, deren Wurzeln in fernster Urzeit ruhen, deren Kronen die Menschheit und die Welt umfassen, sprießen und wachsen fast unbemerkt und ohne Beachtung zu finden.

Das ungeübte Seelenauge der Menschen hatte bisher mit dem Unterscheiden, Berücksichtigen und Werten der dicken Stämme und derben Äste vollauf zu tun.

Ob jemand überhaupt „liebt" oder „haßt", an fremden oder eigenen Nutzen denkt, das herauszufinden war schon das höchste an psychologischer Beurteilung, zu dem man sich emporgeschwungen hatte. Aber über den engen Zauberkreis dieser leersten und allgemeinsten Bestimmungen hinaus auch noch die unübersehbar mannigfaltigen Arten und Schattierungen des „Mitgefühls" und der „Abneigung", der „Liebe" und des „Hasses", der „Gleichgültigkeit" und „Selbstsucht" zu beobachten und verstehen zu lernen, das ging offenbar über die Fassungskraft und noch mehr über die Trägheit des in wissenschaftlich psychologischer Hinsicht so ungestützten Menschen.

Wurde er doch in all diesen brennendsten Fragen des seelischen und praktischen Verkehrs selbst von den größten Religionsstiftern, Philosophen und Kulturgestaltern völlig im Stiche gelassen.

So blieb er hierin auf sich allein gestellt, auf das schwache Lichtlein der eigenen Alltagsorientierung angewiesen und mußte daher in der Dunkel-

heit tappen und straucheln. Beim winzigen und blassen Scheine solcher Kerzchen kann man nicht eine Welt von Nuancen und seelischen Zügen gewahren, geschweige denn übersehen oder beurteilen.

Es blieb daher bei einer groben, barbarischen Unkenntnis der menschlichen Gefühle und Wollungsmotive, einer psychologischen Finsternis, in der alles ineinander verschwimmt und miteinander verwechselt wird, ein Chaos von fälschenden Generalisierungen, einen Mahlstrom von Urteilsverwirrung erzeugend. Was Wunder, daß sich bei diesem Stand der Dinge fast keiner ins freie Meer der unabsehbaren Willenswogen hinauswagte, daß jedermann seine wertenden Fühler ins Schneckenhäuschen vorsichtig einzog und sich mit dem stumpfen Betasten weniger Wollungsgerüste begnügte? Was Wunder, daß sich bei dieser nebelhaft leeren Anschauung der altruistischen und egoistischen Vorgänge eine in vielen wesentlichen Hinsichten lebensgefährliche und entwicklungshemmende ethische Wertungsweise herausbilden mußte? Nur durch eine neue, schattierende, vielverzweigte Orientierung, wie sie im folgenden und im zweiten Teil geboten wird, kann daher zur wesentlichen Wandlung der Alltagspsychologie bezüglich des mitfühlenden, feindlichen, eigensüchtigen und gleichgültigen Verhaltens und hiermit zur lebensumwälzenden Neugestaltung der „Moral" und des „Gewissens" geschritten werden. —

456

Der Mensch kann aus den Äußerungen der Mitindividuen Vorstellungen, Wahrnehmungen und Gefühle derselben analog erschließen. Diese sozialen Analogieschlüsse können das Vorkommende rein oder falsch kopieren[1].

457

Die erschlossenen, mitmenschlichen Lebenskomplexe können den bisher selbst erlebten ähnlich oder unähnlich sein, aber ihre Elemente müssen immer denen der selbsterlebten gleichen.

458

Je nach der Entwicklung des Menschen und des Verkehrsobjektes sind diese sozialen Analogieschlüsse:

[1] Siehe Anmerkung über das Kopieren in „Einsamkeit" (zu Abschn. 20).

1. mehr oder minder kompliziert,
2. mehr oder weniger häufig,
3. von größerem oder geringerem Inhaltsumfang,
4. mehr oder minder gefühlsintensiv,
5. mehr oder weniger rein beziehungsweise falsch kopierend,
6. mehr oder minder dem „Selbsterlebten" ähnlich.

459

Je größer die Entwicklungsfähigkeit und Entwicklung des Verkehrsobjektes und je vollkommener seine Äußerungsmittel, desto kompliziertere soziale Analogieschlüsse können seine Äußerungen hervorrufen; je größer die Entwicklungsfähigkeit und Entwicklung des Sozialschließenden, desto kompliziertere soziale Analogieschlüsse kann er ziehen.

460

Je größer der Entwicklungsumfang eines Individuums, desto größer kann sein Beobachtungsgebiet sein, desto größer also und mehrseitiger das Gebiet seiner sozialen Analogieschlüsse.

461

Je größer die Fähigkeit der Gefühlsintensität eines Menschen, desto gefühlsintensiver können seine Analogieschlüsse sein.

462

Je komplizierter die Entwicklung des Individuums, desto intensiver die an harmonisch kompliziertere beziehungsweise komplizierteste soziale Analogieschlüsse geknüpften Gefühle.

463

Je größer die Entwicklungsähnlichkeit zwischen dem Sozialschließenden und seinem Verkehrsobjekte, desto größere Ähnlichkeit kann zwischen den rein kopierenden sozialen Analogieschlüssen und den Selbsterlebnissen bestehen.

464

Wo die psychologische Beobachtungsgabe hinreichend gering ist, wo das Verlangen, „bei anderen zu sehen, was man bei sich selbst vorfindet",

größer ist als das Bedürfnis, sich zu orientieren, dort kommen falsch kopierende Analogieschlüsse vor.

465

Das Streben nach Erweiterung des eigenen Erlebnisschatzes durch das Mitgefühl, das Bedürfnis, die Lustgefühle, welche den eigenen Eigenschaften entspringen, durch das Vorfinden ähnlicher Eigenschaften wiederholt zu empfinden, oder der Wunsch, die Selbstschätzung zu erhöhen, erzeugen oft das Verlangen, „sich selbst in anderen zu sehen". Dieses wird dann gewöhnlich zur Quelle vieler unobjektiver Sozialschlüsse, die zum Teil unvermeidlich und sogar entwicklungsfördernd, häufiger jedoch belanglos oder lebenshemmend wirken.

466

Ein eitler, beschränkter Mensch findet so großes Wohlgefallen an allem Tand seines Seelengehäuses, kann sich so wenig ein schöneres, intensiveres, reicheres Dasein vorstellen, als das seinige ist, daß er in allem und jedem am liebsten sich selbst sehen möchte. Die größten Geister, ja selbst Gott und das Weltall sind nicht davor geschützt, ihm als treuester Spiegel seiner Eigenschaften zu dienen. Ist er ein Kritiker, dann wittert er in allen Dichtern, Künstlern oder Denkern dieselben Schwächen, die seinen Charakter und seine Unfähigkeit kennzeichnen; ist der Eitle ein Theologe, so bevölkert er den Himmel mit verstaubten Formeln und unduldsamen, gestrengen Bekenntnisgeboten, von denen sein Dichten und Trachten beherrscht wird. —

Gewöhnlich verbindet sich mit der Eitelkeit auch der Wunsch, gesellschaftlich angesehenen Menschen, allerlei Würdenträgern, Berühmtheiten und Machthabern ähnlich zu sein, und hiermit der Glaube, ähnlich zu sprechen, sich zu gebärden, zu empfinden und zu denken. Ist der Eitle ein geistiger Sybarit, so richtet sich dieser Ähnlichkeitsglaube auf schöpferische, oft historische Größen, in die er die eigenen Schwächen einlegt und bei denen er Schwächen entlehnt, um ihnen erst recht gleich zu werden.

Es gibt aber auch ein Verlangen, sich in anderen zu sehen, welches dem phantasiereichen, künstlerischen, religiösen Insichschauen entspringt, dem unverwüstlich kindlichen Staunen über das „Wunder" des „eigenen Seins", des „Lebens" und der „Seele". Mit so inniger Andacht und solchen Stimmungen geheimnisvoller Erhabenheit werden tiefere Naturen

von diesem „Wunder" bedacht, daß sie es auch in anderen Wesen der Erde und des Himmels suchen und ahnen. Und ist es gleich das Gemeinsame, was sie zu sehen wünschen, so können sie nicht umhin, dabei auch viele rein individuelle, nur ihnen eigene Züge des Geistes in andere Menschen, Wesen und Dinge hineinzuversetzen.

467

Ist das Bedürfnis, „bei sich selbst Vorgefundenes in anderen gar nicht oder anders wiederzufinden" beziehungsweise „das bei anderen Vorgefundene bei sich selbst anders oder gar nicht vorzufinden", größer als das Orientierungsbedürfnis, so entstehen daraus falsch kopierende Analogieschlüsse.

468

„Abneigung" und „Haß", das Streben nach Erhaltung oder Steigerung der „Selbstachtung", Überdruß oder Mißfallen an eigenen Seeleneigenschaften wecken oft das Verlangen, „sich selbst in anderen nicht zu sehen".

Dieser Wunsch bringt oft allerlei mißverständliche oder illusorische Sozialschlüsse, mitunter wesentlich falsche Auffassungen mitmenschlichen und mitirdischen Lebens hervor. —

469

Größere oder geringere Richtigkeit der sozialen Analogieschlüsse, Reichtum oder Armut ihrer bildlichen und gedanklichen Deutung fremden Lebens, die Stufe ihrer psychologischen, künstlerischen, religiösen Auffassung nnd der Grad ihrer Gefühlsintensität sind von Anlage, Entwicklnng und jeweiliger Vorbereitung der Verkehrsglieder und der sie umgebenden Kultur abhängig.

Ist die Beobachtungsgabe des Sozialschließenden objektiv und vielseitig, so kann er sogar aus den Äußerungen und der Physiognomie geistig Armer oft umfassendere, interessantere, wesentlichere Seelenvorgänge erschließen, als ein subjektiver Sozialinterpret aus Worten, Mienenspiel und Gebärden geistig Reicher zu entnehmen vermag. Die Objektivität der sozialen Auffassung wird nur dann durch den künstlerischen Sinn erhöht, wenn dieser nicht bloß einer phantastischen, irrationalen Traumgestaltung einseitig zuneigt. Ist aber der Kunstsinn ausschließlich den auf der Hand

liegenden Wirklichkeiten zugewandt, dann geht dem Sozialschließenden das tiefere und sublimere Verständnis für die wesentlichsten Seelenerlebnisse ab, die am stärksten und verzweigtesten im Kaumbewußten verwurzelt sind.

Kommt der Nebenmensch, kommt ein Freund, ein Verwandter oder ein Künstler, ein Dichter, ein Priester, ein Apostel dem ihn sozial Interpretierenden durch Aufrichtigkeit hilfreich entgegen — so ist der Orientierungswert und die künstlerische Förderungsmacht dieses Beistandes nicht nur von der Fassungskraft und Empfänglichkeit des Sozialschließenden, sondern zugleich von der sprachlichen, künstlerischen, physiognomischen Ausdrucksfähigkeit des Interpretierten, dessen Gabe, sich selbst zu beobachten, zu erkennen und zu verstehen, dessen Kraft, Reichtum und Intensität des Erlebens wesentlich abhängig.

Die Entwicklungsstufe des sozialen Analogieschließens eines Einzelnen ist also das Ergebnis der Wechselwirkung zwischen seiner seelischen Anlage, der Entwicklung und Kulturstufe seiner näheren und ferneren Gruppenumgebung, dem Umfang und der Qualität der aufgehäuften, zugänglichen Arbeitsschätze und Schöpfungen der Menschheit.

470

Aus dem Verfolg der Untersuchung ist zu ersehen, daß mit dem Wachstum der Entwicklung verkehrender Mitglieder einer größeren oder geringeren Kulturgruppe, mit der wachsenden Möglichkeit einer harmonisch vielseitigen Bereicherung ihres Seelenschatzes auch die Fähigkeit des Einzelnen nach Maßgabe seiner Anlagen steigt, objektivere und vielseitigere Sozialschlüsse zu bilden, und an die geistigeren, religiöseren, innerlicheren entsprechend intensivere Gefühle zu knüpfen.

471

Je reicher die Anlage an schöpferischen Kräften ist, desto mehr drängt ihre Entwicklung zum Hervorbringen und Aufbau harmonischer Zusammenhänge.

Es gibt daher Stufen einer geistigen Kräfteentfaltung, die unvermeidlich zur Arbeit an der Förderung der möglichst organischen und reichen Zusammenhänge führen, zur Förderung mitmenschlichen und

menschheitlichen Lebens. Je reicher und großzügiger der Plan eines Seelenaufbaus ist, desto mehr ist dessen Ausführung nicht nur auf positive, sondern zugleich auf negative Maßnahmen angewiesen, welche Eigenschaften und Bestrebungen abwehren oder vorbeugend im Keime ersticken, die der Gesamtheit Schaden bringen und ihre Entwicklung hemmen. Diese Maßnahmen müssen um so sinnreicher und einheitlich zusammengesetzter sein, je komplizierter die Schäden und Feinde sind, von denen die Hemmung und Gefährdung des beabsichtigten Aufbaus ausgeht.

Die Entwicklung der sozialen Analogieschlüsse, der Beobachtung und des Erfassens fremden Lebens kommt mithin sowohl der Anwendung der positiven, wie der Handhabung und Vervollkommnung negativer Mittel des Lebensaufbaus zustatten. Ja in Anbetracht dessen, daß Einzelne und Gemeinschaften so oft in die Lage kommen, sehr raffiniert ersonnene Angriffe oder Anschläge abzuwehren, so hängt die Möglichkeit dieser Abwehr wesentlich von der Fähigkeit ab, die scharfsinnig kompliziertesten Zerstörungsgedanken der Gegner oder Feinde möglichst objektiv zu erschließen, um ihren Angriffen eine wirksame Verteidigung entgegenzustellen.

Aber auch abgesehen davon muß der Mensch im Laufe seines Lebens viele primitive, hemmende Eigenschaften, Dispositionen, Wünsche und Handlungen sowohl bei sich selbst, wie bei Mitmenschen bekämpfen, will er seine eigene oder die mitmenschliche Lebenserhaltung und Vervollkommnung fördern. Um dergleichen Seelengifte auszurotten oder unschädlich zu machen, muß er um so vielseitiger und scharfsinniger in ihr Wesen und ihre Eigenart einzudringen verstehen, je komplizierter sie sind. Es ist also ersichtlich, daß die Entwicklung des sozialen Analogieschließens reichere und vollkommenere Geisteswaffen nicht nur der aufbauenden, sondern zugleich der zerstörenden Verteidigung des eigenen und fremden Lebens an die Hand gibt.

472

Die verhältnismäßig große Einseitigkeit der Anlagen und produktiven Kräfte erzeugt sogar bei den Begabtesten und Edelsten zuweilen einen gewissen Grad von Zerstörungsneigung, die obendrein durch Verwechslung

mit Aufbaugefühlen oder Schaffenstendenzen und durch andere Desorientierungen sehr gesteigert und vervielfältigt werden kann[1].

Diese Zerstörungsneigung erlangt zwar mit der wachsenden Entwicklung der lebensfördernden Sozialschlußfähigkeit, insbesondere derjenigen, die der zerstörenden Verteidigung dient, eine vermehrte und kompliziertere Erkenntnisstütze, findet jedoch in der steigenden Aufbautendenz zugleich eine entsprechend wachsende und immer siegreichere Hemmung und Begrenzung.

Nur bei Menschen von sehr geringer, armseliger Geistesanlage oder sehr verkümmerter Seelenentwicklung stößt das eigene Streben nach Zerstörung um der Zerstörung willen auf einen geringen oder fast keinen Widerstand seitens der Aufbautendenzen, die in ihrer Seele von vornherein einen sehr geringen Platz einnehmen. Aber gerade infolge der Sterilität ihres, dem Aufbau dienenden, sozialen Analogieschließens ist auch ihre sie mehr beherrschende, ausschließlich der Zerstörung und Vernichtung dienende Gabe des Sozialschlusses sehr unorganisch, einseitig und nur wenig entwicklungsfähig. —

Die harmonische Bereicherung, die Vervollkommnung und Entwicklung der Sozialschlußfähigkeit schreitet also nicht mit der Eindeutigkeit einer mathematischen Progression vor. Sie beruht auf einer Erhöhung aller Seelenanlagen, insbesondere der aufbauenden Kräfte. Diese Steigerung bringt jedoch zugleich eine gewisse latente, der Hemmung und Aufhebung des sozial Schädlichen zugewandte Tendenz mit sich, ein instinktiv dem Lebensaufbau dienendes, wenn auch negatives Streben, welches aber, wenn durch primitive Affekte und Desorientierungen irregeleitet, auf das Gebiet der bloßen Lebenshemmung um der Zerstörung willen übergreifen kann. In dergleichen rein negativen Neigungen und Bestrebungen wird sie alsdann um so energischer und leichter im Zaume gehalten, je organischer und vielseitiger die Entwicklung der Sozialschlußfähigkeit gedeiht. —

Mit der sonstigen Seelenentwicklung läuft also die harmonische Bereicherung und Vervollkommnung sowohl der mittels Aufbau, wie der durch Abwehr lebensfördernden Sozialschlußfähigkeiten parallel — während die der bloßen Lebenshemmung dienenden mit dem Fortschreiten der ganzen Seelenentwicklung entsprechend stark zurückgehen müssen.

---

[1] Siehe „Kampf", Abschn. 369.

473

Erreichen die sozialen Analogieschlüsse eine so hohe Intensität des Gefühls, daß sie die Erlebnisse des „Ich-seins", „Nicht-derselbe-seins" und des „Ein-anderer-seins" kaum oder gar nicht zur Abhebung gelangen lassen, so werden sie zu Mitgefühlen: „Mitfreude" — „Mitleid".

474

Wenn die sozialen Analogieschlüsse Gefühle von einer der ihrigen entgegengesetzten Richtung unmittelbar hervorrufen, die Gefühlsintensität des „Ichseins", des „Nicht-derselbe-seins" und des „Ein-anderer-seins" steigern, so werden sie zu Gegengefühlen:

I. Freude an fremder Unlust.
   a) Schadenfreude,
   b) wohlwollende Gegenfreude (wohlwollende Freude an fremder Unlust).

II. Unlust an fremder Freude.
   a) Mißgünstiges Förderungsleid (mißgünstiges Leid über fremde Freude, z. B. Neid),
   b) wohlwollendes Gegenleid (wohlwollendes Leid über fremde Freude).

475

Bewirkt ein Analogieschließen eine derartige Versenkung, ein solches Verlorensein des Augenmerks in den Seelenvorgängen eines Mitwesens oder einer Gruppe, daß gleichsam das fremde Erleben für eigenes gehalten wird und dadurch das Bewußtsein des „Nicht-derselbe-seins", „Ein-anderer-seins", „Ich-seins" kaum oder gar nicht zur Abhebung gelangt, so entsteht zeitweilig ein illusorisches Identitätserlebnis: die aus Worten, Mienen, Gebärden erschlossenen Geistesvorgänge, die bestimmt waren, das Leben eines oder mehrerer anderer Wesen nachzubilden, werden den Äußerungen der betreffenden Verkehrsglieder als Inhalt unterschoben und als eigenes Erlebnis empfunden. Je mehr dabei der Nachdruck auf die Gefühlsfärbung der erschlossenen Anschauungen und Gedanken fällt, desto mehr entweicht für den Augenblick die Erinnerung an den logisch erkenntnisartigen Ursprung ihrer Entstehung, wodurch das Gefühl an Intensität und Illusionskraft gewinnt und aus den

sozialen Analogieschlüssen „Mitgefühle" werden: „Mitfreude" oder „Mitleid".

Damit ein Mitgefühl entstehe, müssen die ihm zugrunde liegenden sozialen Analogieschlüsse auf die Förderung des Lebens, sei es der Erhaltung oder Freude, sei es der harmonischen Seelenbereicherung, der „Vervollkommnung", der „Entwicklung" gerichtet sein.

Denn sind die sozialen Schlüsse und Deutungen auf Hemmung oder Schädigung des Lebens ausschließlich um der Zerstörung und Unlust willen abgestellt — so wecken sie normalerweise das unwillkürliche Bestreben, diese bloße Schädigung oder Unlust, die durch keine äquivalente oder überwiegende Förderung ausgeglichen werden soll, durchaus nicht als eigene mitzufühlen. Infolgedessen veranlassen sie den Sozialschließenden, die unüberbrückbare Kluft, die zwischen ihm und dem zu schädigenden oder hemmenden Leben besteht, so stark zur Abhebung zu bringen, so energisch zu markieren, daß es nicht nur zur Verwechslung des eigenen Lebens mit dem fremden nicht kommen kann, daß vielmehr das Bewußtsein, ein „Anderer", „Nicht-derselbe", ein „Ich" zu sein, beträchtlich steigt. Alsdann gesellt sich der vorausgedachten und eventuell der verwirklichten Befriedigung des Zerstörungsstrebens die Genugtuung hinzu, nicht selbst der Geschädigte oder Gehemmte zu sein: so entstehen im Sozialinterpreten Gefühle, welche in scharfem Gegensatz zu den sozialerschlossenen Gefühlen stehen, die das Hemmungsstreben des zu Schädigenden oder des bereits Geschädigten zeichnen sollen und dessen Äußerung als Inhalt unterschoben werden: die Gegengefühle: „Mißgunst", beziehungsweise „Neid" oder „Schadenfreude." Möchte der Sozialinterpret z. B. die Freude eines Mitmenschen zerstören oder hemmen, so muß er über sie Leid empfinden, d. h. Unlustgefühle des „Neides". Möchte er dagegen die mitmenschliche Unlust erhalten oder steigern, so muß sie in ihm Freude wecken, d. h. Lustgefühle der „Schadenfreude". Die Gegengefühle involvieren mithin dispositionelle oder vorübergehende Zerstörungsstrebungen, wie sie andererseits deren Erhöhung Vorschub leisten. —

Da eine jedwede Arbeit zum Teil auf Ausschaltungen, somit auf Fernhalten und Auflösen beruht, so muß auch ein jeglicher Aufbau solche einbegreifen. Aus solchen Auflösungsstrebungen, die auf einseitigen oder vielseitig harmonischen Aufbau des Gemeinschaftslebens abzielen, gehen Ge-

fühle hervor, die im Gegensatz zum mißgünstigen die Bezeichnung des wohlwollenden Gegengefühls erhalten mögen. So entsteht als Gegenstück zum „Neid" beziehungsweise zum mißgünstigen Förderungsleid die wohlwollende Unlust an fremder Freude (wohlwollendes Gegenleid) und als Gegensatz zur „Schadenfreude" die wohlwollende Freude an fremder Unlust: die wohlwollende Gegenfreude. Denn wünscht man die Erhaltung oder Entwicklung eines Mitlebens, so muß man sich über dessen Unlust freuen, sofern sie wirklich oder vermeintlich Lebensförderung anzeigt, man muß über dessen Lustgefühle Leid empfinden, wenn sie scheinbar oder tatsächlich eine Lebensschädigung kundtun. —

Es ist ersichtlich, daß das „Mitgefühl", als ein dem Lebensaufbau zugewandtes Erlebnis, häufig auch wohlwollende Gegengefühle einbegreifen muß; dies um so mehr, je umfassender und harmonisch reicher der seelische Aufbau beziehungsweise die Entwicklung, auf die es abgestellt ist. Mithin muß mit der harmonischen Bereicherung, mit der Vervollkommnung der „Mitgefühlsfähigkeit" eine entsprechende Bereicherung beziehungsweise Entwicklung der Fähigkeit wohlwollenden Gegenfühlens Hand in Hand gehen. Dies geht übrigens schon aus dem oben geschilderten Naturgesetz hervor, daß die Entwicklung des sozialen Analogieschließens reichere und vollkommenere Geisteswaffen nicht nur der aufbauenden, sondern zugleich der zerstörenden Verteidigung des eigenen und fremden Lebens an die Hand gibt.

Aus der Untersuchung der Sozialschlußentwicklung folgt gleichfalls, daß die Vervollkommnung des wohlwollenden Gegenfühlens auch dem mißgünstigen Gegengefühl einigen Vorschub leisten kann, daß aber die gleichzeitig fortschreitende Entwicklung des Mitgefühls die Mißgunst mehr und mehr im Zaume hält und schließlich nach Erlangung eines gewissen Höhepunktes ihr völlig Einhalt tut.

Mit der sonstigen Seelenentwicklung läuft also die harmonische Bereicherung und Vervollkommnung sowohl der Fähigkeiten des Mitfühlens wie der des wohlwollenden Gegenfühlens parallel, während die Fähigkeiten des mißgünstigen Gegenfühlens, beispielsweise des „Neides" und der „Schadenfreude", mit dem Fortschreiten der ganzen Seelenentwicklung entsprechend stark zurückgehen müssen.

476

Liebe und Haß sind Abarten des Mitgefühls und Gegengefühls. Die Liebe beruht auf einer durch Eindruck oder Übung hervorgebrachten Disposition zu Mitgefühl, der Haß auf einer gleichfalls durch Eindruck oder Übung entstandenen Disposition zu schadenfrohem, mißgünstigem Gegengefühl. —

Beide beruhen auf so tiefer Einwurzelung und Ausbreitung in der Seele, daß ihre Wirkung auf das eigene und fremde Leben gewöhnlich eindrucksvoller und intensiver ist als die eines nicht instinktivierten Mitgefühls oder Gegengefühls.

477

Der Liebende wünscht Erhaltung oder Entwicklung des geliebten Wesens. Aber in vielen Fällen gesellt sich diesem Wunsche, aus besonderem Mitleid, ein entgegengesetzter hinzu. Er läßt den Wunsch nach Erhaltung und Entwicklung oft nur dann zur tätigen Förderung übergehen, wenn er diese auch als einen Wunsch des andern oder wenigstens als übereinstimmend mit dessen Fähigkeiten zu Freude, Glück und Seligkeit ansieht. Denn es kommt nicht selten vor, daß dem Begehren, das geliebte Wesen zu vervollkommnen, sich die Überzeugung entgegenstemmt, der geliebte Mensch müßte durch eine solche geistige Förderung unglücklicher werden. Häufig ist auch der Fall, daß neben dem Verlangen, dessen Leben zu erhalten, aus Mitleid ein Wunsch nach seiner Befreiung von unabwendbaren, unerträglichen Leiden durch einen erlösenden Tod entsteht. Die Liebe ist also nicht immer auf Erhaltung oder Entwicklung, sie ist zuweilen auf Unterlassung geistiger Förderung oder auf Tod und Vernichtung gerichtet. —

Der Haß ist eine ständige Disposition zu schadenfrohem, mißgünstigem Gegengefühl.

Sofern der Gehaßte Unlustgefühle oder Behinderung der Entwicklung verursacht, sucht der Hassende diese Schädigungen durch Hemmung, Entfernen oder Beseitigung abzuwehren, wenn dies mit dem Gegengefühl übereinstimmt. Es gibt aber sogar Fälle, wo zuweilen ein Hassender den Gehaßten fördern und erhalten will, gerade weil dieser leidet. Er wünscht und strebt dann, sein Leben und mit diesem dessen Leiden zu verlängern. Die Liebe kann also unter Umständen auf Vernichtung, der Haß auf Erhaltung des Lebens gerichtet sein.

478

Knüpft sich an einen eigenen Willensvorgang kein Gedanke an dessen eventuelle oder verwirklichte Folgen für mitmenschliches oder eigenes Leben, so kann dieser Mangel an sozialem Analogieschließen als Sonderheit bezeichnet werden.

Häufig verbindet sich die Sonderheit, der Mangel an sozialem Analogieschließen in bezug auf andere mit dem in bezug auf das eigene Leben. Was man in sich selbst zu sehen nicht gelernt hat, dafür hat man auch im Verkehr mit anderen kein Auge, wenn es nicht gerade Eigenschaften sind, die man aus Eitelkeit oder Bescheidenheit eher bei den Mitmenschen als in der eigenen Seele sucht. Aber auch umgekehrt. Vieles beginnt man erst dann in sich selbst wahrzunehmen, nachdem Ähnliches bei Mitmenschen oder sogar bei Tieren und Anthropomorphismen erfaßt wurde. — Die Sonderheit kann durch ewige Begrenzung des Menschentypus und der individuellen Anlagen oder durch zeitweilige Fesselung des Augenmerks seitens eindrucksstärkerer Vorgänge mitbedingt werden. Sie erhält mithin Richtung, Bereich und Umfang durch angeborene und erworbene Eigenschaften, sowohl durch Hemmungen seitens Minderentwicklung und Trägheit wie durch Impulse der Vervollkommnung und der Arbeit. Sie bezieht sich auf das ganze Leben von Einzelnen oder Gruppen oder bloß auf deren Bestandteile; man kann ja manche Vorgänge eines Menschen oder einer Gruppe unbeachtet lassen, während man vielen anderen das größte Interesse entgegenbringt. Es ist sogar unmöglich anders: ein jedes Interesse für ein Erlebnis oder eine Eigenschaft und deren jegliche Berücksichtigung sind an eine Sonderheit in bezug auf zahllose andere Lebensvorgänge des beachteten Menschen und der Menschheit und der Welt gebunden. Daher läßt sich sowohl vom Mitgefühl wie Gegengefühl, sowohl von Liebe wie Selbstsucht wenigstens eine teilweise Sonderheit nicht trennen. —

Sie kann in der Gleichgültigkeit, im Egoismus oder Altruismus ihren Anstoß und Ursprung haben und insofern eine ethische Wertung veranlassen. Sie wird aber unlogischerweise gewöhnlich selbst moralisch bewertet, da man sie meistens mit der seelischen Disposition, mit dem Ursprung, aus dem sie hervorgeht, verwechselt. Am häufigsten wird sie mit Gleichgültigkeit oder Egoismus identifiziert, weil diese Zustände und Anlagen ihre meistverbreiteten Quellen bilden. Diesem Schicksal verfällt

auch das gewaltige Gebiet der Sonderheitsabart, deren Ursprung frei von aller Absichtlichkeit, weder gleichgültig und selbstsüchtig noch liebevoll oder gehässig ist.

Infolge der Verwechslung des ganzen Sonderheitsbereiches mit dem Egoismus wurde alle Sonderheit derselben unterschiedslosen Mißbilligung unterworfen wie das Gebiet der Gegengefühle.

479

Schließt sich an einen eigenen Willensvorgang die Vorstellung von dessen Wirkungen auf mitmenschliches oder eigenes Leben und steigert sich dieser Analogieschluß nicht zum sozialen Analogiegefühl (Mitgefühl — Gegengefühl), so kann dieser Vorgang den Charakter des Indifferentismus bekommen.

480

Selbstliebe und Selbsthaß sind Abarten des Mitgefühls und Gegengefühls. Sie beruhen auf einer durch Eindruck oder Übung hervorgebrachten Disposition zu Mitgefühl mit bezw. Gegengefühl gegen sich selbst.

Die Selbstliebe wird mit Selbstsucht und Eigennutz verwechselt. Selbstliebe und Selbsthaß sind zwar häufig selbstsüchtig, aber es muß nicht deswegen eine jede Selbstsucht die sozialen Gestalten der Selbstliebe und des Selbsthasses annehmen. Die Selbstsucht tritt sogar oft ohne Mit- oder Gegengefühl mit sich selbst auf.

Der angeborene oder erworbene, eingewurzelte dispositionelle Hang zu irgendeiner Abart der Sonderheit, zum Indifferentismus oder Selbsthaß, aber unter Hemmung, Schädigung oder Ausschluß der Anlagen und Dispositionen zur Menschenliebe ist „Selbstsucht", ist „Eigensucht". Also die Ständigkeit der Disposition reicht allein noch nicht hin, um einem beliebigen Vorgang des sich selbst zugekehrten Augenmerks den Charakter der Selbstsucht zu verleihen. Es muß eine ausschließlich liebehemmende oder liebezerstörende Art des Augenmerks sein, soll daraus durch dispositionelle Einwurzelung eine Selbstsucht hervorgehen. Trotzdem wurden eingewurzelte Dispositionen zur liebefördernden Selbstheit, ja sogar zu einer Sonderheit und zu einem Indifferentismus, ohne welche eine Menschenliebe oder Menschheitsliebe gar nicht bestehen könnte, mit Selbstsucht identifiziert. Also nicht eine Disposition zur Selbsterhaltung

und Selbstentwicklung, die aus Liebe zu Menschen oder zur Menschheit entstehen oder die altruistische Liebe vervollkommnen — sondern nur ein ständiger Hang zu einer Selbstförderung, die keinem Mitgefühl mit anderen entspringt und die Anlagen zur Liebe erstickt, kann logischerweise Selbstsucht genannt werden. Sogar geistigen Zielen und verfeinerten Genüssen zugewandt, kann diese, an den Erwerb praktischer Gebrauchswerte gemahnend, den Charakter des „Eigennutzes" erhalten. —

Ihr beharrliches Hinlenken des Augenmerks auf eigene Bedürfnisse, unter starker und ständiger Hemmung einer gefühlsintensiven Rücksichtnahme auf andere, befähigt sie in hohem Maße, die Gestalten mitfühlender und gegenfühlender Selbstbeziehung, der Selbstliebe und des Selbsthasses anzunehmen. Andererseits führen diese aus ähnlichen Gründen, mit Leichtigkeit und häufig zu sonderheitlichen, indifferentistischen und gehässigen Formen der Selbstsucht und des Eigennutzes. Der Selbsthaß wurde nur darum nicht mit ihnen verwechselt, weil er, trotz leidenschaftlicher Hinlenkung des Augenmerks auf sich selbst, weder einer Erhaltungsförderung und Lust noch der Entwicklung dient und in seiner selbstzerstörenden Macht sogar an altruistische Selbstopfer und an liebevolle oder reuige Selbstverleugnung gemahnt. Die vielgeübte Identifizierung der Sonderheit, des Indifferentismus und der Selbstliebe mit der Selbstsucht bewirkte, daß sie sowohl im Sinne dieser Verwechslung wie im Sinne eines gemeinsamen Gegensatzes zum wohlwollenden Altruismus die Bezeichnung „Egoismus" erhalten haben. Der fälschenden, generalisierenden Bedeutung halber, welche diesem Terminus anhaftet, möge auf das gesamte Gebiet der Sonderheit, des Indifferentismus, der Selbstsucht, der Selbstliebe und des Selbsthasses anstatt der landläufigen Bezeichnung „Egoismus" das neue Wort „die Selbstheit" in Anwendung gebracht werden. —

Der Selbsthaß kann nicht selten in verzweifelten Rachekampf gegen andere ausarten und aus selbstsüchtiger, allzu ausschließlicher und nachhaltiger Beschäftigung mit den eigenen Erlebnissen hervorgehen. Er kann auch einer allgemeinen Abneigung gegen diese oder jene menschlichen Merkmale, Züge und Eigenschaften entspringen. Allenfalls vermag er, ebenso wie die Selbstliebe, eine selbstvergessene Versenkung in eigene Zustände zu bewirken, unter Fernhaltung des Augenmerks von anderen Wesen oder unter Hemmung altruistischer, auf andere gerichteter Gefühle. —

Es soll schon hier ausdrücklich hervorgehoben werden, daß es im Verlauf der Untersuchung nicht nur um solche Abarten der Selbstheit (vulgo Egoismus) zu tun sein wird, die aus Stumpfheit, Lieblosigkeit, Gefühlsroheit oder Enge des Gesichtskreises hervorgehen, sondern zugleich um selbstheitliche Vorgänge, deren Quelle in Liebe und Aufopferungsfähigkeit liegt, deren Ausfluß in Handlungen des Mitgefühls mündet.

Siehe II. Teil: „Selbstheit" S. 157—201

481

Die altruistischen Vorgänge setzen selbstheitliche Strebungen der Selbsterhaltung und Selbstentwicklung voraus, die den Aufbau, die Förderung fremden Lebens erst ermöglichen und zu ihm führen.

Dagegen sind sie unwillkürlich oder vorsätzlich gegen solche gerichtet, die der Ausbreitung des Mitgefühls hinderlich sind und mißgünstigen Strebungen entspringen.

Da mit der gesamten Seelenentwicklung die der Lebensförderung zugeneigten altruistischen Dispositionen sich mehr und mehr ausbreiten, dagegen die der bloßen Mißgunst zurückgehen, so muß die individuelle und menschheitliche Entwicklung eine harmonische Bereicherung der mitgefühlsentsprungenen Selbstheit und den Rückgang der mitgefühlshemmenden, aus Mißgunst oder Stumpfheit hervorgehenden mit sich bringen.

482

Sofern Mitgefühle und Gegengefühle, Liebe und Haß, mithin alle wohlwollenden und mißgünstigen Vorgänge nur Modifikationen der sozialen Analogieschlüsse sind, muß die Orientierung, die sich auf diese bezieht, auch für jene Geltung haben.

Mit dem Wachstum der Entwicklung verkehrender Mitglieder einer größeren oder geringeren Kulturgruppe, mit der wachsenden Möglichkeit einer harmonisch vielseitigen Bereicherung ihres Seelenschatzes steigt nach Maßgabe der Anlagen gleicherweise die Fähigkeit des Einzelnen, objektivere und vielseitigere, sowohl aufbauende wie auflösende, aber der mitmenschlichen Lebensförderung, insbesondere der harmonischen Seelenbereicherung dienende Wollungen zu bilden.

Mit der sonstigen Seelenentwicklung geht also die harmonische Bereicherung und Vervollkommnung sowohl der Fähigkeiten des aufbauend

wie des zerstörend lebensfördernden Handelns und Wollens Hand in Hand, während das mißgünstige Tun und Lassen mit dem Fortschreiten der ganzen Seelenentwicklung entsprechend stark zurückgeht.

483

Es möge schon jetzt vorgreifend festgestellt werden, daß sowohl die christlichen und buddhistischen wie die heidnischen und anderen Moralen den hier geschilderten Entwicklungsprozessen unwillkürlich entgegenarbeiteten, indem sie entweder Mitgefühl und Liebe unter Ausschluß der für die Entwicklung des Einzelnen und der Menschheit belangreichsten Selbstheitstendenzen und Gegengefühle bevorzugten oder dem Haß und der Selbstsucht das Wort redeten.

484

Überdies haben die dem Mitgefühl und der Liebe zugeneigten Moralen ihre Urteile und Wertungen auf keiner wissenschaftlich objektiven und keiner reich verzweigten Erforschung der altruistischen und selbstheitlichen Vorgänge aufgebaut. Infolgedessen haben sie den lebensschädigenden Einfluß mancher Abarten des Mitgefühls und der Liebe übersehen und meistens deren unbedingter, unterschiedsloser, fast gar nicht schattierender und fast keine Ausnahmen machender Billigung gehuldigt.

In der hier nachfolgenden und der späteren, ergänzenden Untersuchung soll daher festgestellt werden, wie die unterschiedlichsten Arten des Mitgefühls und der Liebe, des Gegengefühls und der Selbstheit auf Gefühl, Erhaltung und Entwicklung des Einzelnen und der Menschheit einwirken; unter welchen Umständen sie das individuelle oder interindividuelle Leben fördern oder schädigen, aufbauen oder zerstören, in Seelenarmut stürzen oder reicheren Harmonien entgegenführen. Durch Vergleich der solcherweise erforschten, objektiven Wirkungsfähigkeit der Antizipationsgefühle mit deren Einschätzung durch die historisch gewordenen, hervorstechendsten „Moralen" werden auch deren objektive Fähigkeiten erforscht und kritisch festgestellt, ihre Art und Weise, die Erhaltung und Entwicklung des Einzelnen wie der Menschheit zu fördern und zu hemmen. Auf diese Weise kommt immer deutlicher und immer plastischer ein Weg zum Vorschein, der unter Meidung der Irrtümer und Beibehaltung der richtigen Erkenntnisse wie auch der menschheits-

fördernden Ahnungen der bisherigen Haupttypen der Moral zu einem von ihnen wesentlich abweichenden, ungleich vollkommeneren ethischen Verhalten und Gewissen führt.

Um die Sicherheit zu haben, daß die Kritik der bisherigen Moralen wesentlich erschöpfend sei, wurde sowohl auf diese wie auf die Antizipationsgefühle die Beurteilung angewandt, die sich auf alle wesentlichen Typen des uns bekannten Lebens bezieht:

Die Beurteilung und Kritik im Hinblick 1. auf die Gefühle der Lust und Unlust, 2. auf die Erhaltung, 3. auf die harmonische Bereicherung des Seelenschatzes beziehungsweise der Entwicklung.

485

Menschen von sehr beschränktem Gesichtskreis und einseitiger Empfänglichkeit beurteilen oft den Wert oder Unwert eines Gegenstandes bloß nach dem Gefühlsgrade der Lust oder Unlust, die er für den Augenblick gewährt. Es können aber auch kompliziertere und begabtere Naturen im Zustande der Ermüdung, Desorientierung, Leidenschaft oder eines harmlosen Genießens wenigstens vorübergehend diesen Standpunkt einnehmen. Auch soziale Analogieerlebnisse werden häufig so eingeschätzt. —

Je reicher, harmonisch zusammengesetzter und innerlicher das zu beurteilende Mitgefühl ist, desto mehr entzieht es sich auf die Dauer einer so engen Wertung. Ist es einseitig, arm und mehr auf sinnliche und physische als auf geistigere Zustände gerichtet, dann kann es verhältnismäßig leichter eine solche Wertung erfahren. In all diesen Fällen wird die Mitfreude als „gut" oder „angenehm" gewertet, weil sie im Augenblick Lustgefühle gewährt — dagegen das „Mitleid" als „schlecht" oder „unangenehm", sofern es Unlustgefühle wachruft.

Eine Beimengung gegensätzlicher Empfindungen und Gefühle kann auch eine entsprechende Mischung des Wertens herbeiführen. Eine solche wird beispielsweise durch Verbindung der Mitfreude mit gleichzeitigem Mitleid erzeugt oder durch Verwechslung der Mitgefühle mit allerlei Assoziationen, die den individuellen und sozialen Formen der Wertung selbst entspringen.

486

Je mehr ein Mitgefühl die Gestalt einer Strebung annimmt, desto stärker ist der Grad der von ihm ausgehenden Lust oder Unlust an das

„Können" oder „Nichtkönnen" gebunden, welches sich auf die erwünschte Ausführung der zu gewährleistenden Hilfe bezieht. So wird die Unlust des Mitleids durch die Freude am Beistandleisten gemildert, die Lust der Mitfreude durch die Unfähigkeit oder Unmöglichkeit beizusteuern beeinträchtigt.

Da mitfühlende Wollungen stärker auf die Zukunft gerichtet, mithin häufiger an Hoffen und Bangen geknüpft sind als Mitgefühle von geringstem Streben, so ist ihre Lust oder Unlust oft einer intensiveren, energischeren und vielseitigeren Schwankung und Mischung fähig als die der letzteren. Um so mächtiger und erlösender vermag die Erfüllung ihrer Wünsche zu werden.

487

Ist auch die Mitfreude durch Lust, das Mitleid durch Unlust gekennzeichnet, so können beide leicht in entgegengesetzte Gefühlszustände übergehen, wodurch allein schon die Eindeutigkeit ihres Wertes für Einzelne und Gruppen zuweilen günstige, manchmal unerwünschte Einbuße erleidet.

Häufig wird „Mitfreude" zu „Mitleid", „Mitsorge", „Mithaß", dagegen das „Mitleid" zur „Mitfreude", und beide können sich wie alle Gefühle infolge eintöniger, phantasielähmender Wiederholung ihrer Richtung und ihrer Gegenstände abstumpfen, automatisieren, in „Überdruß", „Langeweile" und „Enttäuschung" wandeln. Nichts vermag daher dem Mitgefühl seine Frische, Intensität, Unmittelbarkeit und naive Aufrichtigkeit so schnell zu rauben wie das Festnageln seines Interesses an eine einzige Art des Erlebens, zum Beispiel bloß an Krankheit, eventuell nur an Armut oder an einen einzigen Stand, an einen Beruf, ein Volk, eine Rasse. Das Beschneiden seiner latenten, vielseitigen Betätigungsfähigkeiten durch Sitte, Gesetz, Moral und Vorurteile muß unweigerlich zu deren Ermüdung, mithin zur Verarmung der Gefühle, zur Schädigung der individuellen und sozialen Harmonie der Seele führen. —

488

Ausführungskräftiges Streben des Mitgefühls kann mit der Erlahmung seines Könnens unlustvoll, mit dessen Erstarkung lustvoller werden. Sofern vielseitig harmonische Ausbildung des psychologischen Verständnisses

und des entsprechenden Phantasiegestaltens in den Dienst einer Bereicherung und einheitlichen Vermannigfachung des mitfühlenden Interesses gestellt werden, kommen sie auch den Wollungen des Mitgefühls zugute. Indem sie durch die harmonische Vielgestaltigkeit und den organischen Reichtum der Zielpunkte die Frische und Kraft des Mitgefühls erhalten oder erhöhen, steigern sie zugleich dessen Wollungsenergie und nicht selten die Erfindungsgabe der Ausführung.

489

Wenn die „Mitgefühle" einen allzugroßen Intensitätsgrad erreichen, so können sie Niedergang oder Tod des Mitfühlenden bedingen. Andernfalls fördern sie oft die Entwicklung der psychologischen Beobachtungsgabe und Vorstellungstätigkeit, sofern sie an Mitverstehen oder Begreifen gewöhnen und Augenmerk wie Streben von den Lebensänderungen des eigenen „Ich" hinweg auf die der Anderen lenken.

490

Die Mitgefühle können nicht nur durch die ständig an sie gebundene Eigenschaft psychologischen Schließens und Gestaltens die eigene oder fremde Entwicklung fördern, sie können darüber hinaus diesen Erfolg wesentlich erweitern, wenn sie vorsätzlich auf Bereicherung beziehentlich Entwicklung eigenen oder fremden Lebens in befähigter und orientierungsreicher Weise abzielen. Zuweilen vermag ein Übergang in unwillkürlich und unbewußt entwicklungsfördernde Wollungen ähnliche Früchte zu zeitigen.

Führt aber ein Mitgefühl zu Strebungen, welche auf seelenverarmende Ziele aus sind, dann kann es die harmonische Vielseitigkeit, den geistigen Reichtum des eigenen oder fremden Lebens beeinträchtigen. Alsdann steht die Förderung, die vom Mitgefühl als einer an sich schöpferischen Funktion ausgeht, in keinem nennenswerten Verhältnis zur Größe seines schädlichen Einflusses. —

491

„Mitgefühl" und „Liebe" können zur Unterordnung oder Aufopferung einer (eigenen und nichteigenen) größeren Entwicklung um einer (eigenen oder nichteigenen) geringeren willen führen oder umgekehrt zur Unter-

ordnung oder Aufopferung einer geringeren um einer größeren willen, je nach den Wollungen und Handlungen, in welche sie übergehen.

Ist gleich die mitfühlende oder liebevolle Teilnahme einer Entwicklungsförderung zugewandt, aber auf Kosten einer größeren, umfassenderen, geistigeren, so ist sie den Mitgefühlen beizuzählen, die trotz aller von ihr herrührenden Förderungen des Lebens den geistigen Schatz, die Entwicklung der Menschheit gefährden und schädigen. Dies gilt auch in Fällen, wo vorsätzlich und mit Bedacht die geringere Entwicklung einer größeren wegen gehemmt oder aufgehoben wird, jedoch wesentlich zu ungunsten einer noch höheren, insbesondere der menschheitlichen.

Sehr maßgebend sind hierbei auch Art und Motive der Unterordnung und Bevorzugung. Bilden neben dem Mitgefühl auch Gehässigkeit und Hinneigen zur Seelenarmut den Antrieb zu einer Hemmung, so wirken sie sogar in Fällen einer gelegentlichen Bevorzugung der Höherentwicklung und der Menschheit meistens roheitsfördernd, verleiten zu Rache und Grausamkeit.

492

Die Menschheit besteht aus nacheinanderfolgenden und gleichzeitig nebeneinander vorkommenden Menschengruppen, ebenso wie der Mensch aus nacheinanderfolgenden und gleichzeitigen Änderungskomplexen besteht. Ein jeder Mensch ist in manchen Richtungen mehr entwicklungsfähig, in manchen mehr entwickelt als in anderen, somit kommt bei einem jeden eine ganze Stufenleiter von nacheinanderfolgenden und gleichzeitigen, potentiellen und kinetischen Entwicklungskräften vor. Demnach besteht die Menschheitsentwicklung aus einer Skala von wirkenden und latenten Entwicklungsunterschieden, welche zwischen all ihren nacheinander folgenden und nebeneinander lebenden Individuen vorkommen, und einer Abstufung von Unterschieden der Anlagen und Entfaltungen, die im einzelnen Menschen leben.

In den kleineren und umfassenderen Gruppen und in deren gegenseitigen Beziehungen gelangen die einzelnen Fähigkeiten der Seele in verschiedenen Graden des Reichtums, der Harmonie, Intensität und Vergeistigung zur Wirksamkeit und zum Ausdruck. Ähnlich spiegeln sich

vielfach die geistig physiognomischen und in äußeren Werken objektivierten Verschiedenheiten der Gruppen innerhalb der Seele des Einzelnen. —

Wie dem Verständnis für Berufsgruppen, Völker und der Menschheit eine gewisse Selbstbeobachtung und Kenntnis des Einzelnen vorausgehen muß, so ist die Vertiefung und Bereicherung des Verständnisses für Einzelne auf eine entsprechende Vervollkommnung der psychologischen Erfassung des Gruppenlebens wesentlich angewiesen. —

Mit der wachsenden Orientierung über menschheitliches Leben und Weben der Seele wird auch die Beurteilung und Wertung der sozialen Analogiegefühle und der Selbstheit im Hinblick auf das Gedeihen der abgestuften Menschheitsentwicklung mehr und mehr zur Blüte gelangen.

493

Die Befähigung, vielseitig und intensiv mitzufühlen, setzt eine entsprechend ungewöhnliche Empfänglichkeit für Eindrücke und hohe Sensibilität voraus. Sie begreift mithin eine große seelische Verletzbarkeit in sich.

Die Gefahr, im Seelenleben verletzt zu werden, wird durch Disposition zum Mitgefühl schon insofern erweitert, inwiefern das Bedrohtsein des fremden Lebens vom Mitfühlenden auf sich bezogen wird.

Je reicher, harmonischer und geistiger die Entwicklung eines Menschen sich gestaltet, je größere Lebensgruppen infolgedessen sein Mitgefühl umfaßt, desto größer und vielgestaltiger ist das Gebiet seiner altruistischen Gefahren, mithin seiner individuellen Verletzbarkeit. Der Reichtum an gefahrbringenden Mitgefühlen und ihre Vielseitigkeit ist nicht nur von der Größe und Harmonie des geistigen Schatzes abhängig, über den der Sozialschließende verfügt, und nicht bloß von dem Umfang seiner Verkehrsgruppen, er wird vom Stand der näheren und ferneren Gemeinschaftskultur und der jeweiligen Entwicklung der Einzelnen, insbesondere der von ihm bevorzugten, wesentlich mitbestimmt. Denn je größer die geistige Entwicklung dieser Gruppen und Einzelnen, die sein Mitgefühl auf sich lenken, desto größer und vielseitiger ist auch ihre Verletzbarkeit und ihr Gebiet der Gefahren, die der Mitfühlende auf sich bezieht und als seine eigenen erlebt. Und je reicher und geistiger der Mitfühlende selbst veranlagt und entwickelt ist, desto mehr muß er sich in Leid und Bedrohtsein mit den ähnlich organisierten geistigen Naturen identifizieren,

desto mehr die Opfer, die er ihnen gelegentlich zugunsten minderwertiger Individuen auferlegt, als schwere Selbstschädigung erleben.

Da überdies mit der Vergeistigung der Gesamtkultur, insbesondere mit der Entwicklung der Bemitleideten deren Intensitätsfähigkeit anwächst, so teilt sie sich dem Mitfühlenden in entsprechend erhöhtem Maße mit, seine eigene Leidensfähigkeit und Gefühlsintensität nicht selten bedrohlich steigernd. —

494

Je weiter die Feinheits- und Intensitätsgrenzen des Mitgefühls und der Liebesfähigkeit in der Seele eines Menschen sich erstrecken, je größer, komplizierter und vielseitiger das Gebiet seiner Teilnahme; das heißt auf je umfassendere Menschengruppen, mannigfaltigere und kompliziertere Lebensänderungen seine altruistischen Strebungen gerichtet sind; je intensivere Mitgefühle die Beziehungsindividuen zu erregen vermögen, je mehr das Leben der einen Bemitgefühlten nur auf Kosten der anderen Bemitgefühlten erhalten oder entwickelt werden kann, je mehr auf Kosten des eigenen Gedeihens; je unvollkommenere Mittel er besitzt, seine „Mitgefühle" zu hemmen oder das altruistisch Begehrte auszuführen, um so gefährlicher sind Mitgefühl und Liebe für seine Erhaltung und Entwicklung, um so häufiger und intensiver können sie ihn bedrohen. Also je entwicklungsfähiger und entwickelter ein Einzelner, die Beziehungsindividuen und Gruppen sind, auf die sich seine Dispositionen zu Mitgefühl und Liebe richten, desto gefährlicher können diese für seine Erhaltung und Entwicklung werden.

495

Die „Mitfreude" mit entwicklungs- oder erhaltungsschädlichen Genüssen muß oft in Leid über deren Folgen und in Mitleid übergehen, wenn das wohlwollende Verhältnis nicht früher unterbrochen wurde.

496

Zur „Mitfreude" mit selbsterhaltungs- oder selbstentwicklungsfördernden Genüssen kommt meist Freude an den durch sie erzielten Ergebnissen hinzu, wenn das Sympathieverhältnis nicht inzwischen einen Unterbruch erlitten hat.

497

Das „Genießen" des eigenen und fremden Verhaltens, der eigenen und fremden Schöpfungen, der Kunst und Natur kann durch „Mitfreude" mit den entwickelteren, wenn auch denselben Quellen entströmenden Lustgefühlen anderer Wesen bereichert, verfeinert, erhöht werden.

498

An „Mitfreude" mit dem lustvollen Schädigen fremder Entwicklung oder Erhaltung können sich, je nach den Beziehungen des Miterfreuten zu den Geschädigten, entweder Mitleidsgefühle oder Gegengefühle der „Schadenfreude" und der befriedigten „Rache", Lustgefühle gesteigerter „Erhaltungssicherheit" oder „Gleichgültigkeit" im Hinblick auf die Geschädigten knüpfen.

499

Der „Mitfreude" mit der lustvollen Förderung fremder Entwicklung oder Erhaltung können sich, je nach den Beziehungen des Miterfreuten zu den Geförderten, entweder Mitfreude oder Gegengefühle und Gleichgültigkeit im Hinblick auf diese anschließen.

500

Das „Mitleid" mit einer entwicklungsfördernden Unlust muß in „Mitfreude" mit und „Freude" an der Entwicklungsförderung — das „Mitleid" mit einer entwicklungsschädigenden Unlust muß in „Mitleid" mit und „Leid" wegen der Entwicklungsschädigung übergehen, wenn die Beziehungen zwischen dem Mitfühlenden und dem Bemitgefühlten nicht unterbrochen werden.

501

An „Mitleid" mit dem unlustvollen Schädigen fremder Entwicklung oder Erhaltung können sich Mitleidsgefühle mit den Geschädigten oder gegen sie gerichtete Gegengefühle — an „Mitleid" mit dem unlustvollen Fördern fremder Erhaltung oder Entwicklung können sich „Mitfreude" mit den Geförderten oder gegen sie gerichtete Gegengefühle knüpfen: all dies den Verkehrsbeziehungen zwischen dem Mitleidenden und den Geschädigten oder Geförderten gemäß.

502

Das „Genießen" des eigenen und fremden Verhaltens, der eigenen und fremden Schöpfungen, der Kunst und Natur kann durch zeitweilige Unterbrechung des „Mitleids" mit der Unfähigkeit Anderer, an diesen Dingen Freude und Gefallen zu finden, in hohem Grade gesteigert werden. Ist jedoch das Schweigen dieses Mitleids stetig geworden, wurde es durch Rückgang des psychologischen Verständnisses, durch Einschrumpfung des Gefühls, nicht bloß durch gelegentliches, dem Selbstschutz dienendes Zurückziehen der Fühler verursacht, dann kann es die Fähigkeit des Genießens eher schädigen als fördern.

503

„Mitfreude" mit Gefühlen der Lust oder Teilnahme eines andern kann dessen „Mitfreude" mit jener bedingen.

Es gibt Menschen von solcher Zartheit der Empfindung, von solch inniger Güte, daß ihnen eine fremde Freude oft erst dann so recht zur Lust gereichen kann, wenn sie das Antlitz des Mitgefühls erhält. Geschieht dies dadurch, daß ein anderer Mitfreude hat, so nehmen sie an ihr nicht selten intensiveren Anteil als an seiner Eigenlust, weil ihnen diese weniger lustvoll erscheint.

504

„Mitleid" mit Unlust oder Mitleidsgefühlen eines andern kann dessen „Mitleid" mit jenem wachrufen.

Kein bloß selbstempfundener Schmerz oder Kummer kann in einer edlen Seele zu solcher Qual und Pein anwachsen wie der von geliebten und geistesverwandten Menschen mitempfundene. Das Mitleid mit ihrem Mitleid kann nicht selten zum mächtigsten Antrieb werden, das eigene Heil zu suchen, um andere mitzuerlösen.

505

Da die Entwicklung der Mitgefühle mit der psychischen Gesamtentwicklung des Menschen und seines Verkehrs parallel läuft, so müßte die erstere durch die Aufhebung der letzteren selbst aufgelöst werden.

506

Wer eigene Mitleidsgefühle in Anbetracht ihrer gelegentlichen Gefährlichkeit für die eigene Entwicklung aufheben möchte, der könnte nicht

wissentlich und willentlich zu Mitteln greifen, welche dem Hauptzweck entgegengesetzt wären, wie zum Beispiel zur Hemmung oder Aufhebung der eigenen Entwicklung (zum Zwecke der Aufhebung eigener Mitleidsgefühle).

507

Wenn ein Mensch seine Mitgefühle im Sinne größtmöglicher Selbstentwicklung auszuschalten begehrt, so kann es sich ihm wissentlich und logischerweise nur darum handeln, die Dispositionen zu selbstentwicklungsschädigenden „Mitgefühlen" mit Mitteln auszumerzen, durch welche seine Entwicklung nicht selbst geschädigt wird.

508

Wünscht jemand seine „Mitgefühle" zugunsten der Menschheitsentwicklung auszuschalten, so kann es ihm wissentlich und logischerweise nur darum zu tun sein, die Dispositionen zu menschheitsschädigenden Mitgefühlen mit Mitteln zu entwurzeln, welche selbst die Menschheitsentwicklung nicht behindern.

509

Die abgestufte Menschheitsentwicklung kann gehemmt oder geschädigt werden:

a) durch Nichtberücksichtigung, Unterordnung oder Aufopferung einer (nicht eigenen oder eigenen) größeren Entwicklung zugunsten einer (nicht eigenen oder eigenen) geringeren;

b) durch Außerachtlassen, Hintansetzen oder Aufopferung (nicht eigener oder eigener) geringerer beziehungsweise größerer Entwicklung, nicht zum Zwecke geistiger Vervollkommnung, sondern in Verfolgung primitiver Ziele.

510

Die Steigerung geistiger Gesamtentwicklung eines Menschen kann neben der Verfeinerung und Befestigung des „Mitgefühls" auch Mittel für Hemmung oder Beseitigung der Dispositionen zu entwicklungshemmenden Mitgefühlen mit sich bringen, namentlich

a) 1. Eine vollkommenere Orientierung über die Entwicklungsgefahren, die von manchen Abarten des Mitgefühls ausgehen; 2. eine entsprechende

Orientierung über die Mittel ihrer Beseitigung; 3. die Möglichkeit und Fähigkeit, sich dieser Mittel mit Erfolg zu bedienen.

511

b) Die Steigerung geistiger Gesamtentwicklung eines Menschen bringt eine Verfeinerung und Vermannigfaltigung der „Gegengefühle" mit sich, welche zu einem der mächtigsten Mittel der Hemmung oder Aufhebung entwicklungsschädigender Abarten der Mitgefühle werden kann.

512

c) Die Steigerung geistiger Gesamtentwicklung eines Menschen bringt eine Erhöhung der „Neigung" und „Liebe" zur Entwicklung mit sich. Mit dem Steigen dieser Neigung vermindert sich in entsprechender Weise das Mitgefühl mit rohen und primitiven Eigenschaften zugunsten der Teilnahme für geistige, verfeinerte und edle. Gleichen Schritt damit kann bis zu einem gewissen Grade auch die Bevorzugung der religiöseren, innerlicheren und harmonisch reicheren Anlagen und Entfaltungen den ärmeren, weniger geistigen gegenüber halten, sofern die Wertungsentwicklung durch hemmende Traditionen, falsche Orientierungen und primitive Gewissensformen nicht irregeleitet wird. —

Siehe II. Teil: „Mitgefühl" S. 203—254

513

Die „Schadenfreude" bietet unmittelbar Lustgefühle, die aber in den Vorstellungen von fremdem Weh und Leid nicht nur rohe Würze und steigernden Kontrast, sondern zugleich eine Beimengung von anklingender Unluststimmung mit sich führen. Auch die erschlossene Unlust ist mit mehr oder minder sinnlichen Schmerzempfindungen verknüpft. Sie kann obendrein ohne anklingende Unlust im Sozialschließenden gar nicht reproduziert und vorgestellt werden. Darum drängt sie in der Schadenfreude einerseits zum schmerzhaften Nacherleben, anderseits zur unwillkürlichen Unterdrückung der sozialanalog erschlossenen Unlust. Sobald diese Unterdrückung die Freude an der Unlust allzu stark zu hemmen beginnt, gibt der Sozialinterpret dem ganzen Nachbilden der Unlust völlig freien Lauf, um die volle Freude wiederzugewinnen. Aber mit ihr erhebt die zu starke nacherlebte Unlust ihr Haupt in früherer Weise wieder, wodurch deren Hem-

mung neuerlich veranlaßt wird. Hieraus ergibt sich die für alle Schadenfreude so charakteristische Aufregung, die unruhige Schwebe zwischen der grausamen Lust und den störend lästigen Unlustanklängen, von denen sie begleitet wird. —

Die Primitivität der Entwicklungen, durch welche eine Schadenfreude ermöglicht wird, begünstigt zugleich die Entstehung der engsten Gefühlswertungen, die ihr Verhalten im Hinblick auf die ihr unmittelbar zugesellten Lustgefühle gutheißen. Alsdann wird gewöhnlich die Unlust, welche durch fremde Lustgefühle geweckt wird, die Freudenunlust, roherweise nur im Hinblick auf das Leid, welches unmittelbar aus ihr hervorgeht, schlecht geheißen. Diese selbstsüchtige, engste Mißbilligung stimmt also nur scheinbar mit einer liebevollen Mißbilligung überein, welche die Freudenunlust in bezug auf ihre den Mitmenschen und die Menschheit schädigende Neigung verwirft.

514

Wie in Mitfreude und Mitleid können auch in Gegengefühlen Lust und Unlust in entgegengesetzte Gefühlszustände umschlagen. Hierin gibt sich die Verschiedenartigkeit und Wandelbarkeit des Wertes auch dieser auf soziale Gegenglieder gerichteten Empfindungen und Strebungen bereits mit voller Deutlichkeit kund. So kann zum Beispiel „Neid" zur Schadenfreude, diese zu „Neid", „Gewissensbissen", wohlwollenden Gegengefühlen führen oder, wie alle „Freuden", in „Überdruß", „Langeweile", „Enttäschung" übergehen. In analoger Weise verwandeln sich die wohlwollenden in mißgünstige Gegengefühle oder andere Empfindungen.

515

Das Streben des Gegengefühls kann mit dem Steigen seines Könnens lustvoller, mit dessen Sinken unlustvoll werden.

Sofern Ausbildung und Entwicklung des Verständnisses für eigene und fremde Seelenvorgänge die harmonische Bereicherung und Entfaltung der Gegengefühle mit sich bringen, kommen sie auch der Vervollkommnung ihrer Wollungsdispositionen zugute, bereichern und erhöhen deren Phantasie, Erfindungsgabe und Ausführungskraft, vermindern ihre Mißgunst und Gehässigkeit oder heben sie auf. —

516

Wenn die Gegengefühle einen allzu großen Intensitätsgrad erreichen, so können sie Niedergang oder Tod des Gegenfühlenden bedingen. Andernfalls können sie die Entwicklung der psychologischen Beobachtungsgabe und Vorstellungstätigkeit fördern, sofern sie an Mitverstehen oder Begreifen gewöhnen und Augenmerk wie Wollungen von den Lebensänderungen des eigenen „Ich" hinweg auf die der Anderen lenken.

517

Die Gegengefühle können nicht nur durch die ständig an sie gebundene Eigenschaft psychologischen Schließens und Gestaltens die fremde oder eigene Entwicklung fördern, sie können darüber hinaus diesen Erfolg wesentlich erweitern, wenn sie auf Bereicherung beziehentlich Entwicklung fremden oder eigenen Lebens in befähigter und orientierungsreicher Weise abzielen.

Führt aber ein Gegengefühl zu Strebungen, welche auf seelenverarmende Ziele aus sind, dann kann es die harmonische Vielseitigkeit, den geistigen Reichtum des fremden oder eigenen Lebens beeinträchtigen. Alsdann steht die Förderung, die vom Gegengefühl ausgeht, in keinem nennenswerten Verhältnis zur Größe seines schädlichen Einflusses. In dieser Lage befindet sich das wohlwollende Gegengefühl nicht selten, das mißgünstige und gehässige immer. —

518

Die wohlwollenden und mißgünstigen „Gegengefühle" können zur Unterordnung oder Aufopferung einer (eigenen oder nicht eigenen) größeren Entwicklung um einer (eigenen oder nicht eigenen) geringeren willen führen, oder umgekehrt, zur Unterordnung oder Aufopferung einer geringeren um einer größeren willen, je nach den Wollungen und Handlungen, in welche sie übergehen.

Ist das wohlwollende Gegengefühl einer Entwicklungsförderung zugewandt, aber auf Kosten einer größeren, umfassenderen, geistigeren, so ist es den Mitgefühlen beizuzählen, die trotz aller von ihnen herrührenden Förderungen des Lebens den geistigen Schatz, die Entwicklung der Menschheit gefährden und schädigen. Dies gilt auch in Fällen, wo vorsätzlich und mit Bedacht die geringere Entwicklung einer größeren wegen gehemmt

oder aufgehoben wird, jedoch wesentlich zu ungunsten einer noch höheren, insbesondere der menschheitlichen. —

Sehr maßgebend sind hierbei auch Art und Motive der Unterordnung und Bevorzugung. Bilden neben dem wohlwollenden auch mißgünstige, gehässige Gegengefühle und ein Hinneigen zur Seelenarmut den Antrieb zu einer Hemmung — so wirken sie sogar in Fällen einer gelegentlichen Bevorzugung der Höherentwicklung und der Menschheit meistens roheitsfördernd, verleiten zu Rache und Grausamkeit.

519

Je weiter die Feinheits- und Intensitätsgrenzen der Fähigkeit wohlwollenden Gegengefühls in der Seele eines Menschen sich erstrecken, je größer, komplizierter und vielseitiger das Gebiet seines wohlwollenden Gegengefühls, das heißt auf je umfassendere Menschengruppen, auf je größere Menschenanzahl diese gerichtet sind, je reichere und geistigere Lebensänderungen durch sie befreit und gereinigt werden; je intensivere Gegengefühle und Mitgefühle die Beziehungsindividuen zu erregen vermögen; je mehr die Erhöhung des Lebens den Beistand des Gegengefühls erfordert; je mehr die Hemmung der Vorgänge und Menschen, auf welche sein Gegengefühl gerichtet ist, sein eigenes Leben schädigt; und endlich, je unvollkommenere Mittel der Mensch besitzt, das gegenfühlend Begehrte auszuführen oder seine eigenen „Gegengefühle" zu hemmen, um so gefährlicher sind sie für seine Erhaltung und Entwicklung, um so häufiger und intensiver können sie ihn bedrohen. Also, je entwicklungsfähiger und entwickelter ein Einzelner, die Verkehrsobjekte und Gruppen sind, auf die sich seine wohlwollenden Gegengefühle beziehen, desto gefährlicher können diese für seine Erhaltung und Entwicklung werden.

520

Da die Entwicklung der wohlwollenden Gegengefühle mit der psychischen Gesamtentwicklung des Menschen und seines Verkehrs parallel läuft, so müßte die erstere durch die Aufhebung der letzteren selbst aufgelöst werden.

521

Wer alle, selbst alle wohlwollenden Gegengefühle in Anbetracht ihrer gelegentlichen Gefährlichkeit für die eigene Entwicklung aufheben möchte,

der könnte nicht wissentlich und willentlich zu Mitteln greifen, welche dem Hauptzweck entgegengesetzt wären, wie zum Beispiel zur Hemmung oder Aufhebung der eigenen Entwicklung (zum Zwecke der Aufhebung eigener Gegengefühle).

522

Wenn ein Mensch seine Gegengefühle im Sinne größtmöglicher Selbstentwicklung auszuschalten begehrt, so kann es sich wissentlich und logischerweise nur darum handeln, die Dispositionen zu selbstentwicklungsschädigenden Gegengefühlen mit Mitteln auszumerzen, durch welche seine Entwicklung nicht selbst zu Schaden kommt.

523

Wünscht jemand seine Gegengefühle zugunsten der Menschheitsentwicklung auszuschalten, so kann es ihm wissentlich und logischerweise nur darum zu tun sein, die Dispositionen zu menschheitsschädigenden Gegengefühlen mit Mitteln zu verdrängen, welche selbst die Menschheitsentwicklung nicht behindern.

524

Die Steigerung geistiger Gesamtentwicklung eines Menschen kann neben der Verfeinerung und Befestigung des Gegengefühls auch Mittel zur Hemmung oder Verdrängung der Dispositionen zu entwicklungshemmenden „Gegengefühlen" mit sich bringen, namentlich:

a) 1. Eine vollkommenere Orientierung über die Entwicklungsgefahren, die von wohlwollenden Gegengefühlen nicht selten, von mißgünstigen immer ausgehen; 2. eine entsprechende Orientierung über die Mittel ihrer Beseitigung; 3. die Möglichkeit und Fähigkeit, sich dieser Mittel mit Erfolg zu bedienen.

525

b) Die Steigernng geistiger Gesamtentwicklung eines Menschen bringt eine Vermannigfaltigung und Verfeinerung des „Mitgefühls" mit sich, welches zu den mächtigsten Mitteln der Hemmung oder Aufhebung entwicklungsschädigender Gegengefühle werden kann.

526

c) Die Steigerung geistiger Gesamtentwicklung eines Menschen bewirkt eine Erhöhung des wohlwollenden Gegengefühls gegen rohe und

primitive Eigenschaften — mithin auch gegen mißgünstige und gehässige Gegengefühle — zugunsten der Teilnahme für geistige, verfeinerte und edle. Gleichen Schritt damit kann auch die Bevorzugung der religiöseren, innerlicheren und harmonisch reicheren Anlagen und Entfaltungen den ärmeren, ungeistigeren, unproduktiveren gegenüber halten, sofern die Wertungsentwicklung durch hemmende Traditionen, falsche Orientierungen und primitive Gewissensformen nicht irregeleitet wird. —

Siehe II. Teil: „Gegengefühl" S. 255—276

527

Die selbstheitlichen Wollungen können die geistige Entwicklung des Handelnden und die Menschheit fördern oder gefährden und schädigen, je nachdem sie aus Mitgefühl und Liebe hervorgehen und unwillkürlich altruistischen Zielen zusteuern, oder dem Haß, der Stumpfheit, der Liebloſigkeit entspringen und egoistische Gestalt annehmen.

Die nichtegoistischen Selbstheitswollungen dienen der Entwicklung einzelner und der Menschheit, sofern ihr Können hinreichend groß ist und die Mittel der Ausführung nicht gehässig und selbstsüchtig sind.

528

Viele der selbstheitlichen Strebungen, die zwar der Selbsterhaltung oder Selbstentwicklung unbewußt oder vorsätzlich dienen, aber keine Spur von Selbstsucht und Eigennutz aufweisen, sind für die Menschheitsentwicklung unumgänglich. Obgleich sie vielfach von buddhistischen, christlichen und anderen Moralen dem „egoistischen" Verhalten beigezählt, mißbilligt und verworfen werden, können sie das Leben der Mitmenschen und Gruppen und die Entwicklung der Menschheit im höchsten Grade fördern.

529

Eine der unumgänglichsten Mitbedingungen einer bedeutenden Entwicklungsfähigkeit ist eine hinreichend große Liebe zur Selbstentwicklung und der Arbeit, die zu ihr führt.

530

Die Liebe zur Selbstentwicklung setzt ein gewisses Verstehen nichteigener Entwicklung voraus, weil eine solche Neigung nur einer

bereits bestehenden, verhältnismäßig gereifteren Selbstentwicklung entspringen kann und stets eine größere antizipieren muß als diejenige ist, über welche der Antizipierende verfügt. Eine derartige Antizipation könnte ohne reichere Kenntnis nichteigener Entwicklung und ohne Übung im ästhetischen oder religiösen Erleben fremder Mehrentwicklung keine vielseitig harmonische Gestalt annehmen.

531

Dieses Verstehen nichteigener Entwicklung kann sich in „Mitgefühl" oder „Gegengefühl" wandeln.

532

Je unentbehrlicher die fremde Entwicklung für die Förderung der eigenen Vervollkommnung eines Menschen geworden ist, je mehr sie ihm zum Anlaß des ästhetischen Erlebens, künstlerischen Gestaltens und anderer *sozialer Gefühle* wird, zum Beispiel des „Mitgefühls", des „Mitkampfes", der „Hilfe", desto intensiver, häufiger und aktiver wendet er seine Teilnahme und Liebe der fremden Entwicklung zu.

533

Je reicher, harmonischer und geistiger die Anlage und Entwicklung eines Menschen gestaltet ist, desto größere, vollkommenere Entwicklung der Mitmenschen und anderer Seelen kann ihm „unentbehrlich" und Gegenstand hoher altruistischer und ästhetischer Gefühle werden.

534

Eine bedeutende Selbstentwicklung hat ihre unumgängliche Vorbedingung im Hinneigen zur Selbstentwicklung und Entwicklung überhaupt, das heißt entsprechende Erkenntnis vorausgesetzt, in der *Liebe zur abstufungsreichen Menschheitsentwicklung*.

535

Je mehr die Entwicklung eines Menschen der Vollendung angenähert ist, desto mehr nähert sich auch seine „Liebe" zur geistig differenzierten Menschheitsentwicklung ihrer Vollendung an. Diese Vervollkommnung beruht zu einem großen Teil darauf, daß die *innere Abstufung* der

Liebesintensitäten immer mehr der Skala interindividueller Entwicklungsunterschiede entspricht, das heißt, daß die größere Liebe auf die für größer geschätzte Entwicklung, die geringere Liebe auf die für geringer geschätzte Entwicklung gerichtet wird.

536

Sofern Bevorzugung und Hintansetzung unvermeidliche Funktionen des Lebenskampfes sind, könnte den Gefahren, die mit der steigenden Vergeistigung und Vielseitigkeit des Mitgefühls entstehen, nur dadurch Einhalt getan werden, daß in die Ökonomie der Bevorzugung und der Teilnahme eine zielbewußte, kraftsparende und harmonische Ordnung eingeführt würde.

537

Nur bei Beobachtung des Postulats abstufender Entwicklungsberücksichtigung kann ein stetigeres, dem bisherigen überlegenes Vorschreiten der Menschheitsentwicklung erzielt oder erhalten, bewahrt, gerettet werden, 1. weil Hintansetzung oder Aufopferung größerer Entwicklungsfähigkeit beziehungsweise Entwicklung um einer geringeren willen vermieden wird, 2. weil nötigenfalls die geringere Entwicklung oder Entwicklungsfähigkeit einer größeren untergeordnet wird.

538

Nur bei Beobachtung des Postulats abstufender Entwicklungsberücksichtigung kann eine der bisherigen wesentlich überlegene Entwicklungssteigerung der größtmöglichen Menschenanzahl zustande kommen, 1. weil für eine belangreiche Seelenförderung bedeutend Entwicklungsfähiger die der Entwicklungsfähigsten unerläßlich ist, 2. weil für das geistige Gedeihen des Durchschnitts und der arm Veranlagten das der bedeutend und meist Entwicklungsfähigen ebenso unumgänglich ist.

539

Nur von einem Geist, der in kulturgestaltender und religiöser Richtung über höchste Schaffensgewalt verfügt, vermögen produktive Menschen auf ihren jeweiligen Gebieten die allerwesentlichsten, umfassendsten Arbeitsimpulse zu empfangen.

540

Dagegen vermögen die Anlagen durchschnittlich oder wenig entwicklungsfähiger Menschen zunächst durch Werke und Popularisierungen nicht allzu bedeutend Entwickelter gefördert zu werden und unter deren Anleitung sogar großen, bahnbrechenden Geistern ein gewisses Verständnis entgegenzubringen. Alsdann bieten ihnen auch die Schöpfungen der letzteren oder wenigstens deren Ergebnisse keine „Überanstrengung". Dasselbe bezieht sich ähnlicherweise auf die verschiedenen Altersphasen und Kulturstufen.

541

Der Mensch vermag seine Entwicklung entweder wissentlich oder unwillkürlich zu fördern beziehungsweise zu hemmen. Es kann die Absicht eines Menschen auf die Förderung eigener Entwicklung gerichtet sein und dennoch, infolge der mangelhaften Orientierung und Unvollkommenheit der Ausführungsmittel, statt zum beabsichtigten Erfolge, zur Hemmung oder Schädigung des eigenen Lebens und Geistes führen. Ebenso kann die Absicht auf Hemmung oder Schädigung der eigenen Seele gerichtet sein und dennoch ihre Förderung hervorrufen.

542

Je vollkommener die Ausführungsmittel, über die ein Mensch verfügt, je größer der Fortschritt seiner Erkenntnis und Orientierung, desto leichter, schneller und vollständiger müssen seine „Absichten" den erstrebten Erfolg erzielen.

543

Demnach wird die Förderung oder Hemmung der Selbstentwicklung um so mehr von den Absichten des einzelnen und der Gemeinschaftsgruppen abhängen und um so weniger von den unvorhergesehenen, unerwünschten Umständen, je vielseitiger, harmonischer und schöpferischer ihre Anlagen und Dispositionen sich gestalten werden.

544

Die Hemmung oder Schädigung der eigenen Entwicklung erfordert meistens unkompliziertere Mittel und Orientierungen als deren Förderung. Deshalb können die auf Hemmung oder Schädigung eigener Entwicklung

gerichteten Absichten sehr häufig in Erfüllung gehen, während die erstrebte Selbstvervollkommnung viel seltener vollständig und in erwünschter Weise erlangt wird.

545

Unvorhergesehene soziale Umstände fördern die Entwicklung einzelner Menschen und Gemeinschaftsgruppen nur sehr selten, schädigen sie aber desto häufiger, weil doch die Seele durch die stets in großer Anzahl vorhandenen Zerstörungskräfte der Menschheit viel leichter geschädigt als gefördert werden kann, während die aufbauenden Menschheitskräfte von selbst nur sehr spärlich auftreten und meist erst mühsam, oft erst infolge der schöpferischen Arbeit von ganzen Generationen erworben und entwicklungsfördernd gehandhabt werden können.

546

Die eventuelle Schädigung der Selbstentwicklung oder ihre Gefahren lassen sich demnach verhältnismäßig leichter und häufiger voraussehen, als die Förderungsmöglichkeiten.

547

Mithin führen die Absichten, welche ohne eine vorausschauende Mitberücksichtigung eigener Entwicklung auf mitmenschliches Leben altruistisch oder egoistisch gerichtet werden, sehr häufig zur Selbstschädigung. Enthielten sie eine solche Mitberücksichtigung, so wäre dieser Selbstschädigung in vielen Fällen vorgebeugt. Wäre eine objektive und vielseitige Mitberücksichtigung instinktiviert, dann könnten die unvermuteten Lebenshemmungen seltener, die Seelenförderungen häufiger auftreten.

548

Überdies vervollkommnen die auf eigene Seelenförderung gerichteten oder mitgerichteten Absichten die Orientierung bezüglich der eigenen, fremden und menschheitlichen Entwicklung und erhöhen so die Möglichkeit, in der Folge ähnliche Absichten auszuführen.

549

Es kann die „Absicht" eines Menschen auf die Förderung der abgestuften Menschheitsentwicklung gerichtet sein und dennoch, infolge der

mangelhaften Orientierung und der Unvollkommenheit der Ausführungsmittel, statt zum beabsichtigten Erfolge, zur Hemmung oder Schädigung ihres Lebens und Geistes führen. Ebenso kann die „Absicht" auf Hemmung oder Schädigung der Menschheit hinzielen und dennoch ihre Förderung unwillkürlich bewirken.

550

Demnach wird die Förderung oder Hemmung der Menschheitsentwicklung um so mehr von den Absichten des einzelnen und der Gemeinschaftsgruppen abhängen und um so weniger von den unvorhergesehenen, unerwünschten Umständen, je vielseitiger, harmonischer und schöpferischer ihre Anlagen und Dispositionen sich gestalten werden.

551

Die Hemmung oder Schädigung der Menschheitsentwicklung erfordert meistens unkompliziertere Mittel und Orientierungen als deren Förderung. Schon die Unterlassung der Förderung kann als Beeinträchtigung gelten. Deshalb können die auf Hemmung oder Schädigung der Menschheitsentwicklung gerichteten „Absichten" sehr häufig in Erfüllung gehen, während die erstrebte Menschheitsvervollkommnung viel seltener vollständig und in erwünschter Weise herbeigeführt wird.

552

Unvorhergesehene soziale Umstände fördern die Menschheitsentwicklung nur sehr selten, hemmen und schädigen sie aber desto häufiger (siehe Abschnitt 545).

553

Die eventuelle Schädigung der Menschheitsentwicklung oder ihre Gefahren lassen sich demnach verhältnismäßig leichter und häufiger voraussehen als die Förderungsmöglichkeiten.

554

Mithin führen die „Absichten", welche ohne eine vorausschauende Mitberücksichtigung der Menschheitsentwicklung auf mitmenschliches Leben altruistisch oder egoistisch gerichtet werden, sehr häufig zur Menschheitsschädigung. Enthielten sie eine solche Mitberücksichtigung, so wäre dieser Menschheitsschädigung in vielen Fällen vorgebeugt. Wäre eine

objektive und vielseitige Mitberücksichtigung instinktiviert, dann könnten die unvermuteten Menschheitshemmungen seltener, die Menschheitsförderungen häufiger auftreten.

555

Überdies vervollkommnen die auf Menschheitsförderung gerichteten oder mitgerichteten „Absichten" die Orientierung der einzelnen und Gemeinschaften bezüglich der menschheitlichen und eigenen Entwicklung und erhöhen so die Möglichkeit, in der Folge ähnliche Absichten auszuführen.

556

Dem Verständnis fast aller Menschen ist eine größere oder andere Entwicklung, als die ihrige, zeitweise oder für immer unzugänglich. Somit ist eine jede Mehrentwicklung fast immer den Bedrohungen, Anfeindungen, Angriffen der sie nicht Kennenden, Verkennenden, weniger Entwickelten ausgesetzt.

Wieviele Baumriesen erliegen im Tropenwalde der lastenden, würgenden oder aussaugenden Kraft umschlingender Schmarotzer, die sich an dem hochragenden Stamme ihres Opfers zum Sonnenlicht emporranken! ...

Die Schöpfergewalt der Größten weckt in den meisten das Gefühl der Fremdheit, der Unverständlichkeit, des Unheimlichen. Mit Angst und Bangnis lauschen sie dem Andrang dieser Lebenswogen, die so bedrohlich in den Adern der Gestaltenden arbeiten und neue, unbekannte Gefahren zu führen scheinen. Wie verdächtig ist da die Zwiesprache der Einsamen mit Sonne und Himmel, denn hoch ragen ihre blütentragenden Kronen, das Wunder von Angesicht zu Angesicht schauend. „Was wollen sie nur heraufbeschwören? ..." „Was führen sie im Schilde? ..."

Das sind schon die himmelstürmenden Kampfnaturen, deren umwälzende Kraft nicht nur geahnt und gespürt wird, sondern zur Auflehnung herausfordert. Das sind Männer wie Moses, wie Christus und Buddha, Männer wie Sokrates, Jesaias und Dante.

Die stillere Weltmacht eines Sebastian Bach muß unbemerkt und im Schweigen der Ewigkeit untergehn ...

Aber wie viele Männer und Frauen werden durch den Unverstand und die Niedrigkeit ihrer Umgebung schon in der Kindheit um ihre besten

Kräfte gebracht, in späteren Jahren unterdrückt, verleumdet, zur unproduktiven Lebensführung genötigt, nur weil sie Eigenart haben, nur weil sie edler und geistiger fühlen als ihre Peiniger?

Und wie Einzelnen ihre Schwingen beschnitten werden, bevor es ihnen gegönnt war, sie wenigstens ein einziges Mal zu brauchen und in beseligendem Fluge auszubreiten — so werden große Gemeinschaften und ganze Menschheitsgeschlechter durch falsche Hirten und Kulturlenker oder durch eroberungssüchtige Banden um die Entfaltung ihrer heiligsten Kräfte gebracht, ihrer herrlichsten Blüte beraubt. —

Wie ungeheuerlich, wie uferlos und unabsehbar sind die Gefahren, denen der Edelste, denen die Menschheitsentwicklung ausgesetzt ist, infolge der herrschenden Geistesträgheit und der Unfähigkeit der vielen, das Höhere, Geistigere zu verstehen, zu lieben, zu erstreben.

Da gilt es, der dräuenden Wirklichkeit unerschrocken ins Antlitz zu sehen und die wichtigsten Waffen des Geistes, die Waffen der Liebe und des wohlwollenden Gegengefühls, nicht ins Korn zu werfen, sondern vollkommener zu gestalten, in einem neuen Gewissen umzuschmieden und zu stählen. Nur unter dem Beistand eines neuen Gewissens, einer Heiligung neuer Ziele und Ideale wird die Liebe, werden die Gegengefühle eine begeisterte und weittragende Verteidigung der besten Anlagen und Kräfte übernehmen und die Menschheit zu immer schöpferischeren, geistigeren, heiligeren Erfüllungen führen können.

Erwacht! Erwacht! Denn anders als bisher muß die Liebe ihre hilfreiche Wärme abstufen, schärfer und wohlwollender zugleich muß das Gegengefühl die Seelen mit seinem Pfluge durchfurchen, den richtigen Acker für die Wirksamkeit des Mitgefühls bereitend.

557

Je nach Anlage und Entwicklung eines Einzelnen oder einer Gruppengemeinschaft besitzen diese oder andere Arten ihrer Wertung eine größere oder kleinere Impulsivkraft, den Willen zu lenken.

558

Das Kind wird zunächst von zwei Grundbedürfnissen beherrscht: dem Streben nach Selbsterhaltung und dem nach möglichst häufigem und möglichst intensivem Lustgefühl.

Erst durch wachsende Reife und reiche Erfahrung wird es sich dieser Bedürfnisse bewußt, und noch viel später erkennt es, daß sie in den Mitteln, die zu ihrer Erfüllung führen, oft auseinandergehen. Diese Erkenntnis, mag sie noch so gering und arm sein, erkauft das Kind und der Erwachsene durch vielfache Irrversuche, die in der Folge Schmerz und Unlust oder Schädigung der Gesundheit herbeiführen. Noch bis in ihr Alter hinein, nicht selten bis zum letzten Lebenshauch, versuchen zahlreiche Menschen durch blinde Hingabe an Genuß und Lust ihr Dasein möglichst glücklich zu gestalten und zugleich nach Möglichkeit lange zu erhalten. Obgleich diese Lebensweise viel Überdruß, Unlust und Krankheit verursacht, geben sie das sinnlose Treiben nicht auf, denn sie haben bereits auch ihre Selbstbeherrschung verloren, sind ihrer rohen und sinnlichen Instinkte nicht mehr gewaltig: die Erfüllung ihres Verlangens nach Glück haben sie verscherzt . . . sie haben es in unrichtiger Weise auf falschen Wegen gesucht und erstrebt.

Allmählich erkennt jedermann aus Erfahrung und unter Beistand Gereifterer, daß Wachstum des Glücks, des Lustschatzes nicht durch bloße Häufung, vielmehr durch Vermannigfachung und Abwechslung und nur bei gewisser Wahrung der Gesundheit und Sicherung der Selbsterhaltung erzielt werden könne. Auf dieser Stufe setzt ein neuer Trieb an, ein Streben nach Bereicherung des seelischen Schatzes.

Dieses Verlangen kann je nach dem Grade und dem Reichtum angeborener Anlagen und schöpferischer Fähigkeiten entweder beim primitiven Drang nach vielgestaltigem Rohgenusse stehenbleiben oder zum Vermannigfachen stark entsinnlichter, geistiger Lustgefühle vorschreiten. Zur Selbstvergeistigung wird der Mensch nicht nur durch das spontane Drängen angesammelter Nervenenergien gedrängt, er wird hierzu auch durch die mehr oder minder bewußte Erfahrung veranlaßt, daß ein gewisser Grad der Entsinnlichung sowohl für die Selbsterhaltung wie für die Vervielfältigung der Lustgefühle unumgänglich sei. Der Trägheit in diesem selbsterzieherischen Streben wird zum Teil durch das Eingreifen der näher und ferner umgebenden Kulturgemeinschaft entgegengearbeitet.

Mit diesem verhältnismäßig größeren Anwachsen der geistigen Energien, der Selbstbeherrschung und der Erkenntnis von der Unentbehrlichkeit und Tragweite der Entsinnlichung beziehungsweise Vergeistigung

für Glück und Erhaltung steigt zugleich das Verlangen nach Mitteln und Wegen, welche zur größtmöglichen Vermannigfaltigung und Bereicherung des geistigen Seelenschatzes, der Dispositionen zum Denken, Fühlen und Wollen führen könnten.

Je vielseitiger und produktiver die angeborenen und unwillkürlich erlangten Fähigkeiten, desto früher und intensiver stellt sich ein gewisses Unbehagen, ein Unlustgefühl ein, welches darauf beruht, daß der wachsenden Mannigfaltigkeit geistiger Arbeit kein entsprechendes Gegengewicht geboten, der Beschränktheit und Ermüdbarkeit der individuellen Kräfte nicht genügend Rechnung getragen wurde. Alsdann steigert zunächst jede hinzukommende, vorsätzliche und unwillkürliche Vermehrung des Seelenschatzes das Gefühl des Übermaßes an Arbeit. Diese Überanstrengung wird noch dadurch erhöht, daß zwischen den vereinzelten Bestandteilen der wachsenden Vielheit von Dispositionen noch keine zureichende Behebung von Kollisionsmöglichkeiten und keine kurzen, der Natur abgelauschten, leicht vollziehbaren Verbindungswege eingeführt wurden.

So gesellt sich zur Überanstrengung auch Verwirrung hinzu, mehr und mehr den Drang erzeugend, durch einheitliche, nach Möglichkeit nicht widerstreitende Verbindung der Eindrücke, Vorstellungen, Gefühle und Strebungen dem Unbehagen zu entrinnen. Die vermehrte Übung und Erfahrung in der Vornahme solcher Einheitsgestaltung auf allerlei Gebieten des Fühlens und der Arbeit bringt in irgendeinem Grade und irgendwie zu Bewußtsein, daß durch eine derartig vereinheitlichende Verbindung sowohl Übersicht erreicht, geistige Kraft erspart und zugleich eine wachsende Vermannigfachung des Seelenschatzes hervorgebracht wird. Auf dieser Stufe strebt der Mensch nicht bloß nach Häufung der Lustgefühle, er strebt nach Mannigfaltigkeit unter Beistand der Vereinheitlichung, mithin nach einer „Einheit in der Vielheit". Diese empfindet er zuweilen, im Anklang an musikalische Verhältnisse, als „Harmonie" oder, an die Verbindung der Bestandteile und Funktionen von Lebewesen gemahnt, als „Organisierung".

Hat ein Mensch durch eine derartige Vereinheitlichung geistiger Dispositionen eine erwünschte Vermannigfaltigung und Abwechslung in seelischer Lust teilweise erzielt und darin eine intensive Genugtuung gefunden, so beginnt er eine vereinheitlichte beziehungsweise „harmonische" oder „organische" Mannigfaltigkeit psychischer Erlebnisse zu erstreben,

um mit ihrer Hilfe einen immer größeren Seelenreichtum und dessen wachsende Harmonie zu erlangen. So werden ihm nach und nach erreichte Stufen harmonischer Bereicherung so lange zum Ansporn und Antrieb, noch größere Vielheit beziehungsweise Vielseitigkeit und Vielgestaltigkeit der Befähigung, der Arbeit, des Schaffens zu erringen, bis Ermüdung, eventuell Jagen nach entnervenden Genüssen, seelentötender Selbstschutz oder die Überzeugung, bei unüberschreitbaren Grenzen angelangt zu sein, dieses Streben zum Abschluß gebracht haben. —

Bewertet man die nachfolgenden Glieder einer Änderungsreihe höher als die vorangegangenen, so empfindet der Vergleichende ihre Wandlung nicht bloß als ein „Werden", er erlebt sie als ein Entstehen der „besseren" aus „weniger guten" oder aus „schlechten", mithin als ein „Besserwerden".

Schwebt ihm dabei ein Bild von einem Ding oder Zustand vor, den er auf dem Gebiete der betreffenden Änderungsreihe als Vorbild maximal bewertet, somit als „Ideal", als mögliche oder denkbare Vollkommenheit verehrt, liebt, bewundert oder erstrebt, so veranlaßt ihn die steigende Ähnlichkeit nachfolgender Änderungsglieder mit dem Vorbild zu deren wachsender Höherschätzung. Daraus ergibt sich dann eine Abart der als „Besserwerden" bekannten Wertung, das Gefühl des „Vollkommenerwerdens", der „Vervollkommnung" der Änderungsreihe: die dem Vorbild, Idealbild, Vollkommenheitsbild ähnlicheren Glieder werden als „vollkommener" oder „idealer" geschätzt als die dem Vorbild unähnlicheren unter den vorhergegangenen.

Der Entstehungsvorgang einer solchen Vervollkommnungsreihe und ihr Ergebnis werden im Anklang an Wahrnehmungen des sich Herausschälens, Herauswickelns von stofflichen Gebilden aus anderen, beispielsweise des Fruchtfleisches aus einer Schale, der Kerne aus ihrer Hülle, der Blüte aus der Knospe, des Kindes aus dem Mutterschoße — „Entwicklung" oder „Evolution" genannt. Alsdann wird meist unwillkürlich die vergleichende Höherwertung beziehungsweise Vollkommenheitsschätzung, das Entwicklungsgefühl in die Wandlungsreihe gedanklich hineinverlegt und als ihr innewohnend empfunden.

Es hängt vom jeweiligen Stande und der jeweiligen Verfassung des Seelenschatzes ab, was der Mensch „höher" schätzt, „besser" oder „vollkommener" findet, was er also als „Vervollkommnung" oder „Entwicklung" erlebt und betrachtet. Aus dem Obigen erhellt, daß der primitive

Mensch und das Kind sehr geneigt sind, das Lustvoller=werden einer Wandlungsreihe ohne Rücksicht auf Gesundheit und Erhaltung, als „Besserwerden", „Vervollkommnung", „Entwicklung" einzuschätzen, während der Gereiftere, dessen Schatz an Erfahrungen, Erkenntnissen und Antrieben zur Selbstbeherrschung reicher ist, dabei wenigstens irgendwie mit in Erwägung zieht, ob das Lustvollere zugleich auch der Selbsterhaltung, eventuell der Erhaltung Anderer zuträglich sei.

Mit noch größerem Anwachsen des Seelenreichtums wird schließlich in entsprechendem Grade und irgendeiner Richtung solchem „Lustvollerwerden" der Vorzug gegeben, welches der wirklichen oder vermeintlichen Vermehrung des Seelenschatzes, beziehungsweise der einheitlichen Bereicherung der geistigen Dispositionen und Fähigkeiten, förderlich ist. Alsdann wird eine solche wirkliche oder vermeintliche Seelenbereicherung und Harmonie als ein „Besserwerden", eventuell als „Vervollkommnung", als „Entwicklung" beurteilt, gewertet, erlebt.

Infolge der unterschiedlichen Anlagen zu Selbstbeherrschung und seelischem Wachstum — Anlagen, über welche die mannigfaltigen Fähigkeiten in einem Menschen verfügen — leben in ihm bis zu einem gewissen Grade neben irgendeiner Neigung zur Bevorzugung mancher erhaltungsschädlicher oder den Seelenreichtum beeinträchtigender Lustgefühle auch Neigungen zur Bevorzugung von allerlei Arten und Richtungen der Vergrößerung geistigen Schatzes. Und es hängt ebenfalls von der bereits erlangten Stufe des Seelenreichtums und der Selbstbeherrschung ab, ob die eine oder die andere Neigung Oberhand gewinnt, ob mithin das Anwachsen geistiger Armut und Desorganisierung oder geistiger Mannigfaltigkeit und Einheitlichkeit als „Entwicklung" geschätzt und erstrebt werden: so empfindet ein unverfälschter Buddhist die Annäherung an die Vollendung des Nirwana, die Verneinung des Willens, die Unterdrückung der religiösen Phantasie als Vervollkommnung, während der griechische Zeusverehrer noch zur Zeit eines Äschylos und eines Phidias gerade schöpferische Zustände bevorzugt und als „Entwicklung" erlebt. Trotz der unabsehbaren Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Entwicklungserlebnisse wurden sie in einer ebenso rigorosen und fanatischen Weise generalisiert wie das „Gewissen". Die Bekenner herrschender Religionen, die Mitglieder einer Rasse, eines Volkes, eines Standes, einer Kaste, einer Berufsgenossenschaft halten

meist an der Überzeugung fest, daß nur ihre Vorbilder einer Vollendung wirkliche Vollkommenheit, nur die Annäherung an diese wirkliche „Entwicklung" sei. Ähnlich verhalten sich sämtliche Vertreter spekulativer, metaphysischer oder scheinbar erfahrungsmäßiger Entwicklungssysteme, so verhalten sich Hegel und Marx, so Comte und Spencer, so Darwin und zahllose Anhänger der landläufigen Evolutionsideale. Sie wußten eben nicht, daß die Entwicklungserlebnisse nur eine spezielle Abart der vergleichenden Wertung sind und als solche den unterschiedlichsten Wandlungen des Inhalts, der Richtung und des Strebens unterliegen. Sie wußten oder beachteten nicht, daß, wie andere Wertungen, auch die Entwicklungsschätzung in ihren mannigfaltigsten Gestalten vom Stande des jeweiligen Seelenschatzes der Einzelnen und ihrer menschlichen wie menschheitlichen Umwelt abhängig seien und entsprechend voneinander abweichenden Beurteilungen und Einschätzungen unterworfen werden. — Im vorliegenden Werke wird aus Gründen der populären Verständlichkeit und Kürze des Ausdrucks an Stelle der objektiven Fassung: „einheitliche oder harmonische Bereicherung des Seelenschatzes" des öftern die generalisierende Bezeichnung „Entwicklung" beziehungsweise Menschheitsentwicklung" gebraucht. Gleichwohl wird hier durchgängig der nichtgeneralisierende Standpunkt aufs genaueste gewahrt. Wenngleich von Entwicklung nur im Sinne einheitlicher Bereicherung im „Panideal" gesprochen und nach Wegen der organischen Mehrung menschheitlichen Seelenschatzes gesucht wird, so geschieht dies immer mit der Voraussetzung, daß es um eine bestimmte Abart der persönlichen und menschheitlichen Entwicklungserlebnisse zu tun ist — neben der auch andere vorkommen können und müssen, der unabsehbaren Verschiedenheit menschlicher Anlagen und Fähigkeiten gemäß. Gesucht werden hier ausschließlich solche Möglichkeiten und Wege der Entwicklungsschätzung und Entwicklungsverwirklichung, die eine wesentlich größere, stetigere, harmonischere und geistigere Vermehrung des menschheitlichen Seelenreichtums herbeiführen könnten; mithin nur solche, die reichen und vergeistigten Anlagen und Fähigkeiten zusagen müssen, wenn sie nicht durch desorientierende Überlieferungen oder Theorien irregeführt und für neue Lebensweisen bereits zu lähmend beeinflußt worden sind . . .

Die Wertungen beziehungsweise „Billigung" und „Mißbilligung" können dem Schutze sowohl erhaltungsfördernder wie erhaltungsstörender

Vorgänge und Strebungen dienen, mithin auch dem Verlangen und Ringen nach harmonischer Seelenbereicherung Vorschub leisten oder den geistigen Schatz zugunsten bloß physischer Erhaltung und seelenhemmender Genüsse verringern beziehungsweise desorganisieren. Je reicher die angeborenen Anlagen und erworbenen Fähigkeiten, je größer der unwillkürlich aufgegangene Blütenreichtum, desto mächtiger wird der Drang nach dessen Beschirmung, Sicherung und Steigerung mit Hilfe hierfür geeigneter Wertungen. Dieser Drang, unterstützt durch die Erfahrung und Erkenntnis, daß unterschiedlichste Lustgefühle und Erhaltungsweisen den geistigen Harmoniereichtum beeinträchtigen, kann zur Bevorzugung der Billigungen von Entwicklungsstrebungen führen.

Sofern jedoch diese Strebungen infolge der angeborenen Trägheit des menschlichen Typus, infolge primitiver und desorientierender Überlieferungen in Sitten, Gesetz, Gewissen, Gesellschaftsordnung, Kunst, Wissenschaft und Religion meist destruktiven, seelenhemmenden „Vorbildern" und „Idealen" zugetan und zugewandt waren, mußten sie die Fähigkeit der Einzelnen, der Gruppen, der Menschheitsgeschlechter, ihre angeborene Anlage zur Mehrung, Vereinheitlichung und Vergeistigung des Seelenschatzes zum großen Teil lahmlegen. Hat man doch dergleichen geistes-hemmenden Tendenzen um so unentwegter und energischer Folge geleistet, je überzeugter sie als „Vervollkommnung" und Entwicklung geschätzt und erlebt wurden.

Daraus entsprang ein Widerstreit und Kampf nicht nur der Entwicklungswertungen untereinander, sondern ein Kampf zwischen der Entwicklungswertung überhaupt und den andern Wertungsweisen, die auf die Erhaltung oder auf Lustgefühl mehr Nachdruck legen.

Infolge der mannigfachen großen Enttäuschungen, die unterschiedliche Entwicklungswertungen mit sich brachten, gewannen die anderen Schätzungen häufig die Oberhand. Und es geschieht nicht selten, daß der Sieg einer Gefühlswertung oder Erhaltungsschätzung über Entwicklungsstrebungen dem individuellen und menschheitlichen Seelenreichtum Gewinn bringt, da Art und Weise der meisten bisherigen Vorbilder und Ideale roher Sinnlichkeit, falscher und unpsychologischer Orientierung und übergroßer Trägheit des Geistes entspringt. Aus diesem Stand der geistigen Vorbereitung der Menschheit ergibt sich die große Aufgabe, an Stelle blinder Förderung aller möglichen,

einander widersprechenden „Entwicklungen" solche Wege seelischer Wandlung, geistiger „Entwicklung" zu suchen, die in Wirklichkeit und objektiv den menschheitlichen Geistesschatz mehren und einer steigenden Harmonie, Vergeistigung und Gefühlsintensität entgegenführen.

Zu diesem Behufe müssen aber nicht nur die Entwicklungswertungen mit wesentlich neuen Vorbildern menschlichen Fühlens, Strebens und Schaffens nach Möglichkeit verbunden, es müssen auch die anderen Schätzungen, soweit es geht, damit in Einklang gebracht werden.

Soll also auch die menschliche „Moral" eine erhöhte Fähigkeit gewinnen, die Einzelnen und die Menschheit seelisch mehr zu fördern, als es bisher geschehen konnte, so muß erforscht werden, inwiefern die bisher herrschenden Haupttypen des Gewissens mit Wertungen des „Gefühls", der „Erhaltung", der „Entwicklung" übereinstimmen, die den menschheitlichen Reichtum an Gedanken, Anschauungen, Gefühlen und Strebungen objektiv vermehren und fördern, und inwieweit sie von solchen abweichen, die ihn der Verarmung und Schädigung aussetzen und preisgeben.

Einer solchen Prüfung werden die herrschenden Gewissensrichtungen im nachfolgenden unterzogen. Diese Prüfung erleichtert und ermöglicht zum Teil das Auffinden des neuen, des panidealistischen Gewissens. —

559

Auf größtmöglicher inhaltlicher Übereinstimmung der Billigungsmotive beruht ihre größtmögliche Motivkrafterspärnis. Diese Übereinstimmung kann man als Motivharmonie der Billigungen, das motorische Ungehindertsein der letztern voneinander als motivharmonische Billigungsfreiheit, die auf Harmonie und Freiheit beruhende Krafterhöhung und Krafterspärnis als Motivökonomie der Billigungen bezeichnen.

Die Arbeit und Bewegung, welche der Ausführung einer Wollungsantizipation gilt, ist in Kraft, Beschleunigung und Energie zum Teil ein Ergebnis der mitwirkenden, mitbewegenden, auf Antizipation und Mittel gerichteten „Billigungen" oder „Mißbilligungen".

An und für sich wirkt auf ein Streben die „Billigung" kraftsteigernd, die „Mißbilligung" hemmend oder lähmend. Aber geraten mehrere

Billigungen in Widerstreit, pflichten sie etwa entgegengesetzten Absichten und Ausführungsmitteln bei, so hemmen sie sich wechselweise in Richtunggebung und Strebungsantrieb. Die von ihnen ausgehende Arbeitserhöhung und Produktivierung des Strebens ist geringer, als wenn die stärkste unter den einander behindernden Billigungen allein wirksam wäre, oder wenn alle als steigernde Begleitmotive der Wollung miteinander übereinstimmen und sich gegenseitig unterstützen würden.

Dies gilt nicht nur für einzeln auftauchende Wertungen, es gilt auch für deren typische Dispositionen. So kann zum Beispiel das ästhetische Wohlgefallen an den Farben eines Bildes mit dem Wohlgefallen an dessen Kunst des physiognomischen Charakterisierens im Einklang stehen und sich gegenseitig erhöhen. Je nach der geistigen Anlage und Vorbereitung kann diese Reaktionsweise des Wertens entweder vereinzelt vorkommen oder den Einzelnen und Gruppen als Disposition innewohnen. Das heißt sie werten in ähnlicher Weise häufig oder immer.

Wie in einem und in vielen Menschen eine bestimmte Art des Billigens in bezug auf Erhaltung, Gefühl oder Entwicklung feste Wurzeln fassen kann, so vermögen auch bestimmte Arten ihrer Übereinstimmung oder ihres Widerstreites zur Gewohnheit und Disposition zu werden, die sich ihrerseits in allerlei Spielarten auszweigt. —

Hemmten sich unterschiedliche Wertungsdispositionen wechselweise und ging schließlich aus diesem Widerstreit ein übereinstimmender Einklang hervor, so wird das ungehemmte Walten dieser Wertungen als „Befreiung", „Freiheit", zuweilen sogar als „Erlösung" empfunden. Es kann aber ein Mensch schon den Gegensatz eines in seiner Seele bestehenden wechselwirkenden Ungehemmtseins der Wertungen zur gegenseitigen Wertfesselung in Mitgliedern seiner Umwelt als Freiheitsgefühle erleben. Auch abgesehen von dem Schaden, den man erleiden muß, wenn eine lebensfördernde Billigungsdisposition auf Hindernisse stößt, bringt schon der bloße Widerstreit zwischen gewohnten oder gelegentlich auftauchenden Schätzungen oft unerträgliche innere Kämpfe, Schwankungen, Irrversuche und Seelenqualen mit sich. Diese Zerrissenheit verursacht also bedeutenden Verlust an Kraft, Energie und Lebensfreude. Im schärfsten Gegensatz hierzu steht die Krafterspamis, die zuweilen aus dem Wegfall solcher Mißklänge und Zerrissenheiten hervorgeht, sofern er von zerreibenden, völlig unnützen, überflüssigen Kämpfen

und Leiden erlöst. Die Krafterhöhung des Strebens durch Wertungseinklang beruht also nicht bloß auf einer Vereinigung der Wertungskräfte zu gemeinsamer Arbeit in gleicher Zielrichtung, sie beruht zugleich auf vorerwähnter Kraftersparnis.

Die Wertungsharmonie kann nur als Ergebnis eines noch umfassenderen Einklangs, einer Vereinheitlichung der gesamten Seelenarbeit erzielt werden.

Die beiden Harmonien beeinflussen und bedingen sich wechselseitig. Die einheitlich organisierte Vielseitigkeit der Billigungen bildet daher nicht nur eine äußerst belangreiche, oft entscheidende Triebfeder im Mechanismus der seelenbereichernden Wollungen und Annäherungen an Idealvorbilder, sie ist zugleich selbst ein Mitglied des harmonischen Seelenreichtums. Als solches kann sie ästhetisch oder in bezug auf ihre erhaltende, gefühlweckende, entwickelnde Wirksamkeit gewertet und beurteilt werden.

Wo diese Harmonie auf Übereinstimmung aller Wertungen mit einem Vollkommenheitsbild, einem Ideal beruht, das Leben und Geist der Menschheit, mithin auch der Einzelnen hemmt und gefährdet, gleicht sie dem Farbeneinklang giftiger Blumen, der irrende Menschen an sich lockt, um sie durch den Hauch ihrer Düfte zu betäuben, in Krankheit zu stürzen oder ums Leben zu bringen. Viele der besten Menschenkräfte waren das Opfer solch trügender Giftharmonie: es ist also hoch an der Zeit, an die Schaffung allseitig und wahrhaft fördernder heranzutreten. —

560

Da grobsinnliche oder ästhetische Lustgefühle sehr oft durch Schädigung des Seelenreichtums, dagegen sinnliche oder ästhetische Unlust häufig durch Seelenbereicherung hervorgerufen werden, so führt die Herrschaft absoluter Gefühlsbilligung aller sinnlichen und ästhetischen Genüsse und die unbedingter Gefühlsmißbilligung aller sinnlichen und ästhetischen Unlustgefühle zum mehr oder minder großen geistigen Niedergang der Einzelnen oder Gruppen.

561

Da physisches Gedeihen oft durch Versinnlichung und Verarmung des Geistes, dagegen Erhöhung der seelischen Empfänglichkeit nicht selten durch Schädigung der Gesundheit und der Nerven erkauft wird, so

führt die Herrschaft absoluter Billigung aller Bedingungen physischen Selbstgedeihens und die unbedingter Mißbilligung aller Ursachen körperlicher Beeinträchtigung zur mehr oder minder großen psychischen und mittelbar zur physischen Hemmung.

562

Da die Vermehrung des Seelenschatzes, die Erhöhung seiner Harmonie und Intensität oft nur auf Kosten des physischen Gedeihens gefördert werden kann, so führt die Herrschaft absoluter Selbstbilligung aller Strebungen, die der harmonischen Mehrung des eigenen Seelenschatzes gelten, zur physischen und mittelbar zur psychischen Hemmung.

563

Noch größere Schädigung des Seelenreichtums wird durch die Herrschaft solcher Selbstbilligungen mitbedingt und unterstützt, die einem für Harmonie und Vergeistigung der eigenen und fremden Seele schädlichen Streben beipflichten, insbesondere wenn dessen Absichten und Ziele trotz ihrer geistigen Armut und Desorientierung als Bilder einer Selbstentwicklung erlebt werden.

564

Die Herrschaft der Selbstentwicklungsbilligung kann dagegen um so mehr der harmonischen Mehrung des Seelenreichtums, mithin auch seiner Organisierung und Vergeistigung dienen, je mehr sie Strebungen entgegenkommt, die den Seelenschatz objektiv fördern, und je mehr sie mit Selbstbilligungen übereinstimmt, welche auf Erhaltung einer hierfür unerläßlichen Gesundheit Gewicht legen.

565

Je mehr die Gefühlswertungen und Erhaltungswertungen in ihrer Billigung organisch seelenbereichernder Strebungen mit den objektiv orientierten Entwicklungswertungen nach Inhalt und Richtung in Einklang stehen; je geringer die Motivkraft der mit ihnen widerstreitenden Billigungen: desto größer kann die Fähigkeit des Einzelnen werden, seinen Seelenreichtum harmonisch zu fördern.

566

Je reicher die Anlagen, Fähigkeiten und objektiven Erfahrungen eines Einzelnen oder einer Gemeinschaft, desto vielseitiger muß sie die Unerläßlichkeit des menschheitlichen Seelenschatzes und seiner organischen Mehrung für die eigene wesentliche Seelenbereicherung erkennen und erstreben, sofern sie nicht durch Vorurteile der Überlieferung, des Gewissens, der Gesellschaftsordnung, der Religion und Philosophie hierin gehemmt und irregeleitet wird.

Mit dem Wachstum der Vielseitigkeit dieser Erkenntnis und des geistigen Arbeitsdranges müssen nach Wegfall überkommener Hemmungen die Strebungen nach „Selbstentwicklung" mehr und mehr mit Strebungen nach Förderung des menschheitlichen Seelenschatzes Hand in Hand gehen.

Aber nicht ein jedes Streben nach Menschheitsentwicklung fördert wirklich und sehr wesentlich den Seelenschatz der Menschheit. Es muß erst auf Vorbilder menschheitlichen Lebens gerichtet sein, die seine einheitliche, organische und vergeistigte Bereicherung objektiv versinnbildlichen und vergegenwärtigen.

Aus dem Postulate der abstufenden Menschheitsentwicklung und aus der im II. Teil nachfolgenden Darstellung der bisherigen Ideale ist zu ersehen, daß bislang solche Strebungen nach menschheitlicher „Vervollkommnung" oder „Entwicklung" vorherrschten, denen eine größtmögliche Nivellierung oder eine sehr gefährdende und hemmende Differenzierung menschheitlicher und individueller Seelenkräfte als höchstes Vorbild vorschwebte.

Solche Strebungen können zwar in dieser oder jener Hinsicht zuweilen einseitig fördern, aber stets auf Kosten einer ungleich vielseitigeren, harmonischeren und geistigeren Bereicherung menschheitlichen Lebens.

Daraus ergab sich die Aufgabe, das Vorbild einer Menschheit zu entwerfen, deren Seelenleben vom Streben nach möglichst harmonischer Schattierung und Abstufung der seelischen Kräfte und ihrer Bewertung beherrscht wäre. Und die Untersuchung im vorliegenden Werke hat gezeigt, daß ein Bestreben, sich an Vorbilder von einer derartig abgestuften, differenzierten Menschheit moralisch, religiös, künstlerisch und gemeinschaftsgestaltend anzunähern, den menschheitlichen Seelenschatz bei

weitem vielseitiger und stetiger bereichern müßte als die bisherigen Vervollkommnungsbilder, die als „Menschheitsentwicklung" gewertet und erlebt wurden.

567

Je stärker und vielseitiger die Herrschaft der Billigungen, die auf Strebungen nach differenzierend seelenbereichernder Menschheitsentwicklung gerichtet sind, sich der Einzelnen und der Gemeinschaften bemächtigen wird, desto vielgestaltigere und weitreichendere Möglichkeiten der individuellen und sozial gemeinsamen Förderung des menschheitlichen Seelenreichtums müssen sich bilden.

Diese Möglichkeiten werden um so energischer und stetiger wachsen, je mehr es jene Billigungen in der Macht haben werden, alle ihnen widerstreitenden Wertungen und Willensmotive zu beherrschen und zu besiegen, und je mehr die Gefühlsschätzungen und Erhaltungsbilligungen mit ihnen nach Inhalt und Richtung übereinstimmen werden.

Erst dann wird eine Harmonie, Freiheit und Kraftersparnis der Billigungen entstehen, die aus dem Einklang mit den objektiveren Vorbildern und Idealen einer Annäherung an die stufenreiche Menschheitsentwicklung hervorgehen werden.

568

Je schöpferischer und vielseitiger die Anlage und geistige Vorbereitung eines Menschen oder einer Gemeinschaft gestaltet sind, desto intensiver und objektiver wird von diesen die Menschheitsentwicklung erstrebt, zum Teil um solcherweise die Selbstentwicklung zu fördern. Alsdann wird auch umgekehrt nach Selbstentwicklung gerungen, um mit deren Beistand der Menschheitsvervollkommnung zu dienen. So ist der rechte Boden und Acker für eine Harmonie der Billigungen geschaffen, die zugleich der Selbstentwicklung und der Menschheitsentwicklung gelten.

Diese Abart der Billigungsharmonie kann allerlei Stufengänge der Wandlung durchlaufen, die ihrerseits je nach Kultur und geistiger Vorbereitung eines Einzelnen, einer Gemeinschaft, einer Menschheitsepoche als „entwickelt" oder „unentwickelt" empfunden werden.

Bei einem gewissen größeren einheitlicheren Reichtum des Fühlens und Denkens angelangt, muß sich diesem Billigungs-

einklang die Einsicht zugesellen, daß die seelische Selbstbereicherung den individuell möglichen Aufstieg nicht in vollem Maße nehmen kann, solange sich das Streben nach Selbstentwicklung nicht mit der Bereitschaft zur Selbstaufopferung für Heil und Seelenbereicherung der Menschheit verbunden hat. Sehr intensiv und einheitlich arbeitende Geistesnahrung kann eben nicht ungestraft gerade dort haltmachen, wo ihr Verlangen nach tätiger Entladung, sei es nach außen, sei es nach innen, die individuell höchste Energie erreicht hat. Wo dies geschieht, wo nach Menschheitsentwicklung ohne Fähigkeit und begeisterte Bereitschaft, selbst die größten Opfer zu bringen, gestrebt wird, muß ein Rückgang, ein Abstieg der Produktivkräfte und eine größere oder geringere Verarmung des eigenen Seelenschatzes unweigerlich einsetzen, der nicht selten eine innere Zerrissenheit, eine Desorganisierung des ehemaligen Billigungseinklangs, eine einseitige Selbstentwicklungsmanie zur Folge hat. —

Demnach wird mit der wachsenden Erkenntnis der Seele eine Billigungsdisposition in bezug auf die Selbstentwicklung mehr und mehr in eine Organisation von Billigungen harmonisch hineinwachsen, in eine Harmonie von Wertungen, die der abgestuften Menschheitsentwicklung gelten und dienen wird. In diesem Einklang werden aus Nähe und Ferne die Töne des neuen Gewissens erklingen, dessen klarer Spiegel die Zukunft der Menschheit und den ewigen Himmel offenbaren wird.

569

Eventuelle Versuche, die „Moral" und das „Gewissen" im Sinne eines Strebens nach Selbstentwicklung umzugestalten, einer „Selbstvervollkommnung", die nicht der Seelenbereicherung und harmonischen Vergeistigung der Menschheit dienen wollte, ihr sogar entgegen wäre, müßten, siegreich geworden, auch die Selbstentwicklung ins Herz treffen und eine allgemeine Verarmung, Vergröberung des Geistes heraufbeschwören.

Nur eine Moralrevolution im Sinne stufenreicher Menschheitsentwicklung könnte zugleich eine Umwälzung ethischen Verhaltens und Gewissens zugunsten harmonisch seelenbereichernder Selbstentwicklung bilden.

Je mehr die Moral des Selbstkultes Elemente einer wirklichen Seelenbereicherung und Vergeistigung enthielte, desto unvermeidlicher müßte sie mit deren Anwachsen ihren verzauberten Engkreis selbst sprengen und zu einer altruistisch, eventuell menschheitlich orientierten führen, da der angeschwollene Bach der durch sie geförderten Kräfte das allzu eng gewordene Bett zu sprengen und ein weiteres aufzusuchen genötigt wäre. —

Der vorhergegangenen Untersuchung gemäß müßte eine eventuelle Reform oder Revolution der Moral die Selbstentwicklung um so vollständiger, vielseitiger und einheitlicher auszugestalten helfen, je entschiedener, restloser und siegreicher sie ein neues ethisches Verhalten herbeiführte: eine „Moral" und ein „Gewissen", welche jedwedes Streben nach „Selbstentwicklung" billigen würden, sofern es zugleich ein Streben nach abgestufter „Menschheitsentwicklung" wäre und in diesem nach Möglichkeit aufginge.

Nur sie, nur eine seelenvoll abstufende Entwicklungsmoral wäre fähig, Mitglied einer Harmonie, einer Freiheit und Ökonomie der Billigungsdispositionen zu werden, die zugleich der eigenen und der menschheitlichen Seelenbereicherung, Vergeistigung und geistigen Organisierung zugewandt wären. In dieser Einheit der Wertungen müßte natürlich die Billigungsdisposition bezüglich der Menschheitsentwicklung die Führung und Hegemonie innehaben.

Wissen wir jetzt, wie eine neue „Moral" beschaffen sein, welche Bedingungen sie erfüllen müßte, um die einzelne Seele und das Menschheitsleben harmonisch zu bereichern, schöpferischer, geistiger, gefühlsintensiver zu machen, so können wir durch den Vergleich beurteilen und ermessen, inwiefern die bisherigen Moraldispositionen von dieser Beschaffenheit abweichen. Wir gewinnen also Klarheit darüber, wie weit sie von der Erfüllung der dazu nötigen Bedingungen entfernt sind und welche Elemente ihres Wesens diesen eher entsprechen, so daß sie innerhalb des neuen ethischen Verhaltens und Gewissens noch lebensfähiger und fruchtbarer werden müßten als sie im alten waren. —

570

Was ist der individuelle Inhalt der gegenwärtig in europäischen und europäisierten Ländern mehr oder weniger allgemein herrschenden Moral?

Es ist die fast keine Unterschiede machende, fast gar nicht schattierende, unbedingte Billigung des Mitgefühls und der Liebe, eine Wertung, zu welcher die ebenso schattierungslose Mißbilligung jeglicher Selbstheit ein Gegenstück bildet: Allgemein herrschende absolute Altruismusmoral.

Diese „Moral" nimmt keine Rücksicht auf Unterschiede in Richtung und Wesen der Mitgefühle und der Liebe, mithin auf deren Merkmale und Tendenzen, die sie als harmonisch seelenbereichernd und menschheitsfördernd oder geisttötend und menschheitsschädigend kennzeichnen.

Ebensowenig unterscheidet sie zwischen harmonisch seelenbereichernden, menschheitsfördernden und seelenvergiftenden Spielarten der Selbstheit. Vielmehr verdammt sie alle in Bausch und Bogen, da sie generalisierenderweise alle als Egoismus oder Selbstsucht auffaßt und beurteilt.

Es ist ersichtlich, daß eine solche „Moral" von der Beschaffenheit einer eventuellen, abstufenden Entwicklungsmoral wesentlich abweicht, da sie die hierfür erforderlichen Bedingungen nicht erfüllen kann. Wohl bedeutet ihre entschiedene Betonung der Liebe und des Mitgefühls ebenso wie ihre Abwehr jeglichen Hasses und der Selbstsucht gegenüber dem noch primitiveren Moralverhalten und Gewissen einen gewaltigen Fortschritt, und in dieser Hinsicht ist ihr lebendiges, fruchtbares Fortwirken auch nach völligem Wegfall ihrer Schattenseiten für alle Zeiten gesichert. Aber ihre vorerwähnte Unfähigkeit des objektiv psychologischen Schattierens in Beurteilung des Mitgefühls, der Liebe und der Selbstheit und vorzüglich die äußerste Geringheit ihrer Berücksichtigung der geistigen Unterschiede unter den Menschen und innerhalb der Einzelseele bilden eine furchtbare Hemmung und Schädigung des individuellen und menschheitlichen Seelenreichtums, der Organisierung und Vergeistigung menschlicher Kräfte. Infolgedessen wird es ihr niemals möglich sein, an einer Harmonie, Freiheit und Ökonomie der Billigungsdispositionen organisch teilzunehmen, die vorsätzlich und unwillkürlich der stufenreichen Menschheitsentwicklung unter Mitberücksichtigung der Selbstentwicklung dienen werden. —

571

Die der absolut altruistischen, meist entgegengesetzte, absolut mißgünstige Moral kommt am seltesten vor, weil sie eine Seelenarmut und Primitivität des Gefühls erfordert, die tief unter dem europäischen durchschnittlichen Entwicklungsniveau stehen.

Der individuelle Inhalt dieser Moral ist eine fast keine geistigen Anlagen und Entwicklungen berücksichtigende, stark schattierungslose Billigung jedweden Gegengefühls, Hasses nnd Eigennutzes und eine ebensowenig unterscheidende Mißbilligung aller Regungen des Mitgefühls und der Liebe: absolute Mißgunstmoral.

Ist sie auch in ihren fast ausschließlich gehässigen Formen eine Seltenheit, so erscheint sie dagegen häufig in Gestalt überwiegender egoistischer Tendenzen und bloß sporadisch geweckter Gegengefühlsneigungen.

Sie billigt zwar jeden Haß und jegliches Gegengefühl, mißbilligt aber nicht alles Mitgefühl, wenn sie auch Haß und Liebe dem Egoismus unterordnet.

Obgleich es auf der Hand liegt, daß diese weitverbreitete Spielart der absoluten Mißgunstmoral sowohl die Seele ihres Trägers wie das Leben seiner Opfer und der Menschheit verhängnisvoll hemmt und schädigt, hatte sie selbst in Zeiten höchsten Kulturaufschwunges ihre künstlerischen und wissenschaftlichen Vertreter. Ja, selbst die absolut gehässige Mißgunstmoral fand unter „Philosophen" noch in der neuesten Zeit ihre begeistertsten Lobredner.

Noch mehr als die absolut altruistische Moral unfähig, die geistigen Unterschiede unter Menschen und innerhalb der Einzelseele fördernd zu berücksichtigen, auf Hemmung und Schädigung ausgehend und die größeren Vorzüge des Geistes meist stärker treffend als die geringeren, vermögen die milderen und die roheren Formen der Mißgunstmoral erst recht nicht zum organischen Mitglied einer abstufend fördernden Wertungsharmonie zu werden.

572

Neben der absoluten Moral des Altruismus und der des mißgünstigen Egoismus kommt eine ebenso verbreitete relative Moral vor. Ihr individueller Inhalt ist die ausschließliche Billigung derjenigen Mitgefühle und Liebestendenzen, die den Genossen einer engeren Gemeinschaft des Wertenden zugewandt sind, Menschen derselben Rasse, Angehörigen desselben Volkes, desselben Staates, Mitgliedern derselben Kirche, derselben Dorfgemeinde, desselben Berufes, derselben Partei, eventuell nur den Blutsverwandten. Zugleich aber Mißbilligung des Mitgefühls und der Liebe, sofern sie auf Andersrassige, Fremde, Andersgläubige, überhaupt Angehörige nicht bevorzugter Gemeinschaftsgruppen gerichtet sind.

Selbstverständlich billigt diese „Moral" Mißgunst und Egoismus, wenn sie gegen solche „Fernstehende" ihre gierigen Hände strecken oder ihre unbarmherzigen Schwerter zücken, mißbilligt sie nur dann, wenn ihr Stachel in „eigenes Fleisch und Blut" eindringt, die Genossen, die Freunde oder Anverwandte schädigt: Im Gegensatz zum ethischen Verhalten, welches das Gedeihen der gesamten Menschheit berücksichtigt, möge diese engherzige Wertungsweise als Moral der Teilgruppen bezeichnet werden.

Im Verhältnis zu Einzelnen und Gruppen, die außerhalb der bevorzugten Gemeinschaft stehen, berührt sie sich mit der Mißgunstmoral: freundlich gesinnten oder gleichgültigen Fremden gegenüber egoistisch, begegnet sie den feindlichen mit Haß und Rache. Dabei müssen natürlich die Sensibelsten und Begabtesten unter den „Fernstehenden" am schlimmsten fahren, während die Stumpferen viel weniger verletzbar sind und sich mit gröberen Waffen zu verteidigen wissen.

Ebenso gering wie bei der egoistischen, mißgünstigen oder absolut altruistischen Moral ist ihre wohlwollende Rücksichtnahme auf Unterschiede der Anlage, der Begabung, der Vergeistigung, des harmonischen Seelenreichtums unter Einzelnen und Gruppen, sowohl innerhalb der bevorzugten, wie innerhalb der „fremden" Gemeinschaften und der Menschheit. Da sie durch die Ausschließlichkeit und unterscheidungslose Blindheit die wechselseitige Feindschaft und den Egoismus der kleineren und größeren Gemeinwesen reichlich nährt, so ist sie mehr für Einflüsterungen der absolut mißgünstigen und der egoistischen Moral zugänglich als für die der altruistischen. Ihre primitive Roheit bildet daher den größten Schutz und die beste Zuflucht für jegliche Wildordnung der Gesellschaft und eine barbarische Sozialdifferenzierung nach Merkmalen rein äußerer Macht, nach Rang und Amt, Stand und Herkunft, Besitz und Gewand, einer Differenzierung, die fast gar nicht oder nur verschwindend wenig mit der geistigen Eignung in Einklang gebracht wird.

Sofern sie aber von der absolut altruistischen Moral beeinflußt wird, empfängt sie von ihr mehr eine Steigerung und Sanktion der eigenen Schattierungslosigkeit als eine Erhöhung der Liebesfähigkeit. Die Moral der Teilgruppen bildet also eines der gewaltigsten Hindernisse für das Wachstum der geistigen Abstufung in Wertung und Gesellschaftsordnung. Selbst der Liebe, ja dem Haß und dem Gewissen drückt sie die

Spuren und Züge ihrer primitiven, äußerlichen und geisttötenden Gesellschaftsdifferenzierung auf. Da ihr obendrein die ganze Macht und Gewalt der Machthaber und der wehrhaftesten Kampfgruppen zur Verfügung stehen, so entfaltet sie eine um so sieghaftere Betätigung ihrer wilden Instinkte und Verwirklichung ihrer menschheitsschädigenden Rohideale.

Keine der verbreiteten Moralen ist also weniger befähigt an einer geistig abstufenden Billigungsharmonie organisch teilzunehmen.

573

Neben den verbreiteten treiben noch andere, in allerlei Formen und Gestalten schillernde Spielarten der „Moral" und des „Gewissens" ihr Wesen.

Manche darunter sind Überbleibsel aus uralten Zeiten oder entspringen spontan den roheren und stumpferen Anlagen der Menschen. Andere beruhen auf ständigem Ineinanderströmen der unterschiedlichen Moralweisen, sei es der herrschenden und eingewurzelten, sei es der schnell vorübergehenden oder im Schwinden begriffenen.

Als Beispiel diene die Moral des kulturell etwas verfeinerten Egoismus, ein ethisches Verhalten, welches zwar ausgesprochene Haßgefühle verwirft, aber keine besonders intensive Liebe fordert und keine allzu hohen Ansprüche an die Opferbereitschaft stellt.

Diese Spielart tritt wiederum in allerlei Abarten auf: in Form einer Bevorzugung sinnlicher Genüsse oder als vergeistigter, eventuell künstlerischer, wissenschaftlicher, religiöser Sybaritismus und in vielen anderen Gestalten. —

Da die Nebenmoralen den allgemeiner herrschenden gegenüber keine wesentlich neuen und belangreichen Eigenschaften aufweisen, so müssen auch sie das Schicksal der siegreicheren teilen, das Schicksal des Sterbens und der Verwesung.

Wenn auch eine jede von ihnen infolge ihrer geringeren Verbreitung und Autorität, als sie den fundamentalen Moralen eigen sind, die Seele des einzelnen und der Menschheit entsprechend seltener zu Schaden bringt und zuweilen sogar über manche vergeistigende Fähigkeiten verfügt, so bilden sie doch in ihrer Gesamtheit ein Meer von Giften und können weder vereinzelt noch vereinigt eine größere Annäherung an die abstufende Entwicklungsmoral erlangen. —

574

Der bisherigen Untersuchung gemäß kann die Revolutionierung der bisherigen Moralweisen und Gewissensarten im Sinne eines neuen, auf die einheitlich unterschiedsgraduelle Seelenbereicherung der Menschheit gerichteten ethischen Verhaltens folgendermaßen zustande kommen:

I. Durch Umwandlung des schattierungslosen, kaum unterscheidenden Beurteilens und Wertens der zahllosen Spielarten des Mitgefühls, Gegengefühls und der Selbstheit in ein differenzierendes Einschätzen ihrer typischen und ihrer jeweiligen Bedeutung für die harmonische Seelenbereicherung des einzelnen, der Gruppen und der Menschheit.

II. Durch Umwandlung der Vollendungsvorbilder, welche Seelenverarmung, Vergröberung und Desorganisierung des Geistes mitbedingen, in solche Vorbilder und Ideale der Menschheitsentwicklung, welche Bereicherung, Vergeistigung und Vereinheitlichung der Seele stetig, wesentlich und mächtig fördern würden.

III. Durch Wandlung der geistnivellierenden und größtenteils äußerlich differenzierenden Gesellschaftsordnung in eine mehr und mehr die Unterschiede in Anlage, Fähigkeit und Entwicklung berücksichtigende. —

575

Der individuelle Inhalt einer durch solche geistig revolutionäre Änderungen hervorgebrachten Moral wäre:

Schattierende und abwägende Billigung derjenigen Mitgefühle, Gegengefühle und Vorgänge der Selbstheit, die der Förderung der abgestuften Menschheitsentwicklung zustreben, indem sie der Anlage und Verwirklichung größeren, organischeren und geistigeren Seelenreichtums eine entsprechend bevorzugende, überordnende Rücksicht zuwenden.

Analog abstufende Mißbilligung solcher Mitgefühle, Gegengefühle und Vorgänge der Selbstheit, die der harmonisch differenzierten Menschheitsentwicklung mit voller Einsicht oder vorsätzlich Schaden bringen, eventuell ihrer Förderung aus dem Wege gehen, ihr Gedeihen nicht berücksichtigen.

Im Hinblick auf seine Verbindung mit dem später zu schildernden, umfassenden Ideal möge dieses Verhalten panidealistische Moral benannt werden. —

Sofern sie selbst den älteren Moralweisen gegenüber eine reichere und zugleich organischere Betätigung zu bieten vermöchte, wäre sie nicht nur Mitbedingung, sondern zugleich Mitglied menschheitlicher Seelenbereicherung, mit deren Steigerung sie selbst in ihrer Kraft, Objektivität und Vielseitigkeit mehr und mehr erhöht werden müßte.

Da kein organisches Wachstum des Geistes durch völlige Lostrennung von Wurzeln der Vorzeit möglich ist, so wird in die neue Moral, wird in das neue Gewissen auch aus dem Erdreich und Wurzelwerk der alten fruchtbarer Lebenssaft dringen:

die reinen, lichten Kristalle der Liebe, in denen sich ehrwürdige Häupter heiliger Scharen spiegeln . . . Das Verlangen, sich zu opfern, sich dem Ideale, der Vollendung hinzugeben . . . Kräfte und Wuchten geistiger Schlachten . . .

So werden aus der Dämmerung der Vergangenheiten ehrfurchtweckende Gestalten erstehen, die neuen Wege zu segnen, die Gewalt ihrer sehnenden Ahnung, ihres gestaltenden Webens, ihrer machtvollen Heiligung den neuen Zielen zu verleihen. —

Zur Biokritik der Moralbegriffe

576

Da nur das allgemeinste Gesetz einer Wissenschaft den vollen Gegenstand derselben hervorheben und somit ihre Grenzen und unerläßliche Überschreitung dieser Grenzen anzudeuten vermag, so kann eine wesentliche Methodenrevolution einer Wissenschaft nur mit einer wesentlichen revolutionären Änderung ihres allgemeinsten Gesetzes Hand in Hand gehen.

577

Fast alle Ethiker stellten an sich die Frage:

„Was ist Moral?"

Aber alle ohne Ausnahme hörten sofort auf, sich theoretisch zu verhalten, sobald sie diese Frage zu beantworten suchten. Sie verhielten sich den ethikalischen Problemen gegenüber ethisch, ästhetisch, moralisierend und predigend, nur nicht theoretisch.

Ihre moralischen und ästhetischen Wertungen hielten sie für theoretische, wissenschaftliche Beschreibung ethischen Verhaltens, was ihnen um so leichter fiel, als sie ihre Predigten in äußerlich wissenschaftliche Formen und Formeln brachten.

So entstand die pseudowissenschaftliche Methode der meisten Moralsysteme, welche von irgendeinem individuellen Inhalte ethischen Verhaltens, statt vom allgemeinsten, ethikalischen Gesetze ausgingen.

578

Da das eigene moralische Verhalten der eindrucksvollen Gewöhnung halber einen größeren Existenz- und Vertrauenswert besitzt als das anderer Menschen, so erhält der individuelle Inhalt des ersteren sehr oft den Charakter des allgemeinen ethischen Verhaltens, während Inhalt und Richtung fremder und andersartiger Moralen in den Augen des generalisierenden Individuums die ethische Bedeutung verliert.

So behaupten manche, daß nur ein Billigen des altruistischen, ein Mißbilligen des egoistischen Verhaltens eine „Moral" sei. Das Billigen des Egoismus oder gar des Hasses und der Rache, das Mißbilligen der Liebe und des Mitgefühls seien überhaupt keine „Moral". Es fehlt aber auch nicht an solchen, die sogar die gegenteilige Überzeugung hegen, nur die Billigung des Egoismus und des Hasses sei würdig den Namen „Moral" zu tragen.

Es ist ein gemeinsamer Zug all dieser Generalisatoren einer bestimmten Abart des ethischen Wertens, daß sie die Möglichkeit leugnen, ein anders als das ihrige gerichtetes und beschaffenes Billigen oder Mißbilligen sozialer Willensmerkmale könne zur „Moral" werden.

Die wissenschaftliche Untersuchung darf sich nicht durch solche Generalisierungen spezieller, subjektiv bevorzugter Billigungsarten beirren lassen, will sie nicht den Weg des objektiv theoretischen mit dem des subjektiv praktischen Verhaltens vorzeitig tauschen. Man kann behaupten, ein Werten sei kein Werten, oder nicht jedes Werten sei ein Werten; man kann ebenso daran festhalten, daß irgendeine bestimmte individuelle Art des Moralwertens kein Moralwerten sei. Aber man gibt hiermit nur kund, keine andere Art der Moralwertung zu kennen oder kennen zu wollen als die gewohnte und bevorzugte.

Der Seelenforscher soll daher die allgemeinsten Gemeinsamkeiten der Moralwertung hervorheben — ohne einen Spezialfall davon als solche

Gemeinsamkeit hinstellen zu wollen. Er muß es tun, wenn er zu neuen Errungenschaften vorschreiten will.

579

War auch für viele Ethiker ein gleicher oder ähnlicher individueller Inhalt ethischen Verhaltens zum gemeinsamen Ausgangspunkt ihrer Forschung geworden, so gingen sie doch in der Auffassung des Ursprungs jenes Moralinhaltes, den sie mit den allem ethischen Verhalten gemeinsamen Zügen und Eigenschaften verwechselten, meistens auseinander: Viele betrachteten ihre eigene Moralvorbereitung als Genesis alles ethischen Verhaltens.

580

Sehr oft verwechselten auch die Ethiker das ethische Verhalten mit einem nichtethischen, da jenes gewöhnlich die kompliziertesten Kombinationen mit allerlei Wertschätzungen und Wertbeurteilungen eingeht, von denen es sehr schwer abstrahiert werden kann. —

581

Infolge der gewaltigen sozialen Vorteile und Autoritätszüge, die sich an die Wertungsweisen knüpfen, denen man trotz aller Gegensätzlichkeiten und Veränderlichkeiten die gemeinsame Bezeichnung „Moral" gibt, erlangen sie oft eine intensive Einschätzung, die nicht selten zum Erlebtwerden als „höchstes Ideal" anwächst.

So leidenschaftlich kann die Bewunderung und Verehrung einer bestimmten, herrschenden Moralweise werden, daß deren Untertanen oft keinen Gott neben ihr dulden, keine andere, aber auch keine höhere Art und Richtung kennen wollen. Hierin werden sie meist durch die Unkenntnis der Völker und Rassen von unterschiedlichster Kulturstufe und in noch höherem Maße durch uralten Aberglauben, durch eine primitive Desorientierung im Bereiche der seelischen Vorgänge bestärkt.

Sie lassen es sich nicht nehmen, daß nur eine Art „der Moral" seit Ewigkeiten bestehe und ewig dieselbe bleiben werde. Wenigstens in ihrem „Wesen" sei „die Moral" überall „gleich" und „unveränderlich".

Das Dogma von der Unveränderlichkeit und Einzigkeit ist ihnen so sehr ans Herz gewachsen, weil sie in diesen vermeintlichen Eigenschaften „der Moral" die sicherste Gewähr ihrer Unfehlbarkeit sehen. Denn

was sich verändern, was besser, was anders sein kann, vermöge nicht die höchstdenkbare Vollendung erreicht zu haben, könne also nicht die Sicherheit, die Ruhe, die Zuverlässigkeit einer absolut unfehlbaren, mithin einzigen und unveränderlichen Direktive gewähren.

Diese „Ruhe", diese „Sicherheit" und dieses unbedingte „Sich-verlassen-können" möchten sie nicht verlieren. Mit darum verschließen sie die Augen und sperren sich gegen die unaufhörlich anwachsende Erfahrung, daß es zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Kulturen sehr voneinander abweichende Moralarten gegeben hat und gibt. Sie bemerken nicht, oder wollen es nicht sehen, daß die furchtbaren Enttäuschungen, welche alle bisherigen Formen und Richtungen der Moral mit sich bringen, die Enttäuschungen, welche ihrer Roheit, Wildheit, Schattierungslosigkeit, Enge, Einseitigkeit und Vorurteilsfülle entspringen, früher oder später den Schleier der Idealisierung von ihrem Antlitz reißen müssen. Sie wollen oder können nicht sehen, daß es Menschen gibt, die es vorziehen, eine vervollkommnungsfähige Moral zu suchen und zu erstreben, als sich der Führung längst überholter, entwicklungshemmender ethischer Direktiven hinzugeben.

Kein Wunder wird aus den primitiven Moralgestalten unveränderliche Gottheiten machen und kein Wunder wird die Entstehung eines neuen, an die gewaltig anwachsende Lebensdifferenzierung vielseitiger, harmonischer und geistiger angepaßten Gewissens verhindern können.

Die Zeichen der alten Autoritätsmächte, der sterbenden Heere, Gerichtshöfe, Sicherheitstruppen, Himmelsbewohner beginnen auch im Antlitz unserer Moralwertungen, unseres Gewissens zu welken und zu verbleichen. Wir fürchten uns nicht allzusehr vor ihrer dräuenden Gebärde und hegen kein sonderliches Vertrauen in ihren Schutz und ihre Führung.

Um nicht von altem Schutt und Moder begraben zu werden, wollen wir uns nach neuen Lebensmöglichkeiten umtun, wollen wir ein neues Gewissen und mit seiner Hilfe ein vollkommeneres Fühlen, Wollen und Schaffen erringen. —

Aber in diesem Streben muß der geistige Kämpfer nicht nur auf den Widerstand ungebildeter Massen stoßen, er muß auch den pedantischen, pseudowissenschaftlichen Angriffen der Moralisten und Ethiker die Stirne bieten. Denn auch sie werden von Vorurteilen beherrscht, die in den

Massen leben. Schaut man genauer zu, so kann es einem kaum entgehen, daß sie pro domo arbeiten, daß es ihnen bewußt oder kaum bewußt fast ausschließlich darum zu tun ist, irgendeine veraltete Moralart herauszustreichen und ins beste Licht zu setzen, die ihnen aus stark subjektiven Gründen mehr zusagt als alle andern, sei es, weil sie von Kindesbeinen an in ihnen lebt und webt oder mit ihren sonstigen Anlagen, Leidenschaften, Gefühlsneigungen am stärksten übereinstimmt. So schwingen sich die einen zur Verteidigung des Egoismus, die anderen zum Lob einer blinden Liebe, zum Hymnus auf Haß und Selbstherrlichkeit oder zur Apotheose des kleinbürgerlichen Eigennutzes auf. Die meisten von diesen Panegyrikern einer populären Moral pflegen irgendeine Abart und Richtung der Leidenschaft und des Gefühls, die von vielen moralisch sehr gebilligt und verehrt wird, als die einzig mögliche Art moralischen Wertens hinzustellen. Da sie von vornherein die Möglichkeit einer wesentlichen Verschiedenheit des Moralwertens ausschließen, so sind sie auch der Aufgabe enthoben, die gemeinsamen Merkmale der unterschiedlichsten Arten ethischen Wertens zu finden und in einem allgemeinsten Moralbegriffe festzuhalten. Sie können also nicht bestrebt sein, die psychischen und physiognomischen Züge hervorzuheben, die bewirken, daß ein Verhalten, mag es altruistisch oder egoistisch, liebevoll oder gehässig sein, als moralisch gewertetes oder als ein Gewissensverhalten erachtet und empfunden wird. Auch sie fürchten also genau, wie die vielen Mitglieder halbgebildeter Massen, durch die Annahme der Möglichkeit verschiedener Moralweisen dem Gewissen den so trügenden Heiligenschein der Unfehlbarkeit und absoluten Zuverlässigkeit zu nehmen. Auch bei ihnen verbinden sich oft Gewohnheit, Trägheit, Furcht vor dem Neuen, um den Glauben an neue Gewissensentwicklungen zu lähmen. Aber sie kleiden ihre Schwäche und ihre Unfähigkeit schöpferischen Gestaltens in die Hochmutsgewänder generalisierender Diktate.

„Nur Liebe ist Moral", sagen manche von ihnen, ohne zu bedenken, daß dies eine Identifizierung des Mitgefühls mit einer Wertung sei. Behaupten sie aber, nur die Billigung des Mitgefühls und der Liebe sei Moral, so ziehen sie erstens nicht in Betracht, daß es auch eine ästhetische oder praktisch opportunistische Billigung dieser Gefühle gibt, und zweitens, daß auch die Mißbilligung des Mitgefühls und der Liebe bei Menschen einer bestimmten Kultur, Anlage und Entwicklung die Merkmale und

das Antlitz einer ethischen Wertung, selbst eines Gewissens erhalten kann. —

Das Verfahren solcher Moralisten war also nichts weniger als geeignet, den objektiven Moralbegriff zu finden und hierdurch die Entstehung eines neuen, vollkommeneren Gewissens wissenschaftlich theoretisch anzubahnen. —

582

Die Unkenntnis des allgemeinen Inhalts der Moral und der Bedingungen ihrer individuellen Vervollkommnung machte es möglich, daß alle, selbst hochentwickelte Menschen, Moralen huldigten, welche im Widerspruch zu ihren reichsten und schöpferischsten Bedürfnissen standen und die abgestufte Menschheitsentwicklung hemmten — dagegen mit allen Waffen gegen ein Verhalten kämpften, welches den eigenen und menschheitlichen Seelenaufstieg förderte.

583

Dieselbe Unkenntnis bedingte eine Steigerung der Motivkraft primitiver Moraleinrichtungen auf Kosten geistigerer, das Leben harmonischer bereichernder, aber von keiner bisherigen „Moral" sanktionierter Willensantriebe.

584

Illusionen, welche die Schätzung und Liebe einer „Moral" erhöhen, befestigen ihre Macht auf Kosten einer reicheren Einsicht und harmonischeren Seelenentwicklung.

585

Zu den folgenschwersten Illusionen dieser Art gehört das Identifizieren des eigenen Moralinhaltes mit dem allgemeinen Inhalte ethischen Verhaltens und das Identifizieren der juridischen Gesetzesform des eigenen Moralverhaltens mit der substantialisierten Begriffsform eines Naturgesetzes.

586

Noch zuträglicher für die Kraftsteigerung des primitiven „Gewissens" sind barbarische Formen anthropomorpher Einlegung. Die wahnwitzigste, einseitigste und leerste darunter ist die Auffassung des eigenen „Gewissens" als „Zweck der moralischen Weltordnung", als „Zweck des

ganzen Weltprozesses", der wiederum als ein kosmisches Moralverhalten betrachtet wird.

587

Es gibt fast keine noch so entwicklungshemmende Wertung, die nicht irgendwann und irgendwo von einem Irrgeist der Kulturgestaltung idealisiert und gepredigt worden wäre!

Eine naturgetreue und schöpferische Philosophie der Wertungen kann viele Kulturschädlinge um allerlei Möglichkeiten bringen, zahllosen Menschen unsägliches Leid, unnennbaren Schaden zufügen. Denjenigen, die guten Willens sind, wird sie Kraft und Fähigkeit verleihen, neue, vollkommenere Wege des Lebens und Schaffens anzubahnen.

588

Soll die Ethik aus einer losen Sammlung pseudowissenschaftlicher Predigten zur objektiven und neue Lebensmöglichkeiten fördernden Wissenschaft werden, so muß sie den Forschungsweg betreten, auf dem hier das allgemeinste ethikalische Gesetz und das Bild einer panidealistischen Moral gefunden wurden: es ist der Weg der Nachbildung beseelter Natur und der lebensnachahmenden Erfindung.

Demnach wäre der Weg dieser neuen Entwicklungsphase der Moralphilosophie:

1. Wohl praktisches und ethisches Verhalten, aber auf theoretischer, objektiv orientierender Grundlage;

2. Aufbau und Gestaltung neuer Wegweiser und Leuchttürme des Lebens unter Mithilfe einer objektiven, erfahrungsdurchtränkten Phantasie.

Siehe II. Teil: Vergangene und künftige Gewissensformen kulturhistorisch dargestellt, S. 277—414.

Kunſt

Ästhetische Wertung

589

Die ästhetische Wertung weist auf Gefühle hin, die ein Kunstwerk oder Naturbestandteil durch Kunstanklang erzeugt.

Mittels Schnellausdrucks, wie „schön", „erhaben", „entzükkend", „wunderbar", „schwungvoll", wird in blitzartiger Kürzung die Intensität, Wucht, die überwältigende Gewalt oder die religiöse Farbe der Kunstwirkung unmittelbar hervorgehoben. Es können aber auch durch bloßen Hinweis auf „Symmetrie" oder „Asymmetrie", auf „Lichtgebung" und „Perspektive", „Wohlklang" und „Harmonie", Eigenart und Phantasie, kurzum, auf die objektiven Ursachen und Quellen der künstlerisch geweckten Gefühle und Stimmungen diese selbst mit angedeutet werden. —

590

Bevor ein Mensch jemals ein „Kunstwerk" als solches geschaut hat, verhält er sich anderen oder nicht als Kunst erlebten Erzeugnissen und Naturgegenständen gegenüber bereits gefühlsschätzend, wenn auch nicht „ästhetisch" wertend[1].

Das erstemal, wo er einem Kunstprodukte im Hinblick auf Lust oder Unlust, die es gewährt, „beifällig" beziehungsweise „verwerfend" gegenübertritt, kann diese Wertung nur an die vorangegangenen, primitiven Gefühlsschätzungen der nicht künstlerischen Eindrücke anklingen. Gleich-

[1] Es sei hier ausdrücklich hervorgehoben, daß die Lösung des noch wesentlicheren Problems, des Problems der Kunst, erst im zweiten Teil dieses Kapitels in Angriff genommen wird, um einer variierenden Darstellung des künstlerischen Neuschaffens als Grundlage zu dienen.

Die Frage nach dem ästhetischen Werten und die nach dem Wesen des künstlerischen Schaffens wurde bislang allzuwenig auseinandergehalten. Die Gewohnheit, Erschütterungen und Erhebungen, welche uns von der individuellen Eigenart besonderer Kunstwerke geboten werden, bereits in der allgemeinsten Definition des „Schönen" zu suchen, hat häufig zu voreiligen und falschen Generalisierungen einzelner konkreter, individuell bevorzugter Züge des künstlerischen Schaffens geführt. Im Gegensatz hierzu wurde hier der Weg einer naturgetreuen, sukzessiven Konkretisierung vorgezogen, der erst nach und nach die immer wichtigeren, individuelleren, neugestaltenden Vorgänge des Schaffens enthüllt.

wohl wird es durch dieses erste Kunsterlebnis und die ihr zugesellte Wertung ermöglicht, daß die nachfolgende Kunstanschauung und deren Gefühlsschätzung auf die ersten als gleichartig zurückgeführt werden und durch diesen apperzeptiven Vorgang ein „ästhetisches" Werten, ein „Wohlgefallen" oder „Mißfallen", ein Vorfinden von „Schönem" oder „Häßlichem" bilden.

591

Die auf vorangegangenen Kunsterfahrungen fußenden Wertungen der Kunst und der Natur entwickeln sich also durch apperzeptive Vorgänge, durch Zurückführen jeweiliger Eindrücke auf bekannte Kunsterlebnisse zu einer besonderen Gruppe der Gefühlswertung, die als „ästhetisches Empfinden", als „Wohlgefallen" oder „Mißfallen" bezeichnet wird; Allgemeinstes Gesetz der Ästhetik.

592

Weckt in uns ein Gegenstand „Wohlgefallen" oder „Mißfallen", so halten wir diese Erlebnisschattierungen unwillkürlich und ohne es im Augenblick zu wissen für Eigenschaften, welche dem betreffenden Naturbestandteil innewohnen. Die dunkle Ackerfurche, die schwungvolle Grasfahne, der sternbesäte Himmel sind uns wenigstens im Zustande naiver, reflexionsloser Empfänglichkeit nicht bloße Erreger ästhetischer Wertgefühle. Das „Schöne", „Herrliche" oder „Erhabene" ist dann gleichsam ein nicht zu trennender Bestandteil ihres Wesens. Dadurch, daß sie uns solcherweise nicht nur mit intensiven, reichen und harmonischen Gefühlen beschenken, sondern zugleich selbst das Geschenk, die „Schönheit" zu bilden scheinen, gewinnen sie sehr an Bedeutung. Wir schätzen sie nicht bloß wegen der Gefühle von Schönheit, Herrlichkeit, Anmut oder Erhabenheit, die sie in unserer Seele erzeugen — ohne es zu wissen, schätzen wir an ihnen auch diese Werte, als lebten sie nicht in uns, sondern in ihnen selbst. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die meisten Denker aller Zeiten sich gescheut haben, auch im theoretischen Verfahren diesen instinktiven und praktisch völlig berechtigten Standpunkt vorübergehend zu verlassen. Vielmehr hielten sie auch in ihren philosophischen Ausführungen daran fest, daß ein Gegenstand „schön" sei, auch wenn er in keinem empfänglichen Wesen ästhetische Gefühle hervorbringe. Es ist, als

fürchteten sie gleichsam die Gegenstände unseres Wohlgefallens durch ein Verfahren zu entwerten, welches die Entstehung ihrer ästhetischen Bedeutung von der geistigen Mitarbeit des Menschen abhängig macht. —

Das starre Festhalten an der Einlegung bewirkt, daß nicht eine begriffliche Fassung der gemeinsamen Merkmale „ästhetischen Wohlgefallens" erstrebt wird; von einem Betrachter, Hörer oder Leser absehend, sucht man nach dem „Schönen in den Dingen".

Infolgedessen wird dabei auf die unabsehbare Welt individueller Vorbereitung, auf die Wandlungen der künstlerischen Entwicklung kein Bezug genommen, sondern irgendwelchen subjektiv bevorzugten Verhältnissen der Umwelt legt man die Fähigkeit und Würde bei, „das Schöne an sich" zu sein. So halten viele die „Symmetrie" oder „Harmonie", andere den Typus, die platonische Idee, und manche das „Charakteristische" für den Inbegriff alles „Schönen", wenn es auch in den Augen unzähliger Menschen von anderer Anlage, Entwicklung und Verfassung „langweilig" oder „häßlich" erscheint.

Das ästhetische „Wohlgefallen" oder „Mißfallen" und seine verschiedenartigsten Gestalten sind Seelenzustände und als solche von der jeweiligen geistigen Vorbereitung ebenso mitbestimmt, wie von den momentanen Weckern und Erregern des Eindrucks.

Es gibt sogar im Leben eines jeden Menschen einen Zeitabschnitt, wo solche Gefühle gar nicht vorkommen: in der früheſten Kindheit. Das Kind kennt noch keine „ästhetischen" Eindrücke, nachdem es lange schon sinnliche und selbst geistigere Lustgefühle empfunden hat. Wahrscheinlich waren auch dem ältesten Urmenschen ästhetische Eindrücke unzugänglich.

Die Merkmale, durch die sie von anderen Gefühlen sich unterscheiden und in eine höhere Ordnung der Seelenvorgänge gerückt werden, treten klar und deutlich hervor, sobald man ihre Entstehung im Verlauf des Einzellebens und der menschheitlichen Entwicklung ins Auge gefaßt hat.

Solange das Kind zwischen bloßen Naturprodukten und Menschenerzeugnissen noch nicht unterscheidet, vermag es auch keinen Gegenstand als Kunstwerk anzuschauen und zu bewerten und durch keine Naturerscheinung assoziative, künstlerisch empfundene Nachklänge der Menschen-

arbeit zu empfangen. Mag sein Augenmerk durch die Quellen seiner Nahrung, durch Licht und Schatten, durch Spiele der Farben und Singsang der Schlummerlieder gefesselt werden, stets sind es zunächst sinnliche Reize oder Träume davon, die es den Eindrücken abzugewinnen und als nackte Lust oder Unlust, ohne jegliches Kennzeichen künstlerischer Gefühle, zu empfinden vermag. Nur die Neigung der Erwachsenen, ihre gereiften Erlebnisweisen in die Seele des Neugeborenen zu verlegen, kann bewirken, daß seine primitiven Reaktionen auf Glanz und Klänge als Äußerungen des „angeborenen Schönheitssinnes" oder „Kunsttriebes" angesehen werden. Denn sogar zur Zeit, wo das Kind anhebt, Erzeugnisse der Menschenhand als solche zu erkennen, empfindet es kaum einen wesentlichen Unterschied zwischen der sinnlichen Befriedigung, die etwa eine gekochte Speise gewährt, und dem Genusse, den ihm ein Spielzeug verschafft. Auf einer recht hohen Stufe seiner Entwicklung begreift es, daß die Stillung des Hungers durch Nahrungsaufnahme der Erhaltung dient. Es vermag dann Lebensdauer und Genuß auseinanderzuhalten und auch die Menschenerzeugnisse den entsprechenden Zweckgebieten zuzuweisen. Aber zunächst werden die Genußprodukte vorherrschend als sinnliche Reizmittel empfunden und beurteilt. Erst mit der Entstehung eines regeren und bewußteren Gemütslebens erwacht allmählich sein Sinn für die Unterschiede, die zwischen sinnlichen und geistigeren Lustgefühlen bestehen, und demgemäß beginnt es, Erzeugnisse, die ihm geistige Lustgewährung bieten, aus dem Bereiche sinnlich wirkender Genußmittel mehr oder minder bewußt und begrifflich herauszusondern.

Bald kommen ihm diesbezüglich auch die Urteile und Wertungen der Gereifteren entgegen, so daß es schließlich auch manche Kunstgegenstände als solche zu erkennen und zu schätzen vermag. —

Der erste Kunsteindruck kann vom Kinde oder vom Primitiven selbstverständlich nur auf die vorkünstlerischen Erfahrungen zurückgeführt, mit ihnen verglichen und darnach gewertet werden. Ist zum Beispiel eine Puppe der Ursprungswecker künstlerischer Gefühle, so können diese nur auf Menschen, Naturgegenstände oder bloß utilitäre Erzeugnisse als ähnlich oder unähnlich zurückgeführt werden. Die Puppe wird mithin im wesentlichen zunächst nur in einer gleichen Weise gewertet wie die Eindrücke, die nicht von Kunstwerken ausgehen. Sie gewährt etwa den Vergleich mit einem Kinderverkehr oder mit Empfindungen geringerer

Art, wie Süßes, Duft und Glanz. Erst wenn es auch mit einer zweiten Puppe oder einem anderen Spielzeug Bekanntschaft geschlossen hat, vermag es die erste und alle in seinen Besitz gelangten Kunsthervorbringungen untereinander zu vergleichen und im Hinblick auf Ähnlichkeiten oder Abweichungen in Gestalt, Ausdruck und Gefühlswirkung einzuschätzen. Die Puppe erscheint dann nicht nur als Quelle ähnlicher Eindrücke und Freuden, wie sie dem Verkehr mit Mensch und Natur entspringen; die Stimmungen und Gefühle, die sie erzeugt, gemahnen dann auch an das Wirken und Weben anderer Kunstwerke in der eigenen Seele.

Alsdann ist die Einschätzung eines solchen Spielzeugs in hohem Maße davon abhängig, ob und wie es den anderen Kunsterzeugnissen dieser Art nach Form und Eindruckskraft ähnlich oder unähnlich ist: die Gefühlswertung ist durch den Vergleich mit Kunstwerken speziell zur *Kunstwertung* geworden. Nur denke man nicht, daß hiermit ein Vorrücken des Gefühlsschätzens zum rein *ästhetischen* Werten sofort und unvermittelt erzielt wird. Die Anfangsetappe der kindlichen Kunstwertung steht noch zu sehr im Banne rein sinnlicher Eindrücke, ist noch zu wenig mit einer reicheren Phantasiearbeit und vergeistigten Stimmung verbunden, als daß man sie einer ästhetischen Schätzung gleichstellen dürfte, einer Schätzung, die erst aus einer gewissen Bereicherung, Verfeinerung und Vertiefung des künstlerischen Urteils hervorgeht. Mag das Kleinkind einem Erwachsenen die Worte „schön" oder „häßlich" noch so deutlich nachlallen, es verbindet damit Vorstellungen von mehr sinnlicher als geistiger Lust und Unlust, Empfindungen, die noch kaum von nichtkünstlerischen Genüssen abweichen, wenn sie auch Keime einer geistigeren Stimmung bereits mitschwingen lassen. —

Gleichwohl ist wenigstens in primitivster Form eine ästhetische Wertung da, wenn nur ein Vergleich mit vergangener Kunsterfahrung der Kunstschätzung zugrunde liegt. —

Ihren voll ausgereiften Typus erlangt sie aber erst, nachdem sie zwei wesentlich neue Entwicklungsprozesse durchlaufen hat. Frühzeitig lernt das Kind die unberührte Natur nach Analogie und im Anklang an Kunsteindrücke so zu bewerten, als wäre sie ein künstlerisches Erzeugnis.

Das Schwesterchen gleicht einer Puppe, Wiese und Himmel den farbigen Kirchenfenstern, Großvater dem lieben Herrgott auf einem Heiligenbilde: sie sind „schön", „herrlich" oder „wunderbar". Dieses

„ästhetische" Naturschätzen übergeht dann wechselwirkend auf die Kunsterlebnisse, denen es ursprünglich seine Strahlen entlieh. Die Puppe ist schön wie das Schwesterchen, das Kirchenfenster wie eine blühende Wiese, das Heiligenbild wie der ehrwürdige Großvater. Dadurch gewinnt die Kunst an Naturhaftigkeit, die Umwelt an Kunststimmung, „Schönheit", „Erhabenheit". Auf solche Weise verwischt die Wechselwirkung zwischen Kunst und Natur die letzten Spuren des reinen Kunstursprungs ästhetischen Wertens. Um so leichter empfindet der Mensch das „Schöne" als der gesamten Natur innewohnend, dagegen das Ästhetische des Kunsteindrucks als bloßen „Abglanz" davon. Es wird vergessen, daß die Seele nur unter Anleitung der Kunst und der religiösen Gestaltung gelernt hat, die Welt und die Ewigkeit künstlerisch anzuschauen, ihre Erscheinungen als „schön", „groß" und „wunderbar" zu erleben.

Die Illusion, als sei das „Schöne" drinnen in den „ästhetisch" bewerteten Bestandteilen der Umwelt, ruft die Neigung des Kindes hervor, bei jedermann den eigenen gleiche ästhetische Urteile anzunehmen, wie es bei jedem Menschen etwa ein wesentlich gleiches Wahrnehmen von Farben oder Lauten voraussetzt. Wie Nachbarn, mit gesunden Sinnen ausgestattet, dieselben Bäume und Felder schauen, dasselbe Tosen des Bergbachs vernehmen, so müssen sie, meint es kaum bewußt, auch dasselbe Schöne in diesen oder anderen Gegenständen und Vorgängen gewahren. Dieser generalisierenden Neigung kommt außer instinktivem Einlegen vieler Erlebnisse in die menschliche und andere Umwelt die tatsächliche Ähnlichkeit entgegen, die zwischen den Kunstschätzungen der Kinder untereinander und den vielen primitiven Geschmacksrichtungen der Erwachsenen besteht. Dabei wird das Kind durch die Enttäuschungen, welche aus der ästhetischen Nichtübereinstimmung mit anderen Menschen hervorgehen, zu um so stärkerem, innigerem Anschluß an deren Kunstwertungen gedrängt. Auf solchen Wegen erhält das Vertrauen in das eigene ästhetische Urteil den breiten, festen Rücken autoritärer Gruppenbilder, wodurch auch der Charakter eines, vom menschlichen Empfinden und Werten unabhängigen Bestehens künstlerischer Merkmale nachhaltig befestigt wird. Infolgedessen haften auch den ästhetischen Erlebnissen der Gereiften wenigstens in Augenblicken intensivsten Eindrucks die Nachklänge einer ähnlichen Verallgemeinerung und Einlegung an. Es ist, als könnte niemand die vorgefundene Schönheit oder Erhabenheit

bestreiten, als müßte sie jeder fühlen, der in ihre Nähe kommt, als wäre sie gültig von Ewigkeit zu Ewigkeit. —

593

Die „Billigung" oder „Mißbilligung" einer Wollung in bezug darauf, ob und wie deren Antizipationen „ästhetische" Ergebnisse miterstreben, wird durch eindrucksvolle Übung zu einer instinktiven Schutzdirektive der Gesellschaft, die nur selten und nur in Wenigen eine Motivmacht erreicht gleich derjenigen der Moral.

Infolge der geringen ästhetischen Empfänglichkeit der meisten wird seitens der großen Gruppenverbände ein Streben, welches ästhetische Wünsche unberücksichtigt läßt oder verletzt, im großen ganzen nicht als eine hinlänglich bedeutende Gefahr empfunden, um ebenso umfassende und häufige Gewaltabwehr zu veranlassen, wie etwa Angriffe auf die Sicherheit des Lebens und des Besitzes.

Wohl haben Priestergenossenschaften vieler Völker und Kulturepochen über einen überliefert hieratischen Stil streng und angelegentlich gewacht, aber das Kunstgebot dehnte sich niemals auf sämtliche Handlungsmotive der Künstler, geschweige denn auf Absichten und Ziele der anderen Menschen aus.

Selbst wo sich der kirchlichen Kunstdespotie, wie etwa im byzantinischen Reiche, die weltlich aristokratische zugesellte, oder wo ein mächtiger Kriegerstand, wie in Japan, die Stilgesetze diktierte, da lief es hauptsächlich auf Festlegung ästhetischer Normen hinaus. Allerdings hatten diese ihre Rückwirkung auf soziale, religiöse und moralische Neigungen, brachten es aber niemals zu so durchgängigen und auffallenden Schutzmaßnahmen, wie sie das juridische Gesetz und die Verteidigung des Staates erzeugte.

Daher hefteten sich bei den meisten Menschen an die Wertungen der Wollung im Hinblick auf Berücksichtigung ästhetischer Folgen wenigstens bislang keine so durchgängig, unbedingt und konstant nötigenden Schutz- und Trutzsignale der Großgruppen, keine auf alles Streben angewandten Autoritätsbilder, die, gleich den ethischen, eine innerseelische Nachbildung sozialer Großorganisationen der Nötigung und Abwehr in verkürztester Form gewähren würden.

Nur bei wenigen Ausnahmen, Künstlernaturen von seltener Sensibilität, entsteht zuweilen in ausgedehnterem Maße ein schönheitsforderndes

Werten der Wollungsantizipationen, welches solche Blitzmerkmale der Gruppenautorität gelegentlich beim Moralverhalten und Gewissen entlehnt. Aber diesem Billigen und Mißbilligen geht die tatsächliche Unterstützung seitens der bestehenden Großgruppen ab.

Wird jedoch bei solchen Menschen neben dem Schönheitsbedürfnis auch das Mitgefühl zum Anlaß, allem eigenen und fremden Streben die Keime ästhetischer Mitfolgen einzupflanzen, so verbinden sie oft die Wertung im Hinblick auf die Mitabsicht ästhetischen Wirkens mit einer Moralschätzung: sie billigen eine schönheitsberücksichtigende Absicht als eine altruistische, mißbilligen eine schönheitsvernachlässigende als eine egoistische oder mißgünstige. Auf diesem Wege wandelt sich die, ursprünglich rein ästhetische Zwecke ins Auge fassende Wertung in eine ethische, wodurch sie ihren Sondercharakter teilweise verliert, dagegen Machtvorteile der ethischen Gruppenautorität gewinnt.

Große Kulturgemeinschaften könnten jedoch erst dann von einer solchen Moral beherrscht werden, wenn ihr eine mächtige Entfaltung der für sich bestehenden, schönheitsfordernden Wertung vorausginge. Denn erst dann erhielten auch umfassende Menschenkreise einen hinlänglich starken Sinn für die altruistische Bedeutung der Schönheitsberücksichtigung im Wollen und Streben. Erst dann hätten sie einen hinreichend starken Antrieb, sowohl durch künstlerische und religiöse Erziehungsinstitutionen, wie durch deren innerseelische Nachbildung, der Wertung solcher Forderungen, nach Analogie der ethischen, aber in selbständiger, eigenwüchsiger Weise, Nachdruck zu verleihen.

Das Vorhandensein vieler Sitten, die eine Berücksichtigung gewisser ästhetischer Anstandsvorschriften gruppenautoritär aufnötigen, zeigt deutlich, woran es gebricht.

Solche Forderungen überlieferter Sitte beziehen sich nicht auf sämtliche Wollungsantizipationen und nicht auf all ihre ästhetischen oder unästhetischen Folgen, sondern lediglich auf eine gewisse Anzahl von Anstandstypen; deren ursprüngliche Bestimmung kann gewöhnlich auf Zauber und Ritus und eine Betonung der Klassen- und Standesunterschiede durch Haltung, Gebärde und Ausdruck zurückgeführt werden. Ihre Schönheitsnormen sind daher meist konventioneller Art und gehen nicht immer Hand in Hand mit der Entwicklung künstlerischen Empfindens und Könnens. —

Der bisherige Mangel eines weit herrschenden Schönheitsgewissens hat die künstlerischen Anlagen sehr beeinträchtigt, die bis zu einem gewissen Grade der Willensarbeit eines jeglichen zugrunde liegen. Er hat daher den Gesichtskreis der menschlichen Wollungen, ihrer Absichten, Ziele, Ideale und Taten beträchtlich eingeengt, indem er in den meisten Fällen ästhetische Gesichtspunkte fernhielt. Nur die wenigsten denken daran, in all ihrem Tun künstlerische Instinkte walten zu lassen und zu erhöhen: am seltensten geschieht dies eigenen und mitmenschlichen Seelenvorgängen gegenüber.

Daher wird es zu den wesentlichsten Aufgaben der panidealistischen Kultur gehören, schon in frühen Jahren einerseits Einblick in die künstlerischen Schaffenskräfte aller Typen des menschlichen Wollens und Handelns zu geben, und anderseits zu zeigen, wie die einzelnen Erlebnistypen, zum Beispiel das Gewissen, die Sehnsucht, die Hoffnung, die Phantasie, der Glaube in den Menschen selbst künstlerisch gestaltbar sind.

Auf solche Weise wird das panidealistische Gewissen nicht nur von zahlreichen und neuen ästhetischen Gesichtspunkten mitbestimmt werden. Eine kaum geahnte, gewaltige künstlerische Verfeinerung und Vergeistigung des menschlichen Seelenlebens wird einsetzen, dem Dichter, dem Künstler und Religionsstifter einen Stoff und eine Anregung zur Nachbildung bietend, wie sie in dieser Großartigkeit und Gefühlsgewalt zu keiner andern Zeit vorhanden waren. —

594

Ein künstlerisch Entwickelter vermag nur durch andere Gegenstände und Merkmale ästhetisch befriedigt zu werden als ein Mensch von weniger entwickeltem Schönheitssinn. — Aus den Empfindungen des „Wohlgefallens" und „Mißfallens" allein, aus Gefühlen der „Schönheit" oder „Häßlichkeit", der „Richtigkeit" oder „Erhabenheit" kann also logischerweise ohne eingehendere Einsichtnahme in Art und Wesen der Erwecker dieser Erlebnisse nicht auf den Grad der *ästhetischen Vervollkommung der bewerteten Objekte* gefolgert werden.

Haltung, Gebärde, Ausdruck einer ästhetischen Wertung sind oft von so suggestiver Kraft, daß sie auf das Urteil zuweilen überzeugender wirken als der gewertete Gegenstand. Schon die einfachsten Schätzungsrufe, wie beispielsweise „schön", „herrlich" oder „häßlich", können sogar gegen das

eigene Gefühl die Überzeugung beibringen, es handle sich um Eigenschaften, die man selbst ähnlich einschätze und wünsche, oder um solche, denen man aus dem Wege gehen möchte. Derartige Ausdrucksſuggeſtionen bilden nicht selten den Anstoß zur wirklichen Geschmackswandlung, manchmal zum Vorteil, zuweilen zum Nachteil der künſtleriſchen Entwicklung.

Wie überzeugend wirkt oft ein durchaus nicht aufrichtiger, bloß aus Höflichkeit, Freundſchaft, Liebe oder Ehrfurcht ausgestoßener Ruf des „Wohlgefallens" oder „Mißfallens", der „Bewunderung" oder „Entrüſtung" nicht nur auf die Zuhörer, ſondern auch auf den Kundgebenden ſelbſt!

Es kommt ſogar vor, daß durch eine derartige Suggeſtion das ganze Leben eines einzelnen oder einer Gruppe weſentlich mitbeſtimmt wird; insbeſondere wenn die betreffende Wertung zum Ausdruck bringt, daß ein Menſch, eine Schaffensrichtung oder eine Weltanſchauung auserkoren wurde.

Mit darauf beruht die zerſetzende Wirkung, welche die welkenden, dekadenten Kulturgruppen und einzelne Schädlinge auf naive, urwüchſige aber primitivere ausüben. Durch äſthetiſchen Spott und Hohn zerſtören ſie den Glauben an die geſunden, der Entwicklung entgegenſchreitenden Inſtinkte, durch äſthetiſchen Beifall fördern ſie die perverſen Neigungen und den Niedergang. Dies geſchieht nicht immer unter Mithilfe einer wenigſtens geringen geiſtigen oder techniſchen Überlegenheit und auch nicht lediglich durch das Vorbild der niedrigen Geſchmacksrichtung und Geſinnung. Einen weſentlichen Anteil an dem Zerſtörungsprozeß hat gewiß die große Anzahl reich ausgebildeter Äußerungsformen der äſthetiſchen Kritik, deren ſich ſterile oder roh genußſüchtige Menſchen am liebſten bedienen, wo es gilt, geiſtigere, harmoniſch reichere Geſtaltungen des Lebens zu treffen.

Die ſuggeſtive Wirkung des Ausdrucks äſthetiſcher Urteile und Wertungen wird noch dadurch geſteigert, daß ſie ſo häufig als alleiniger und völlig zureichender Maßſtab einer wirklichen, objektiven Annäherung an die künſtleriſche Vollendung gelten. Selbſt Menſchen von feinerem pſychologiſchen Blick vergeſſen nur allzuoft, wie trügeriſch das äſthetiſche Urteil ſein kann; wie ſehr es von der Geſamtentwicklung des einzelnen und dem Kulturſtande ſeiner Umwelt abhängig und der gelegentlichen Irreleitung durch zeitweilige Schwankungen der Stimmung, durch Erwachen der

Kindheitseindrücke und Heimatseinflüsse, durch Ermüdungszustände und allerlei Anpassung unterworfen ist.

Die Einlegung des ästhetischen Empfindens in die bewerteten Gegenstände ist nicht die einzige Ursache dieser Einseitigkeit und Genügsamkeit im Aufsuchen der ästhetischen Vollendungsmaßstäbe.

Sie beruht zum großen Teil auch auf der uralten Vernachlässigung im Ergründen der objektiven Quellen ästhetischer Lustgefühle und im Erforschen der schöpferischen Arbeit, aus der die Werke der Kunst und Wissenschaft hervorgehen. Da man in technischer Hinsicht nur selten gewußt hat, und in geistigerer kaum ahnte, wo es mit der künstlerischen Entwicklung der Schöpfungen selbst und des auf sie gerichteten Gefühls hinaus will, so begnügte man sich meistens mit dem Kriterium des augenblicklichen ästhetischen Empfindens, dessen Ursprung wesentlich unbekannt war, dessen Begründung und Zergliederung zum Teil aus Mangel an Übung und an Zuversicht in die eigene oder fremde Forschungskraft fernlag.

Dieses vorherrschende Gerichtetsein des Augenmerks auf die subjektivsten Merkmale ästhetischen Empfindens begünstigte zugleich die Überzeugung, daß diese die objektiven Eigenschaften des bewerteten Gegenstandes darstellen, um so mehr, als dessen eigenste Wirkungssphäre und wirklich objektive Gestaltung wenig oder gar nicht beachtet wurden. —

595

Wie Wogen, die aus Weiten der Ewigkeit kommen, rücken die ersten Eindrücke des Lichtes und der Finsternis, der Farben und Töne, der Gerüche und Düfte, der Formen und Gestalten an die kaum geöffneten Sinnespforten des Neugeborenen heran. Welch zarte Mären werden da in die Seele geschrieben, welch heilige Offenbarung des Weltalls! Zahllose Schaffenszellchen des Geistes, verborgene Gehilfen des Himmels und der Erde, geraten in schwingende Bewegung und beginnen den Wunderteppich zu weben. Schon da setzt die große Erziehung zur Kunstbetätigung ein, von der ein jegliches Leben beherrscht wird. Die Art, wie in der Kindesseele das Licht aus der Dunkelheit hervorstrahlt, wie sich Schatten und Finsternisse über die Helligkeit des Tages und das gesonderte Leuchten legen, wie sich Konturen zu bilden, Räume zu erstrecken, Körper zu gestalten anheben, wie Laute zu Tönen, diese zu Har-

monien vorrücken, all diese Wandlung der Urempfindung bildet den ersten Weg zum Schaffen, zur Kunst, zum Schönheitserlebnis. Was im späteren Leben hervorgebracht, was als „schön", „erhaben" oder „groß" empfunden wird, hat bereits seine Vorspuren und Vorgeleise in der ersten Arbeit des Kleinkindes, in diesem völlig ungewußten Schaffen, durch welches die Sinnesempfindungen jedes Einzelnen nicht nur wie bei allen Menschen, sondern individuell umgestaltet werden.

Mit der Zeit und der wachsenden Erfahrung des Kindes beginnt die gedächtnisartige und assoziative Ergänzung der Sinneseindrücke durch innerseelische Bilder und Nachbilder reicher zu werden und stets organischere Verhältnisse einzugehen.

Mehr und mehr verbinden sich die Anschauungen von Formen und Gestalten mit Vorstellungen von deren Beziehung zu menschlichen Wünschen, Strebungen, Gefühlen. Mehr und mehr gewinnen diese an Interesse und liefern unmittelbar und auf dem Wege der sozialen Analogieschlüsse Stoff für innere Wandlungsarbeit, ein Material, das schon frühzeitig und oft dem rein sinnlichen vorgezogen wird.

Viele Menschen stillen ihr Verlangen nach seelischem Umgestalten schon durch die unvermeidliche Arbeit der Sinne und des Zentralsystems, durch unausbleibliche innere Wandlung der sich täglich und allerorts notwendig aufdrängenden Natureindrücke und Verkehrsvorgänge.

Bei solchen, die nicht bloß passiv genießen, dient die Arbeit der Erhaltung zum Teil auch der Wandlungsfunktion. Denn unwillkürlich verläuft jegliche Arbeit in einer Weise, die stets dem Verlangen nach Änderung, Umgestaltung, Wandlung in irgend einem Grade entgegenkommt, selbst wenn sie ganz anderen Zwecken zugewandt wird.

Setzt doch sogar die Verfertigung des primitiven, völlig ungeschmückten Werkzeugs eines Höhlenbewohners wenigstens die ganze seelisch grundlegende Änderungsübung des Kleinkindes voraus. —

Es gibt aber Menschen von so reicher Anlage und Neigung zur Umgestaltung der Eindrücke und Erlebnisse, daß ihnen die Änderungsarbeit, die jeglichem Leben und dessen bloßer Erhaltungsanpassung unvermeidlich entspringt, nicht genügen kann. Das Erhaltungsstreben allein kann eben nie dasjenige Höchstmaß harmonischer Kompliziertheit und Neuheit der Gefühle und Stimmungen erzielen, welches ein schöpferisches, vorzüglich und speziell auf Neuheit und einheitliche Vermannigfaltigung der Er-

lebnisse gerichtetes Hervorbringen zu gewähren vermag. Die verhältnismäßig selteneren Naturen überschreiten daher die gewöhnlichen Schranken, indem sie zur erhaltenden und zur unvermeidlichen eine aus bloßem Übermaß an Umgestaltungsbedürfnis hervorquellende Betätigung der seelischen Änderungsprozesse hinzufügen.

Solche Betätigungslust findet bei Manchen schon im unwillkürlichen Fortspinnen des Phantasiegewebes ihr volles Genügen. Andere halten das Gewirke des Geistes in wiederholungsfähigen, überlieferbaren Sprachgebilden fest, um sie zu neuerlichem, fernerem Fortspinnen des wachen Träumens jederzeit handhaben zu können und schon durch die Aufführung ihres Baues das Phantasiegestalten zu unterstützen, zu organisieren und harmonisch zu bereichern: Dichter, Forscher, Denker.

Es gibt aber auch Schaffende, deren Verlangen nach Umgestaltung und die Fähigkeit ihm nachzukommen sehr intensiv auf die Änderung der ursprünglicheren Nachbilder der Sinneseindrücke gerichtet sind, der inneren Reproduktionen, die noch nicht durch vielfaches Abstreifen sinnlicher Merkmale allzusehr abgeblaßt sind.

Diesen genügt nicht die Sprache als Mittel, die Phantasietätigkeit zu steigern, zu erweitern und gleichsam objektiv einzufangen. Denn, abgesehen von Erinnerungen an Schrift und Gespräch, verfügt das Wort nicht über die gleiche Fähigkeit, innerseelische Urkopien der Sinneseindrücke im Gedächtnis festzuhalten und durch Vervielfältigung sinneskräftig zu variieren, wie die Ausdrucksmittel der Malerei, der Skulptur, der Baukunst oder Musik. Es vermag nicht wie diese in die ursprünglich wahrnehmbare Umwelt eine zweite zu setzen, deren Schöpfungsarbeit eine unabsehbare Fülle von Möglichkeiten gewährt, Stoffe abzuändern und die sinnlichen Nachbilder, wie auch die von ihnen getragenen Gefühle und Stimmungen durch Neugestaltung der Sinneseindrücke mitzuverwandeln. —

Die unbewußte Änderungsarbeit der Natur wird im Menschen zur teilweise oder ganz bewußten.

Die Änderung der Gegenstände kann nur als Mittel der Überleitung eines seelischen, wenn auch oft stark physisch charakterisierten Zustandes in einen andern begehrt werden. Die Umgestaltung eines Stoffes wird

also freiwillig nur insofern erstrebt, inwiefern sie eine erwünschte Änderung des Seelenzustandes mit sich führt.

Der Wunsch nach Änderungsarbeit ist also stets auf eine Wandlung der Seele gerichtet, wenn er auch teilweise aus unbewußten, unwillkürlichen Änderungen des eigenen Körpers und der umgebenden Natur hervorgeht.

Mit dem Wachstum der individuellen Kräfte und Fähigkeiten steigert und erweitert sich das Trachten nach schnell vorübergehender, wenig zusammengesetzter Arbeit zum Erstreben einer tiefgreifenden, weitwirkenden, reichen; alsdann erwacht das Verlangen nach einer die Gesamtwurzel umfassenden Wandlung, Erneuerung, Bereicherung, Vervollkommnung der Seele. Erst Menschen, in denen dieser Antrieb mächtiger wird als bei Vielen, mithin Künstlernaturen, kommen ihm durch Anwendung einer entsprechenden geistigen Selbsterziehung und Übung in der Handhabung technischer Mittel entgegen, die geeignet erscheinen, die angeborenen und erworbenen Fähigkeiten des Umgestaltens zu erhöhen.

Der Drang nach künstlerischem Schaffen und Dichten, Forschen, Religionsgründung, Kulturgestaltung — ist nur die auffallendste, tiefgreifendste Erscheinung des Strebens nach Seelenwandlung, des Triebes zur Erneuerung und Entwicklung.

Die daraus hervorgehenden Schöpfungen sind zum großen Teil ein suggestiver Ausdruck der wesentlichsten, jeweilig erlangten Vervollkommnung.

Solche Merkmale der Kunst vermag weder die Natur noch das Werk des bloßen Erhaltungsbedarfs zu bieten. Denn selbst durch die in die Natur anthropomorph eingelegten Züge des „Erschaffens", der „Vollendung" und der „Entwicklung" können die aus einer menschlichen Seelenwandlung entsprungenen nicht ersetzt werden. —

Die Wunder, von denen ein wirklicher Grashalm erzählt, sind in vielem sehr anderer Art, als die von einem gemalten kundgegebenen. Der wirkliche offenbart seine Entstehung aus Samen und Säften, sein Emporkeimen aus der Erde, sein Streben zum Licht, der gemalte dagegen sein Hervorwachsen aus eindrucksvollen Gedächtnisbildern, technisch geübten Handbewegungen, Stimmungen und Gefühlen, Rhythmen und Proportionsempfindungen, Phantasien und Traumgebilden, Natur-

kenntnissen und Kunsterfahrungen, Gruppeneinflüssen und Welterlebnissen. —

Wem Eindrücke und Wunder nicht genügen, welche bloß durch die menschlich ungewandelte Natur geboten werden, der sucht sie in der Kunstschöpfung auf.

Am naturgenügsamsten sind aber oft gerade Diejenigen, welchen, trotz des erzieherischen Einflusses menschlicher Kunstschöpfungen, die Natur selbst nicht zum Kunstwerke geworden ist.

Gleichwohl gibt es auch Solche, die, ohne es zu wissen, unter dem mächtigen Einflusse der Kunst stehend, in der Natur die höchste und einzig beachtenswerte „Schönheit" sehen wollen — und zum Teil darum dem eigentlichen Kunstgebiete aus dem Wege gehen.

Die Arbeit der Natur können wir nur zum geringsten Teil, die der Kunst ungleich mehr und, Begabung vorausgesetzt, wenigstens in typischen Funktionen vollständig nachbilden. Der Anblick nichtmenschlicher Umwelt weckt zwar Gefühle der Kraft, des Könnens, regt zu Arbeitsempfindungen an, aber unter sonst gleichen Umständen vermag die Kunst viel unvermittelter und vollständiger das Gefühl zu suggerieren, als wären wir die Urheber der betreffenden Schöpfung. Wir gehen gleichsam von der Anschauung des Kunstwerks zu dessen Ursprüngen zurück, um alsdann in der Phantasie die schaffende Ausführung nachzuahmen, nach der Erneuerung, Bereicherung, Vervollkommnung des Künstlers zu langen und sie wenigstens vorübergehend und teilweise zu empfinden. Dies geschieht, der jeweiligen Vorbereitung gemäß, in verschiedenem Grade objektiven oder illusorischen Nachschaffens, und sehr verschieden ist das Ausmaß wirklicher Aneignung der Fähigkeiten, der Wandlung und der Entwicklung.

Rein passives Empfangen künstlerischer Eindrücke ist völlig ausgeschlossen. Diese führen sogar in die Alltagsarbeit merkliche oder kaum bemerkbare Kunstzüge ein, in denen der Anstoß zum Nachschaffen meist unwillkürlich und unwissentlich fortschwingt. Ihr Wirken und Walten ist aber am stärksten, wo die Seelenarbeit des Menschen ohnehin vergeistigt, den ästhetischen und künstlerischen Einflüssen am intensivsten sich öffnet: in Moral und Gewissen, Mitgefühl und Verkehr und in Momenten des Verlangens und Wollens, welche wenigstens im Keime schöpferische Anlagen enthalten[1].

[1] Siehe die ersten Abschnitte zu „Sehnsucht" und „Hoffnung".

596

Infolge nachschaffender, wenn auch bloß keimhafter Strebungen, die sich dem Erleben einer Kunstschöpfung anschließen, vermag sie, gleich ihrer Hervorbringung, Vorgänge der Wandlung, Erneuerung, Entwicklung zu erzeugen. Solche Kunsteindrücke erhalten den „ästhetischen" Charakter, wenn sich auf die durch sie geweckten Gefühle Wertungen richten, Wünschbarkeit oder Unerwünschtheit anzeigend. Durch Hervorhebung der Übereinstimmung mit anderen Menschen, insbesondere mit Großgruppen, können die ästhetischen Wertungen die Kraftgefühle des Nachschaffens, der Erneuerung und Vervollkommnung, zugleich auch die Energie, Tragweite und Nachhaltigkeit der künstlerischen Beeindruckung beträchtlich steigern. Die Erfahrung, daß einer höheren Entwicklungsstufe ganz andere Kunstmerkmale Wohlgefallen gewähren als einer geringeren, bildet zwar in vielen kulturelleren Menschen auch Wertungen aus, die sich gleichsam auf das Kunsturteil Weniger, das Verständnis der Kenner und der Berufenen stützen. Aber auch solche Werterlebnisse erhalten ihre volle Überzeugungskraft erst durch unwissentlich und kaum bewußt mitschwingende, gekürzte Bilder der Zustimmung seitens „Vieler" oder „Aller". Diese erhalten dann gewöhnlich und ebenfalls kaum bewußt Züge des „Verständnisses" und der hinreichenden Entwicklung.

Es sind großenteils Kindheitseindrücke, welche selbst im reifen Alter auch solchen ästhetisch wertenden Autoritätsbildern Seelenmacht verschaffen. Das Kind nimmt seiner geringfügigen Erfahrung und Unterscheidungskraft zufolge eine größere Gleichförmigkeit des Urteilens und Wertens unter Menschen an als ein Gereifter. Daher läßt es sich meist durch die Vorstellung der Massenübereinstimmung mehr bestimmen als durch die von der höheren Qualität einer Wertung. Die wachsende Erfahrung von der tatsächlichen Gewalt der Großgruppen erhöht mehr und mehr die nachhaftende Kraft der betreffenden Kindheitseindrücke und wird hierin durch uralte Institutionen und Bilder der Gruppenmacht wesentlich unterstützt, sofern sie auf Wegen des engeren Herkommens und der weiteren Überlieferung der innerseelischen Hierarchie zuströmen.

597

Der Drang nach Umgestaltung kommt zunächst nicht auf rein künstlerischem Wege zur Geltung. Anfangs, bevor er sich seines Wesens

halbwegs bewußt geworden ist, muß er sich mit der Energieentladung begnügen, welche ihm die hauptsächlich der bloßen Erhaltung halber vorgenommene Betätigung und die unwissentliche Wandlungsarbeit der Seele, insbesondere der Phantasie, bietet.

Erst nach und nach wird es dem Menschen bewußt, daß ihm das innere und äußere Umgestalten eine lustvolle Genugtuung verschaffen kann, auch wenn es nicht der Notdurft und der Lebenserhaltung dient. Hand in Hand mit dieser Erkenntnis geht eine andere, die aus der Erfahrung fließt, daß Lustgefühle nicht nur den Erhaltungsfunktionen entspringen, daß sogar die bloße äußere und innere Anschauung genüge, sie zu erzeugen und zu mehren. Daraus geht ein Streben hervor, außer den Erhaltungsfunktionen und der unwissentlichen, unwillkürlichen Wandlungsarbeit, dem bloßen Drang nach Umgestaltung bewußt und geflissentlich nachzugehen, namentlich durch Hervorbringen von Anschauungen, die lediglich der Gefühlsbereicherung dienen. Solche hatten bereits in der Anschauung ungewandelter Natur und innerhalb der Nützlichkeitsprodukte mehr oder minder verborgen gewaltet und wurden hierin nach und nach entdeckt. Sie sind es daher, welche dem Drange nach bloßer Umgestaltung ein annäherndes Typusvorbild und eine erste Direktive geben, so daß er zum künstlerischen Antrieb wird, sinnfällige und innerseelische Gestalten hervorzubringen, denjenigen ähnlich, die uns die Natureindrücke und die Nützlichkeitsprodukte bieten, aber um so abweichender zugleich, als sie weder Erhaltungszwecke noch Naturdemonstration verfolgen.

Wie Bewegungen, die ursprünglich den Erhaltungsbedarf deckten, und wie die Nachbildung von Gegenständen des Nutzens nach und nach der bloßen Wandlung der Arbeitsempfindungen, der Stimmungen und der Gefühle dienstbar gemacht werden, kommt sowohl an Kindern wie an Primitiven besonders deutlich zum Vorschein. Das Erklettern der Bäume wird zwar auch ursprünglich nicht bloß behufs Obstlese oder Nesterausnehmens, das Baden nicht nur der Reinlichkeit halber vorgenommen: die Kleinen und die Erwachsenen suchen in diesen Bewegungen ihren aufgespeicherten Energien freien Lauf zu lassen und durch die herbeigeführten Änderungen der Lage, des Ortes, der Umgebungsreize ihre inneren Stimmungen, Gefühle und Phantasiebilder zu wandeln. Aber die Lust an der bloßen Wandlungsbetätigung kommt ihnen

hierbei nicht selten erst nach völligem Abhandenkommen des Nützlichkeitszweckes. Eine derartige Wandlung des Gebrauchs und des Interesses läßt sich eben erst dann am deutlichsten feststellen und wahrnehmen, wenn Gestalten, Formen, Bewegungen, Handlungen nach völligem Absterben ihres Erhaltungswertes, kraft ihres inzwischen entstandenen Kunstwertes fortleben.

Solche Verschiebungen des Interesses sind auch am geeignetsten, den selbständigen, von Erhaltungsfolgen unabhängigen Wert des Umgestaltens selbst kleinen Kindern und Wilden vor Augen zu führen. —

Neben der ursprünglich erstrebten Kraftentladung des Gestaltungsdranges können sich dem Hervorbringen, der Entstehung und der unmittelbaren Wirkung einer künstlerischen Schöpfung weitreichende Folgen anschließen, die nicht in der Absicht des Künstlers lagen: die Gedächtnisklänge oder Erinnerungen an diese Begleiterscheinungen können antizipativ zu sekundären Motiven künstlerischen Schaffens werden. Solche Antriebe analogen Hervorbringens und Strebens nach Wiederholung ähnlicher Kunsterlebnisse können sich also erst nachträglich bilden. Was vorher als unwillkürliches, unvermutetes Begleitergebnis in die Erscheinung kam, wird dann als Bild eines erwünschten Erfolges antizipiert und überbietet nicht selten die Triebkraft der ursprünglichen Motive der Entladung und des Empfangens. Zunächst unerstrebte, unwillkürliche Folgen des künstlerischen Gestaltens und seines objektiven Ergebnisses können die bereits vorhandenen Energiequellen ästhetischen Umgestaltens und Aufnehmens vergrößern und vertiefen oder verringern und nicht selten trockenlegen.

Die aus ihnen hervorgehenden antizipativen Folgenmotive wirken analog, indem sie die späteren Gestaltungsarbeiten und Eindrücke in den Dienst der Entladung vergrößerter Kunstenergie stellen oder Zwecken und Zielen anpassen, die solche Kraftschätze verderben und ihre Hebung behindern. So kann beispielsweise lebensveredelnde Macht, Wachstum der Erfahrung, Selbsterziehung, Erkenntnis, Gefühlsvertiefung, Vergeistigung, von manchen Kunstwerken als unwillkürliche Wirkung ausgehend, zum bewußten Streben nach deren Wiederholung und Fortsetzung durch entsprechend geartetes und erweitertes Kunstschaffen führen und diesem als sekundäres, aber mächtiges Motiv sowohl in technischer wie in rein seelischer Hinsicht ein bereichertes Können verleihen. Dagegen vermögen antizipative Bilder verrohender, vergröbernder Kunstfolgen als

sekundäre Triebfedern des Schaffens eine Verarmung und Verkümmerung der künstlerischen Gestaltungskräfte, eine Verschlammung und Verschüttung ihrer Energiequellen zu bewirken. So wird zum Beispiel die Ruhmgier häufig zum kunstlähmenden Schaffensmotive, um so verderblicher, je mehr sie den Künstler veranlaßt, Art und Umfang der Gestaltung den herrschenden Wünschen und der Mode anzupassen. Aber auch eine altruistische Rücksichtnahme auf Geschmack und Entwicklungsstand stumpfer Massen muß als sekundäres Schaffensmotiv unweigerlich zur Gefährdung und Schädigung der Kunstenergie führen, wenn sie zur Vergröberung, perversen Versinnlichung, Versimpelung der künstlerischen Gestaltung aneifert oder sie einer Tendenzmache preisgibt. —

Sehr häufig waren es Schöpfungen von großer Vergeistigung und vielseitiger Harmonie, welche mißverständlicher Auffassung reiche Nahrung gaben und hierdurch der Entstehung schädlicher Sekundärmotive ans vermeintlichen Kunstmerkmalen Vorschub leisteten.

So wurden beispielsweise sogar für sehr virtuose, aber verirrte oder ungeistig veranlagte Künstler der Renaissance die bei ihnen durch die erhabenen Bildwerke der Antike hervorgerufenen Sexualerregungen zum Anlaß, solche in selbsthervorgebrachten Darstellungen nackter Körper mit Absicht und Raffiniertheit zu fördern. Dadurch brachten sie sich und Nachahmer um die für alle geistige Entwicklung so notwendige Bezähmbarkeit der Leidenschaften, verstümmelten zeitweilig oder für immer den eigenen Geist und die Seelen ihrer Abnehmer und Bewunderer. Die Kunst läßt sich aber nicht ungestraft hintergehen.

Das absichtliche Gestalten der Kunstwerke zu sexuellen Reizmitteln führt unweigerlich zur Hemmung der geistigeren Phantasiearbeit, wodurch die Ursprungsenergien und eigentlichen Erneuerungskräfte des Kunstschaffens in ihren Entladungsmöglichkeiten behindert oder unterbunden werden. Dieses Verfahren gleicht also einem geistigen, insbesondere künstlerischen und religiösen Selbstmord. Sofern es das Seelenleben vieler Zeitgenossen und zahlloser Nachgeborenen in ethischer und ästhetischer Hinsicht vergiftet, kann man es zugleich als geistigen Massenmord auffassen. Solchen Werken gegenüber verhalten sich gereifte und wahrhaft überlegene Naturen zum großen Teil abweisend, und sind sie auch nicht abgeneigt, ihre reineren, wirklich künstlerischen oder wenigstens technisch virtuosen Züge und Merkmale positiv zu würdigen, so können

sie doch nicht umhin, einen Abscheu vor der Niedrigkeit der Gesinnung zu empfinden, die sich in ihrem Gesamtausdruck kundgibt. Mit dem Fortschritte der seelischen Entwicklung komplizieren und verfeinern sich die Gefühlsbedürfnisse: nur harmonisch kompliziertere, vergeistigte Erzeugnisse oder ihnen ähnliche Schöpfungen der Natur können dem Verlangen nach seelischer Wandlung und Erneuerung Genüge leisten. Grobsinnliche Genußreize werden alsdann großenteils als Hemmung ästhetischen und künstlerischen Erlebens empfunden und häufig um des letzteren willen verdrängt oder gemildert und vergeistigt. —

598

Die stärksten Kraftantriebe des gereifteren, entwickelteren künstlerischen Schaffens erzeugen ein Verlangen nach solcher Umgestaltungsarbeit, die, wie keine andere umfassend und mächtig, zur Entladung aufgespeicherter Geisteskräfte führen könnte, die Seele wandelnd, bereichernd, vervollkommnend.

Sofern das entwickeltere und gereifte, aber bloß ästhetische Erlebnis schöpferischer und künstlerisch nachschaffender Natur ist, hat es in diesen Antrieben gleichfalls seine Ursprungsquelle. Da es aber als erwünschte Begleiterscheinung des eigentlichen Kunstschaffens hinzukommen oder ausbleiben kann, so wird es häufig als ersehnte oder erhoffte Antizipation zu dessen sekundärem Motive.

Ein Künstler wird nicht selten dadurch zum Hervorbringen von neuen Kunstwerken gedrängt, daß ihm die umgebenden nicht das ersehnte Wohlgefallen gewähren. Allerdings kann es sich hierbei nicht um einen völligen Mangel des ursprünglichsten, des eigentlich kunstschöpferischen Motivs handeln. Es liegt nur eine auslösende Erhöhung und Bereicherung dieses zutiefst waltenden Antriebs vor, eine Steigerung durch das Verlangen, auch im ästhetischen Empfangen reicheres Nachschaffen und eine vollkommenere Seelenwandlung und Erneuerung zu finden. —

Das Schaffen gewährt dem Künstler unmittelbar zuweilen ähnliche Kunstgefühle und ästhetische Eindrücke wie die Arbeit der Natur: es kann ihn nicht nur an Schöpfungen der Dichtung, der Plastik, der Musik, der Religion und Kulturgestaltung gemahnen; es weckt in ihm ebenso häufig und leicht nachhaftende Stimmungen, die dem milden und stillen Wirken oder den gewaltigen und stürmischen Entladungen irdischer Naturkräfte entspringen.

Daraus ergeben sich beim Anblick selbsthervorgebrachter Werke Nachklänge einer sowohl kunstartigen wie naturästhetischen, meist kaum bewußten Selbstbeziehung, der sich häufig Gedächtnisbilder des Gewissens anschließen: das eigene Schaffen wird als eine geistige Arbeit und ein Naturwalten zugleich erlebt, mithin auch vom Schöpfer selbst als Verhältnis zu Mitmenschen und zur Umwelt künstlerisch, ästhetisch und ethisch gewertet. —

Die ersten Eindrücke, die von einem selbstgeschaffenen Kunstwerke ausgehen, sind gewöhnlich ein traumhaftes Fortspinnen der vorausgegangenen Arbeit, ein Ausklingen der sie begleitenden Phantasiebilder, Stimmungen und Gesichte. Ist das Ergebnis nach dem Sinn des Künstlers, so erlebt er es als die erlösende Erfüllung einer Hoffnung, als Verwirklichung eines ersehnten „Ideals", als beglückende „Schöpfung". Er fühlt sich zuweilen so gewaltig durch sie verwandelt, daß ihm ist, als wäre nicht er, sondern ein anderer ihr Erzeuger.

Findet er dann in der Erinnerung sein vergangenes Selbst als den wirklichen Urheber, so sieht er auch diesen in einem neuen Lichte, er beurteilt ihn anders, sieht in seinem Antlitz, in seiner Seele Züge, die ihm entgangen sind, Anlagen, die er entfalten, Mängel, die er beseitigen möchte. Ahnungen eines neuen, eines vollkommeneren Schaffens erwachen; wie Blitze leuchten sie auf, die Zukunft erhellend, die Vergangenheit in milde Schatten setzend.

Ist die Wandlung des Künstlers groß und reich, so wirkt sie zurück auf seinen Verkehr mit den Gestalten seines Gewissens, seiner Phantasie und Andacht; die Farben und Perspektiven seiner Seelenräume erhalten neue Anordnung und Stimmung. Alsdann vermag sein Himmel an Leuchtkraft und Beseligung zu gewinnen, seine Hölle desto größere Düsternisse, desto herbere Pein zu entfalten. Auch der Blick für die Umwelt wird anders, denn nicht nur haben die Sinne, haben die Urteilskräfte neu zu sehen gelernt, er schaut Mensch und Landschaft, Himmel und Erde zugleich mit den Augen der verwandelten Wesen seiner Innenwelt an. Einzelne und Gruppen werden entfremdet, vorher Unbeachtetem Gefühl und Augenmerk zugewandt; manche Kunstschöpfungen verlieren, andere gewinnen an Wert; neue Sehnsüchte, Hoffnungen, Ideale erwachen und neue Einsamkeiten umschweben ihn. —

Die künstlerische Ausführung ästhetischer oder anderer „Zwecke" und „Ziele" verleiht oft der so entstandenen Schöpfung — die auch etwas anderes als nur Kunstwerk sein kann und dann keineswegs unkünstlerisch, unästhetisch sein muß — eine bedeutende Macht, das menschliche Leben zu ändern.

Je reicher und harmonischer ein Künstler entwickelt ist, desto mannigfaltiger sind Art und Richtung seiner nicht spezifisch künstlerischen Interessen, die gleichwohl in seinen Schöpfungen zu wahrhaft ästhetischem Ausdruck gelangen und in dieser Form einen vielgestaltigen Schatz sekundär nachhaftender Motive seines Kunstschaffens nach und nach hervorbringen.

In einem vielseitig veranlagten Menschen kann seine eigene oder fremde Schöpfung solche Strebungen und Ideale oft erst auslösen und derartige Fähigkeiten zu Bewußtsein bringen, die, obgleich nicht speziell dem eigentlichen Kunstgebiete zugehörig, dennoch Gewalt haben, eine Förderung und Befruchtung der künstlerischen Gestaltung zu bewirken. Läßt ihn seine Dichtung oder das Werk eines anderen in Weh und Sehnsucht tieferen Einblick gewinnen, so kann dieser sein Erbarmen, sein Mitgefühl erweitern und es zum Ansporn werden lassen, die Leidtragenden durch Poesie zu trösten und ihr eigenes Seelenverständnis durch vergeistigte Gestaltung zu veredeln. Je reicher die geistige Hilfe ist, die ihm die eigene oder fremde Schöpfung gewährt, desto vielseitiger lernt er daran die Mitmenschen in ähnlicher Weise zu fördern.

Ist ihm durch die vorbildlichen Gestalten, die er schuf, ein reicheres Seelenleben, eine regere Phantasiearbeit, eine Verfeinerung des Gewissens zuteil geworden, so kann er auch aus Mitgefühl für andere bestrebt sein, seine Darstellungskraft in der Richtung zu vervollkommnen und zu erweitern, durch die ein solches Ergebnis gezeitigt wurde. Empfindet er in seinem Werke die Nähe des Himmels, des Höchsten, der Gottheit, so kann ihn die religiös erhöhte Teilnahme veranlassen, durch Bereicherung und Heiligung seiner Gestaltungsgewalt, durch neues Erschaffen erhabener Vollkommenheitsbilder auch den Mitmenschen die beseligende Nähe zu schenken. —

Eine der bedeutsamsten Begleitfolgen des Kunsteindrucks, insbesondere der von ihm ausgehenden Wandlung und Erneuerung, ist die Erhöhung des Verlangens nach Ungewohntem, Ungewöhnlichem, von der jeweiligen Wirklichkeit Abweichendem.

Diese Steigerung kann zuweilen, entsprechende Anlage und die nötige Geistesrichtung beim Schöpfer und den Mitverwandelten vorausgesetzt, nicht nur zum Antrieb werden, neue Wege auf künstlerischem Gebiete zu suchen, sie kann auch zum Ringen nach neuen wissenschaftlichen, philosophischen, sozialen, religiösen Umwälzungen und nach Erneuerung des ganzen Lebens einen gewaltigen Anstoß geben. Die daraus hervorgehenden Ideale können dann rückwirkend auch zu mächtigen Motiven eines neuen Kunstschaffens werden. —

Hat der geniale Schöpfer nur geringes oder überhaupt kein wirkliches Verständnis gefunden, so kann er durch Hervorbringen einer Phantasiewelt sowohl mit deren Gestalten wie mit seinen mutmaßlichen Kunstempfängern der Zukunft in einen inneren Verkehr treten, der seine Vereinsamung lindert. Dieses traumhafte Weben eines Phantasieverkehrs kann auch dem Verlangen nach Verwirklichung großer Kulturideale wenigstens teilweise entgegenkommen, kraftsteigernd, erhebend und zur fortgesetzten Erweiterung der begonnenen Schöpfung anspornend.

Aber auch die wenigen, die einen großen Menschen verstehen, finden in der Berührung mit seinen heiligen Visionen und den vorbildlichen Gestalten seines Innern Trost und Vertiefung und gewinnen Einblick in schöpferische Vorgänge und den ersten Odem einer ersehnten Zukunft.

Und erhalten dadurch nur die Erlesensten unter ihnen einen Antrieb zum eigentlichen Dichten und Schaffen, so sind es alle, die hier eine Verjüngungsquelle ihrer geistigen Kräfte finden und infolge des starken Mitschwingens ihres gesamten Wesens wenigstens in schöpferischsten Augenblicken zu fruchtbaren Umgestaltern des Lebens werden.

Arbeit und Schaffen

Die Menschen haben wohl schon seit unvordenkbaren Zeiten grandiose Leistungen des Schaffens bewundert und standen davor nicht weniger überrascht und geheimnisvoll berührt als vor den großen Werken der Natur selbst. Aber die alltägliche Arbeit, das unwillkürliche Walten eines jeden, schon zum Zwecke der Selbsterhaltung, wurde beinahe immer als Selbstverständliches, durchaus nicht Geheimnisvolles oder gar Wunderbares erachtet. Ähnlich verhielt sich der Mensch auf dem Gebiete physischer Naturbegebenheiten. Die großen Bewegungen der Sterne, ihr Verhältnis zueinander, ihre Harmonie versetzten Phantasie und Gemüt in staunende Erregung, in religiöse Ehrfurcht. Aber es war einer viel späteren Zeit vorbehalten, auch die kleinen und die mit bloßem Auge nicht sichtbaren Bewegungen und Vorgänge als ebenbürtiges, ja häufig als noch größeres Wunder zu schauen und der Forschung zu unterwerfen. Und gerade dieses liebevolle Umfassen des scheinbar Geringeren hat erst zur großen, wenn auch nicht erschöpfenden Aufklärung der Weltphänomene geführt.

Auf diese Weise ist Newton durch Analogie mit irdischen Vorgängen zur Aufdeckung des Gravitationsgesetzes gelangt, welches das ganze Planetensystem beherrscht.

Nicht so glücklich war der menschliche Geist in seiner instinktiven Entwicklung den seelischen Arbeitserscheinungen gegenüber. Trotz aller Gefühle der Bewunderung der menschlichen Leistungen ist die Tendenz nach wahrhaft wissenschaftlicher Ergründung der geistigen Arbeit überhaupt niemals erwacht; zum Teil vielleicht darum nicht, weil dies ein ungleich größeres und tieferes Interesse für alle, nicht nur exzeptionelle Arbeit voraussetzt. Hat man große Kunstwerke, Dichtungen, Bauten, Schiffe, Hafenanlagen usw. staunend gepriesen, so war man sich dennoch, wie es scheint, der tiefgehenden Verwandtschaft dieser grandiosen Leistungen selbst mit der geringsten Arbeit der Tiere, Menschen und sogar Anor-

ganismen nicht bewußt. Wie konnte da die Frage nach dem Gemeinsamen sowohl genialer wie gewöhnlicher und aller Arbeit auftauchen, solange man nicht empfand, daß schon in dem geringsten Tun eines Tieres, ja in der Erosionsarbeit des Regens und der Luft das Wunder, das Erstaunliche und Große beginnt. So war man auf dem Gebiete des Schaffens beziehungsweise der Kunst, Religion und jeglichem vorwissenschaftlichen Verhalten genötigt, sich mit allerlei Einzelerfahrungen zu behelfen, ohne sie in ihre logische und natürlich organische Verbindung bringen zu können.

599

Der erste und treueste Lehrer des Menschen ist sein eigener Körper; ein Erzieher, der ihn von der Wiege bis ins Grab geleitet.

Es sind die Anfänge und Keime aller spätern, noch so reich zusammengesetzten Arbeit, die er von ihm auf den Lebensweg bekommt und, ohne es zu wissen, belauscht und nachahmt. Da lernt er die ersten Schritte machen, die Lagen wechseln, stoßen und ziehen, heben und senken, sich vorwärts und rückwärts, nach allen Richtungen und im Kreise bewegen, kurzum, er lernt Körper und Verhältnisse ändern.

Aber nicht bloß die Kindheitseindrücke dieser Art bestimmen die spätere Entwicklung; diese wird selbst beim Künstler von der ständigen Übung in unwillkürlichen und geflissentlichen Körperbewegungen in hohem Maße mitgestaltet. Hat erst der Säugling der Arbeit eigener Glieder Interesse abgewonnen, beginnt er Augen und Ohren aufzutun, um auch das Schalten und Walten der umgebenden Natur aufzunehmen, in Geist und Bewegung nachzubilden. War vordem im großen ganzen nur er selbst, nur ein einziger Körper, ein einziger Mensch sein Lehrer und Erzieher, so sind es jetzt viele Körper, Menschen und Verhältnisse der Umgebung.

Der Lebenskreis seines Körpers hat sich zur Welt erweitert. Die Arbeit der gesamten Natur ist ihm Vorbild geworden. Er sieht, daß auch die Körper der Umwelt sich stoßen und drängen, anziehen, abprallen wie seine eigenen Gliedmaßen, daß auch sie ihre Lagen wechseln, sich niederbeugen und aufrichten, allerlei Richtungen einschlagen, sich im Kreise drehen, auch sie in Wandlung begriffen sind und Wandlung schaffen. —

600

Arbeiten bedeutet ändern.

Dieses beruht auf einem System, einer Kette von Beziehungen, die unzertrennlich miteinander verbunden sind und nur begrifflich, nur durch abstrahierendes Auseinanderhalten gesondert erscheinen.

Sowohl ein Naturprozeß wie körperliche und geistige Arbeit des Menschen stellen sich immer als ein dreigliedriges Beziehungssystem dar, als ein Ausschalten (*Exklusion*), Hinzukommen (*Komplementierung*) und Beibehalten (*Inklusion*) von allerlei Merkmalen innerhalb des sie mitbedingenden, mitbestimmenden, unabsehbaren Meeres von andern Wandlungsvorgängen.

Wenn die heißen Strahlen der Sonne den feuchten Boden zum Trocknen bringen, so schließt sich der Ausschaltung (*Exklusion*) des Feuchtigkeitsgehaltes die an seine Stelle tretende, gleichsam die entstandene Lücke ergänzende (*komplementierende*) Trockenheit, Mürbheit, Neufärbung und Mattheit unausweichlich an, wobei verbleibende Stoffelemente und Beschaffenheitsteile des sich ändernden Erdreichs in den neuen Zusammenhang gelangen (*inkludiert* werden).

Und umgekehrt. Dringen Regentropfen in ausgetrocknetes Gelände, so wird der Trockenheitszustand mit den ihn charakterisierenden Merkmalen und Funktionen der Farbe, Wärme, Beleuchtung, Dichtigkeit *exkludiert*, um hiermit einer, diesen Zustand ersetzenden, *komplementierenden* Feuchtigkeit, mit allen ihren Eigenschaften des Glanzes, der schlammigen Weichheit, der Abkühlung, Raum zu geben. Und wie im ersten Fall trotz der Abtrocknung, so werden in diesem Vorgang, trotz der Feuchtigkeit, viele Bestandteile und Funktionen des in Wandlung begriffenen Erdreichs den neuen Verhältnissen einverleibt (in ihre Zusammenhänge *inkludiert*). —

Hat sich die „Bewegung" eines Körpers einem andern „mitgeteilt", wurde „Wärme übertragen" oder ein Gegenstand „elektrisch geladen", stets sind es dreigliedrige Wandlungssysteme der Exklusion, Inklusion und Komplementierung, in denen diese Vorgänge bemerkbar werden. Genügen einem Forscher nicht die Kundgebungen der ersten, gleichsam signalgebenden Anschauungen des Beseitigens, Hinzufügens, Verbleibens,

so sucht er nach andern, mit denen jene verbunden sein mögen. So wurden noch anfangs des neunzehnten Jahrhunderts Wandlungen eines mutmaßlichen „Wärmestoffs" zur „Erklärung" der zunächst vorgefundenen Abnahmen, Zunahmen und Kontinuitäten der Temperaturgrade herangezogen, während jetzt die Hypothese von molekularen Schwingungsänderungen an Stelle der alten Veranschaulichung getreten ist. Die Erfahrung von der dreigliedrigen Wandlungsbeziehung ist so allgemein verbreitet, kontinuierlich und alles umfassend, daß sie meist unwissentlich und instinktiv bei allen Mutmaßungen von künftigen Änderungen des eigenen Lebens und der Umwelt als vorläufiges Bildsurrogat von groß und klein gebraucht wird.

Selbst bei Versuchen, das Werden gewaltigster Naturgestaltung zu „erklären", die Entstehung der Arten, die Bildung der Erdformen, die Geburt des Planetensystems, werden die Forscher mehr oder minder bewußt und instinktiv von vorläufigen Anschauungen des Ausschaltens, Hinzufügens und Beibehaltens geleitet.

Da diese Hypothesen auf Vergegenwärtigung von Werdensprozessen gerichtet sind, die in ungeheuren Zeitperioden und Verhältnissen verlaufen, so müssen sie zunächst nur Durchschnitte der unumgänglichsten und allermarkantesten Änderungen geben. Gerade darum sind sie sehr geeignet, die dreigliedrige Wandlungsbeziehung besonders plastisch zu veranschaulichen. In allen solchen Hypothesen werden Uranfänge zentraler Stoffe geschildert, die gleichsam das Material zur Umgestaltung unter Mitarbeit der Umwelt lieferten: Feuermassen und rotierende Gase; später flüssiges Magma oder Felsgestein und die Arbeit des Wassers, der Atmosphäre, der Eruptionsgewalten; Primitivorganismen und ihre Anpassung aneinander und an die jeweiligen Erdverhältnisse.

In allen vibrieren Nachbilder der ausschaltenden, belassenden und hinzufügenden Arbeitsfunktionen des Menschenkörpers, Erinnerungen, die bis in die erste Kindheit zurückreichen, in welcher der eigene Leib den einzigen fühlbaren Mittelpunkt und zugleich die fesselndste Umgebung bildet, voller Beziehungen der Glieder zueinander und wechselseitiger Anpassungen in Bewegung und Ruhe.

Wie verschieden auch die wissenschaftlichen oder mythologischen Darsteller ihre Mutmaßungen über Entstehung unseres Planetensystems gestalten und wenden mochten, stets mußten sich sogar die abweichendsten

Bilder dieser, wie aller Naturprozesse, als mehr oder minder komplizierte Besonderheiten der Inklusion, Exklusion und Komplementierung erweisen. Eine vergleichende Betrachtung kann dies veranschaulichen[1].

Sowohl Buffon wie Laplace gingen in ihren kosmischen Werdensbildern zunächst von einem Ursprungsverhältnis zwischen Sonne und Umgebung aus und schritten dann durch Schilderung wachsender Exklusion mancher Anfangsmomente zu einem immer deutlicheren Umriß der Planetenentstehung vor. Nach der Ansicht des ersteren sollte ein Komet gewaltige Stoffbestandteile aus der Sonne gestoßen haben, wodurch zwar allerlei Merkmale und Eigenschaften des früheren Zusammenhangs zwischen der Hauptmasse und den losgerungenen Teilen exkludiert wurden, aber hiermit eine ersetzende und ergänzende Komplementierung durch andere, wesentlich zur Neugestaltung beitragende Momente Platz greifen konnte. Die Sonne wurde an Masse geringer, erhielt jedoch infolge der Komplementierung einen Kranz von Planeten als neue Umwelt und neue Arbeitsbereiche.

Der umgestaltende Komet in Buffons kosmischem Drama spielt gewissermaßen die Rolle eines schöpferischen Arbeiters, welcher ein gegebenes Material nicht nur für die Modellierung einer Hauptgestalt verwendet, sondern, die losgetrennten Stücke mitformend, eine organisch zusammenhängende Gruppe herausbildet. Wir sehen daran, wie ein schöpferischer Gesamtvorgang und dessen Teilprozesse in all ihren Phasen das gegebene Material zur Umformung verwendet, indem manche Stoffbestandteile in neue Verhältnisse inkludiert werden (*Inklusion*). Wir sehen, wie im engsten Zusammenhang damit einerseits *Exklusionen*, sowohl von Material wie von physikalischen Verhältnissen, vor sich gehen (hier zum Beispiel Ausstoßung von Materie aus der Sonne und damit Verminderung ihrer Anziehungskraft usw.) und andererseits neue Formen und Verhältnisse entstehen (die Planeten, die verkleinerte Gestalt der Sonne) und an Stelle der früheren treten (*Komplementierung*).

[1] Man darf aber nicht annehmen, daß die Hervorkehrung der drei allgemeinsten Arbeitsfunktionen die Darstellung ihrer unabsehbaren Konkretisierungen, Besonderheiten, Zusammenhänge und Verwicklungen entbehrlich machen soll. Diese werden vielmehr mit ihrer Hilfe ins rechte Licht gesetzt und übersichtlich herausgebildet, wie etwa das Gesetz von der Erhaltung der Energie dazu dient, die konkreten Prozesse in ihren Zusammenhängen leichter und einheitlicher zu erfassen und die Erfindung neuer Kombinationen zu fördern.

Wenn das folgende Beispiel Schwierigkeiten bereitet, möge der Leser auf S. 313 fortfahren. Der Zusammenhang und die Verständlichkeit der Untersuchung werden dadurch nicht beeinträchtigt.

Ob nun die eine oder die andere von diesen Schaffensfunktionen von einem Forscher stärker betont und bewertet wird, kann sowohl für dessen individuelle Eigenart wie für den Stand der Wissenschaft seiner Zeit charakteristisch sein. Und ebenso charakteristisch ist es, ob das Augenmerk des Forschers sich mehr der Entstehung einer zentralen Hauptgestalt oder mehr ihren Umgebungsgestalten zuwendet.

Laplace nimmt als Ursprung einen andern Zusammenhang zwischen Sonne und Umgebung an. Er leugnet das Losreißen von Sonnenstücken als Ursache der Planetenbildung und setzt eine bis an die Grenze des späteren Planetensystems reichende, äußerst diffuse Sonnenatmosphäre voraus. Diese läßt er sich allmählich infolge von Abkühlung zu Ringen verdichten, aus denen dann die Planeten entstehen.

In seinem genetischen Bilde wird also durch die Exklusion eines ursprünglichen Wärmegrades und Diffusionszustandes die Exklusion gewaltiger Stoffmassen aus ihren früheren Räumen und Zusammenhängen mitbedingt. Während bei Buffon ungeheure Trümmerstücke aus der Sonne in den Raum gestoßen wurden, konnten umgekehrt bei Laplace nur Bestandteile der ursprünglichen Sonnenatmosphäre teils in den wachsenden Sonnenkern, teils in die sich bildenden Planeten wandern, aus dem größten Teil des früher gleichmäßig erfüllten Raumes *exkludiert* werden.

Nimmt (*inkludiert*) Buffon für die entstehenden Planeten den Stoff aus dem Zentralkörper der Sonne selbst, so läßt Laplace die Planeten ausschließlich aus Teilen der Sonnenatmosphäre hervorgehen.

Im Anschluß an diese Darstellung planetenbildender Exklusion und Inklusion entrollt er das Gemälde der ersetzenden und ergänzenden *Komplementierung* einer ursprünglichen Sonnenatmosphäre durch Neugestalten der Sonne, der Ringe und schließlich auch der Planeten.

Immanuel Kant, dem Forscher, der auch in der Philosophie dem Zentralisieren zuneigt, war es sehr daran gelegen, die Entstehung der Sonne ebenso deutlich zu vergegenwärtigen wie die ihrer Begleitsterne. Er legte daher ein gleich großes Gewicht auf die anschauliche Darstellung der umgestaltenden Arbeit der Zentralkörper wie auf die Schilderung der Funktionen ihrer Umgebung, während Laplace gerade die letztere vorwiegend ins Auge faßt. Ja, das gesamte Weltall, die unabsehbare Ferne seiner Entstehung möchte Kant sich und andern vor Augen führen. Die

umfassende Weite seiner Probleme drängt ihn, über das Faßbare hinausgehend, nach Vergegenwärtigung eines Anfangs zu streben, der aller Bewegung und aller bestimmteren Ordnung vorausgegangen sein mochte. Während er zwar, nachher, wie Laplace, die Planeten aus einem fein verteilten, den Raum erfüllenden Stoff hervorgehen läßt, behilft er sich nicht wie jener mit der Voraussetzung einer schon vorhandenen Rotation. Nicht von einer Bewegung und nicht von halbwegs geordneten Massenverhältnissen geht er daher aus, wie es Laplace getan hat. An den Anfang aller Dinge setzt er Ruhe und Chaos. Er nimmt sogar als Voranfang des Weltalls ein Nichts an, aus dem erst durch einen Schöpfungsakt der ruhende, elementarische Grundstoff hervorgeht, der den Raum erfüllt. Die erschaffene Materie wird hier durch ein ihr innewohnendes Streben „sich zu formen" zur Selbstgestalterin. In einem Augenblick wird die „allgemeine Ruhe" und Formlosigkeit des Chaos *exkludiert*, Teile des Gesamtstoffes in neue Verhältnisse und Kombinationen *inkludiert* und ihr ursprünglicher, ungeordneter Zustand auf diese Weise *komplementierend* ersetzt.

Dies alles geht vor sich, indem die Ruhe einer an ihre Stelle tretenden (komplementierenden) Hinbewegung der leichteren zu den dichteren Stoffen durch Anziehung weichen muß. So entstehen Klumpengebilde, die nach und nach zu Sonnen und Planeten umgeformt werden.

Indem die Zentralkörper stoffliche Bestandteile und allerlei dynamische Verhältnisse der sie umgebenden Umweltmassen durch Attraktion in sich einbeziehen (inkludieren), werden hiermit viele von ihren früheren Eigenschaften und Beziehungen, wie beispielsweise die frühere Masse und Gestalt, exkludiert und durch größere Mengen, stärkere Anziehung usw. ersetzt (komplementiert).

Gleichzeitig damit ballen sich innerhalb des Grundstoffs benachbarte Teilchen, die unter Mitwirkung eigener Abstoßungskraft in kreisende Bewegung gedrängt worden sind, durch die mit ihrer Masse wachsende Anziehung in immer größere Klumpen zusammen, planetarische Großmassen, welche die Kreisbewegung ihrer Bestandteile beibehalten (in den neuen Stoffzusammenhang inkludieren).

Während sich Laplace auf Erklärung der Entstehungsvorgänge eines bestimmten, abgeschlossenen Weltausschnitts beschränkt, stellt sich Kant die Aufgabe, die ganze Welt und ihr Werden zu schildern, wodurch er

sich für seine exkludierende und komplementierende Phantasiearbeit ein unbeschränktes Inklusionsfeld sichern möchte. Aber gerade hierdurch gerät er, dem vorsichtigeren Forscher gegenüber, in den Nachteil, sich stellenweise mit Ausfüllung allzuweit gefaßter Ewigkeitsexklusionen durch leer phantastische, widerspruchsvolle Komplementierungsbilder abzumühen: so exkludiert er zunächst alles, um vor allen Anfang ein Nichts zu setzen und dieses mit einer vagen „Schöpfung", einer „allgemeinen Ruhe", einem ungeordneten „Chaos" zu komplementieren. Infolgedessen beschwört er die in der Kindheit empfangenen Anschauungen von der Welterschaffung herauf, wodurch auch die mit wachgerufenen Bewegungseindrücke seiner Kindheit unwissentlich auf die geschilderten Werdensprozesse übergehen, die anthropomorphe Interpretation teils anregend, teils steigernd. Die „erschaffene" Materie „strebt", „lebt", „kämpft".

Kants Genesislehre bildet also einen merkwürdigen Übergang von der Anschauungsweise primitiver Schöpfungsbilder zur wissenschaftlichen Erforschung der Natur und ist daher geeignet, die Gemeinsamkeiten beider Arten der Phantasiebetätigung ins Licht zu setzen. —

Für die Gestaltung der Weltschöpfungsbilder, sei es der mythischen, sei es der wissenschaftlichen, liefern die Erfahrungen, die man am eigenen Körper und seiner Arbeit macht, wesentlich mitbestimmende Anschauungen und Empfindungen. Dies rührt nicht nur von der Ständigkeit und Unmittelbarkeit seiner Nähe, vom Hang zur Vermenschlichung und von Eindrücken der Kindheit her; der Menschenkörper ist, wie die Sonne, ein Zentralorgan, von eigenen Arbeitsorganen und andern Körpern, gleichsam von Planeten und andern Sternen umgeben.

Wenn Newton das Planetensystem durch die „unmittelbare Hand Gottes" bilden läßt, wenn bei Kant die Entstehung und der Untergang planetarischer Welten zwar durch Naturgesetze, aber unter Handhabung Gottes vor sich geht, so wird schon dadurch zur Genüge verraten, daß diese Genesis zum Teil aus Vorstellungen von menschlichem Schaffen und Gestalten entsprungen ist.

Noch auffallender kommt dies in den mythischen Bildern der „Weltschöpfung" zum Vorschein. Die Beeinflussung solcher Anschauungen durch Arbeit, Gestaltung und Zentralität des Menschenkörpers wird be-

sonders in Sagen ersichtlich, welche Himmel und Erde aus Körpergliedern hervorgehen lassen. Es zeigt sich da nämlich die Schöpfungsarbeit nicht nur als vermenschlichte Funktion, sondern als ein Gestaltungsakt an menschenartigen Körpern vorgenommen. So wird im babylonischen Mardukgedicht das Erschaffen der sichtbaren Welt durch den Götter-erlöser mittels eines Schwerthiebes vollzogen. Aus dem Schädel der erschlagenen Göttin wird der Himmel, gleichsam die Kopfwölbung des Alls. Ähnlich wird von Odin und seinen Brüdern die sichtbare Welt aus dem Leibe eines Urriesen gebildet, der Himmel aus dessen Hirnschale, die Erde aus seinem Fleische. In einem Hymnus des Rigveda opfern Götter, Selige und Weise den Urmenschen. Aus dem Haupt des Geopferten wird das Himmelsgewölbe, aus seinen Füßen die Erde. —

Wie Kant die Sonderung der Zentralkörper von den anderen Massen des „Urstoffes" den Kräften der Anziehung zuschreibt, wie Laplace auch der Abkühlung eine wesentliche Rolle bei der Planetenentstehung zuweist, so wird von babylonischen und germanischen Mythendenkern die Trennung von Himmel und Erde auf eine bewußte Kampfarbeit, ein siegreiches Ringen, von indischen auf eine Kulthandlung zurückgeführt.

Man kann also daraus entnehmen, wie frühzeitig der Mensch die Verwandtschaft zwischen den physischen Naturvorgängen und der geistigen Arbeit des Menschen empfand. Schon aus diesen Urbildern der Weltschöpfung läßt sich mit Leichtigkeit ersehen, daß die bewußte, geistig plastische Gestaltung, ebenso wie die rein physische Naturarbeit auf einem System der dreigliedrigen Änderungsbeziehung, einem Zusammenhang von Ausschaltung, Hinzufügung und Beharrung beruht (Exklusion, Komplementierung und Inklusion).

Wird doch in diesen Dichtungen die Arbeit der Weltprozesse nur dadurch zur menschenartigen, zur göttlichen erhoben, daß die dreigliedrigen Wandlungsfunktionen den Charakter und die Formen zweckmäßigen Handelns erhalten, ohne dabei ihr ursprüngliches Wesen einer physischen Bewegung zu verlieren.

Wenn Marduk den Leib der Göttin spaltet, so zeigt dieser Vorgang trotz seiner geistigen, willensartigen Gestalt die Ausschaltung einer stofflichen Verbindung an, wie es auch das Bild einer Trennung kosmischer Ursprungsmassen durch die Wirksamkeit bloß physischer Arbeit täte. Und bildet Marduk aus der einen Hälfte ein Himmelsdach, so ist dies

eine Hinzufügung der Anschauung neuer Verhältnisse, zum Teil gleich der Vorstellung von rein physischer Ergänzung altkosmischer Formen durch neue. — Das Vorschieben der Riegel, die Aufstellung der Wächter, welche das Himmelswasser nicht herauslassen, zeigen die Wesensgleichheit zwischen einem durch bewußtes Hinzufügen bedingten, bezweckten Beibehalten und einem durch unbewußtes Hinzufügen verursachten Beharren der Bestandteile eines sich ändernden Stoffes. —

Daß sich der geistigen Änderung eine physische — jene nachahmend und ihr anschauungsverwandt — anschließen kann, ist also bereits in solchen Sagen deutlich zu sehen. Die Ahnung aber, daß zwischen der physischen und geistigen Wandlungsarbeit eine wesentliche Analogie bestehe, ist viel auffallender im Zauber zum Ausdruck gekommen und gelangte von da allmählich in die priesterlichen Spekulationen, welche die Entstehung der Welt auf bloß geistige Prozesse zurückzuführen versuchen. Der Zauberer und die an ihn glauben sind überzeugt, daß die rein inneren Änderungen der Seele so ähnlich wie die physischen Naturvorgänge verlaufen, daß sie keiner körperlichen Stütze oder höchstens nur der Worte bedürfen, um eine stoffliche oder geistige Wandlung der Umwelt herbeizuführen. Vernichten sie, schalten sie etwas, wie zum Beispiel Wohlbefinden oder Leben in Gedanken aus, so muß es auch in der Umgebung dem Schwund anheimfallen; fügen sie aber etwas, beispielsweise Genesung, in der Seele hinzu, so muß es zugleich in Wirklichkeit hinzukommen. Auf einer bestimmten Stufe priesterlicher Entwicklung wird daher einem Schöpfer die Macht zugeschrieben, durch rein seelische Änderungen, eventuell unter Gebrauch von Zauberformeln, die sichtbare Welt aus einem Chaos, einem Urstoff, aus dem Nichts oder aus sich selbst hervorzubringen.

Der Schöpfer sieht sich allein und einem Nichts, einer Finsternis oder etwa einer Wasserwüstenei gegenüber. Mit dem Bewußtwerden dieser Lage erwacht in ihm ein Verlangen nach einer andern, einer neuen Welt, deren Bild ihm antizipativ vorschwebt. Und ähnlich wie das Weltbild in seinem Innern, wandelt sich die wirkliche Umwelt. Die Zauberworte oder Zaubergebärden, die er noch zu diesem Behufe etwa verwendet, spielen nur eine auslösende Rolle, sind ein letztes Zugeständnis an die ältere Form mehr handgreiflichen Erschaffens. Ausschlaggebend ist eigentlich die innere Wandlung des Schöpfers. Wie die chaotische Unordnung, die Finsternis, die Einsamkeit in seinem Geiste dem

Andrang neuer Vorstellungen von Weltharmonie, von Sonnen und Sternen, Licht und Leben, Tier und Menschen weicht, so entschwindet aus seiner Umgebungsödnis die furchtbare Einförmigkeit, Dunkelheit und Unbeseeltheit vor dem lichteren, reicheren, lebendigeren Aufbau des Weltalls.

602

Worauf beruht aber die allgemeinste Übereinstimmung zwischen rein geistigem Schaffen und einer physischen Arbeit der Natur oder des Menschen? Worauf beruht diese Übereinstimmung, die schon im primitivsten Zauber und in uralten Schöpfungsmythen so eindringlich, wenn auch phantastisch entstellt zu Worte kommt?

Sie ist das Ergebnis der Tatsache, daß die innerseelische, die rein geistige Arbeit ebenso wie die physische in Zusammenhängen und Verzweigungen unzertrennlicher dreigliedriger Wandlungsbeziehungen von Exklusion, Komplimentierung und Inklusion verläuft.

Eine innere Anschauung, ein Gefühl, eine Stimmung können niemals in Wegfall kommen, ohne daß andere an ihre Stelle treten, sie können auch nicht in die Seele gelangen, ohne andere zu verdrängen. Das Weichen eines geistigen Erlebnisses ist stets an das Beharren und an die Entstehung anderer gebunden, mögen wir uns dessen bewußt sein oder nicht.

Der Schwund einer momentanen Anschauung verdrängt nicht alle vorhergegangenen aus der Seele, wird aber stets von hinzukommenden Empfindungen und Stimmungen begleitet. Überdies gelangen manche vorher durch die entschwundene Anschauung gehemmten Geistesvorgänge zu vollerem Bewußtsein und energischerer Betätigung.

Das Hinzukommen eines geistigen Vorgangs muß immer manche belassen und andere verdrängen, andere Bilder, Gefühle, Stimmungen und Verhältnisse des Bewußtseins. So bringt eine neue Beseligung allerlei gewöhnlichere Lustgefühle und Interessen zum Schweigen oder zu völligem Verschwinden, während sie manche, weniger widerstreitende oder allzu mächtige gewähren läßt.

603

Die bewußt physische Menschenarbeit unterscheidet sich von der völlig unbewußten oder von der Naturarbeit durch ihre Zusammensetzung aus

geistigen und physischen Wandlungsbeziehungen. Diese müssen aber im Gegensatz zu den andern stets Änderungen des Menschenkörpers mitenthalten. Die innerseelische Geistesarbeit muß zwar auch an gewisse Nachschwingungen physischer Wandlungsbeziehungen gebunden sein, kann aber frei von merklichen Änderungen des Eigenkörpers und der Umwelt vonstatten gehen.

Alle drei Wirkungsarten, die innerseelische, die physische und die geistig physische, haben in ihren dreigliedrig verzweigten Wandlungsbeziehungen gemeinsame Merkmale ihrer Erscheinung, wodurch sie miteinander verglichen werden und ähnliche Wertmaßstäbe der Vervollkommnung erhalten können.

Dies kann sich am klarsten darstellen, wenn daraufhin ein Naturvorgang, ein Traumweben und eine schöpferische Handlung von ähnlichem Anschauungsinhalt einem Vergleich unterzogen werden: Der Wind bricht einen Zweig vom Aste; ein Schlafender träumt davon; ein Kind pflückt einen gleichen; ein Künstler malt ihn.

Die bewegte Luft und der bewegte Arm bewirken die mechanische Ausschaltung eines stofflichen Bestandteils, woran sich Hinzufügung anderer Merkmale anschließen.

Die Ausschaltung im Traume ergibt zwar keine analoge Trennung der Stoffe, wird aber mit der physischen dadurch vergleichbar, daß beide eine Hemmung ähnlicher Anschauungen zugunsten anderer, und ebenfalls ähnlicher, verursachen: denn sowohl in der wirklichen Umwelt wie in der Phantasie wird durch Ausschaltung mancher Zusammenhangsbilder die Anschauung anderer Zusammenhänge, etwa der Eindruck einer Baumverstümmelung erzeugt. Auch durch die Darstellung eines Malers kann die instinktiv ins Bewußtsein dringende Vorstellung von einem normalen Baume durch Hervorhebung einer Verstümmelung verdrängt werden.

Bricht der Wind einen Zweig vom Aste, so erleiden beide Baumglieder eine Umformung: es bilden sich in dieser Hinsicht zwei Reihen von Wandlungsverhältnissen, die zueinander in Wechselbeziehung stehen. Durch den trennenden Windstoß kommen die unmittelbar geschiedenen Partikelchen des Baumes in eine neue Umgebung, eine weniger haftende Abgrenzung gegen sie bildend. Wo sie früher mit Pflanzenzellen zusammenhingen,

werden sie jetzt von neuer Luft und Feuchtigkeit, von Licht und Wärme berührt. Infolge der einzigen, eindeutigen, eine winzige Strecke zurücklegenden Bewegung entstehen in bezug auf die beiden neukombinierten Gebilde nicht nur physische Ausschaltungsreihen der vorher zusammenhängenden Stoffe, Funktionen und Molekularordnungen und ein Hinzukommen anderer, abweichender; es entstehen zugleich, sofern diese physischen Wandlungen in ein Bewußtsein gelangen, auch entsprechende Abhebungen ihrer neuen Wahrnehmungsmerkmale, ihrer Beleuchtung und Beschattung, ihrer Farben und Abgrenzungskonturen, der Empfindungen von ihrer Schwere, ihrem Gleichgewicht oder ihrer Schwankung: kurzum, die Anschauungen ihrer neuen Gestalten als Ergebnis von Exklusion, Komplementierung und Inklusion geistiger, die Umwelt repräsentierender Elemente.

Wir sehen, daß von einer absolut alleinigen Ausschaltung oder Einschaltung weder in physischer, noch in psychischer Hinsicht die Rede sein kann. Mit der einen Funktion muß unzertrennlich auch die andere eintreten. So wird zum Beispiel durch eine und dieselbe Bewegung stets etwas beseitigt und gleichzeitig etwas hinzugefügt. Diese beiden Begleitfunktionen der Bewegung sind immer an den Verbleib mancher Bestandteile des zu Ändernden gebunden.

Wohl kann an eine Bewegung entweder das Ergebnis ihrer eliminierenden oder ihrer beharrenden oder ihrer ergänzenden Funktion hauptsächlich und als ihr besonders eigentümlich hervorgehoben werden. Diese Betonung zeigt aber lediglich die Richtung der Aufmerksamkeit und den wertenden Standpunkt eines Betrachters an, gibt kund, worauf er vorzüglich Gewicht legt.

Wenn die Arbeitsbewegung mit der einen oder andern, abstrakt fixierten Wandlungsfunktion identifiziert wird, so hängt auch dies mit dem Interesse des Anteilnehmenden zusammen. Ein solches Verhalten ist nur aus Gründen der leichteren Übersicht und gesammelten, energischen Begriffsanwendung biologisch und praktisch berechtigt.

Aber auch in anderer Hinsicht bedeutet die Ausschaltung, bedeutet die Hinzufügung eine Wechselbeziehung. Jede Ausschaltung ist in bezug auf den ursprünglichen Zusammenhang für alle getrennten Teile wechselseitig. Die scheidende Entfernung des Zweiges vom Aste

beziehungsweise vom Baume ist für diesen ein Entferntwerden vom Zweige. Ähnlicherweise bildet das Eindringen eines Keils in den Stamm ein Hinzukommen des Stammes, des Baumes zum Keile. Je nach der Beeindruckung und Richtungnahme des Augenmerks wird dann entweder auf die eine oder die andere Seite dieses Verhältnisses mehr Gewicht gelegt.

Träumt man im Schlafe oder im Wachen, wie ein Zweig durch Windstoß vom Aste gebrochen wird — so entspricht zunächst dem wirklichen, wahrnehmbaren Baume ein analoger Phantasiebaum, der sich durch Merkmale einer gewissen Gänze und Abgeschlossenheit auszeichnet. Ebenso werden nachträglich Züge der Bloßlegung vorher verdeckten Pflanzengewebes durch vorgestellte Momente der Verstümmelung nachgebildet, während die Zeichen der Unversehrtheit verschwinden. Es ist ersichtlich, wie die innerseelische Arbeit auf Verdrängung der Abhebung und des Augenmerks in einer Richtung, in bezug auf einen Anschauungskomplex beruht, unter gleichzeitigem Hinzuströmen anderer in gleich volles Bewußtsein und gleich starke Interessensphären.

Aber stets sind die neuhinzukommenden an einen Altschatz der Gedächtnisbilder, der nachhaftenden Gefühle und Stimmungen gebunden, von denen sie sich abheben, sie ergänzend und zugleich um viele der alten Seelenverhältnisse bringend.

Wie der Windstoß vermag auch ein Kind zartes Gezweig vom Aste zu brechen, sofern es weder durch Härte noch durch Elastizität auf allzu großen Widerstand trifft.

Dann ist das objektive Ergebnis beider Bewegungen scheinbar ein gleiches. Vom rein physikalischen Standpunkt betrachtet, ist dem auch so, denn beide Male erfolgt durch einen mechanischen Vorgang die Trennung ursprünglicher Molekularzusammenhänge. Während jedoch die erste Wandlung nur die Schnelligkeit, Richtung und Energie rein physischer Bewegung anzeigt, bietet die andere dem kundigen Betrachter den Ausdruck sowohl physischer wie geistiger Arbeit. Die trennende Bewegung des Kindes ist eben ein bewußtes Ereignis, eine Handlung, deren Erfolg eine Änderung physischer und seelischer Beziehungssysteme ergibt. Eine Wandlung, in welcher sich die Wechselwirkung solcher Systeme bemerk-

bar machen und als Geisteswerk hervortreten kann. In dieser Hinsicht ist das kindliche Tun selbst mit erhabenstem Ringen der Künstler, der Forscher und Kulturgestalter verwandt, ja es trägt Züge der „göttlichen" Welterschaffung. Und wie uns, in diesem Lichte gesehen, selbst das Streben des Geringsten erhaben erscheint, gewinnt die Großtat das Antlitz kindlicher Schlichtheit, Einfachheit und Urverwurzelung.

604

Jede Willenserscheinung ist ein schöpferisches Werden verwandelter Zusammenhänge, teils seelischer, teils physischer Art. Sie beruht zum Teil auf einer Repräsentation der Zukunft, durch eine mutmaßend vorausgreifende Anschauung des Begehrten, Erwünschten, Erstrebten, eine zielbildende Antizipation, die aus einer durch jeweilige Entbehrungen und Bedürfnisse mitbedingten Wandlung der Ursprungsanschauung hervorgeht. So bildet die Wahrnehmung und Vorstellung eines unversehrten Baumes Ursprungsanschauungen des oberwähnten Kindes. Sein Verlangen nach Kraftentladung und Erneuerung der Eindrücke stellt ihm vor das innere Auge ein Bild der Astverstümmelung, der Ausschaltung gewohnheitsmäßig erfaßter Zusammenhänge von Ast und Zweig und eine entsprechende Hinzufügung neuer Anschauungen der ursprünglichen Bestandteile.

Anderseits beruht eine Willenserscheinung auch auf mechanischen Bewegungen des Menschen, welche die vorausgreifende Vorstellung zum Ziele führender Mittel in greifbare, sichtbare oder hörbare Teilhandlungen der wirklichen Umwelt umsetzen, um die bezweckte Wandlung zu erlangen. So entsteht neben der Reihe von bloß vorgestellten Ausführungsbewegungen und den damit verbundenen innerseelischen Wandlungsverhältnissen eine entsprechende, anschauungsähnliche Reihe von wirklichen Bewegungen und der daraus hervorgehenden Ausschaltungen, Hinzufügungen und Beharrungen objektiv physischer Stoffanordnungen, dynamischer Beziehungen und wahrnehmbarer Formen. — Die Mythendichter und die kosmologischen Forscher hatten die Verwandtschaft zwischen den höchsten Arten des Schaffens und selbst der kindlichsten Handlung zuweilen ahnend gefühlt. Jedoch aus primitiver Unfähigkeit lassen sie die sichtbare Welt aus läppisch einfachen Bewegungen hervorgehen, Hantierungen, die etwa

dem Ablösen von Tonklumpen und Kneten von Scheiben oder Kugeln nicht ganz unähnlich sind. In vielen Sagen wird von einem Geiste, einem Menschen oder Tier ein Stück Erde oder Schlamm aus dem Wasser hervorgeholt und zur jetzigen Erdgestalt erweitert und geformt.

Nach dem Vishnu Purana stößt der in einen Eber verwandelte Brahma seine Hauer in die Erde und zieht diese aus dem Ozean herauf, um der leeren Welt einen Inhalt zu geben. Im Taittirîya Brahmanam wird geschildert, wie Prajapati ein von der Erde in der Tiefe abgebrochenes Stück auf ein Lotosblatt breitet, vom Winde mitformen läßt und mit Kies befestigt. — Jüdische Sagen berichten[1]: Gott nahm Schnee, der unter seinem Throne lag und streute ihn auf das Wasser; da erstarrte das Wasser, und daraus wurde das feste Land ... Er zwang die Wasser und drückte sie zusammen, daß sie im Meere Platz hatten ... Er nahm zwei Klumpen, einen Klumpen Feuer und einen Klumpen Schnee und rieb sie aneinander, daraus ward die Welt.

Aber nicht nur unbeseelte oder leblose Stoffe, auch an Menschenkörper gemahnende Riesenleiber werden für die Weltbildung planvoll verwendet. So wird Thiamat von Marduk nicht etwa wie durch die Wirkung einer unbewußten Naturkraft, sondern mit vollem Bewußtsein erschlagen und, wie von der vedischen Gottheit das Weltei, in zwei Stücke gespalten. Hier wie in allen Sagen, welche die Schöpfung auf einen bewußten Akt zurückführen, ist der Weltbildner zunächst bestrebt, eine neue, bloß innere, von einer alten abweichende Anschauung in eine sinnfällige umzusetzen.

605

Die Bewegung eines Körpers bedingt in andern eine gleichzeitige und wechselseitige Ausschaltung und Hinzufügung von Merkmalen.

Ändert ein Körper seine Lage, so werden allerlei Beziehungsmerkmale seiner näheren und ferneren Begleiter aufgehoben, während andere hinzukommen.

Teilt ein Körper beispielsweise durch Annäherung und Berührung, das heißt durch Stoß einem andern Bewegung mit, so beseitigt er entweder dessen Ruhe durch Einführung von Lageveränderungen, oder falls der zweite Körper schon in Bewegung war, dessen Richtung und Geschwindigkeit, sie durch neue ersetzend. Zugleich geraten frühere Verhält-

[1] Bin Gorion: Sagen der Juden, Frankfurt 1913.

nisse des neubewegten Körpers zur Arbeit der Umwelt, zum Beispiel der Luft, des Lichtes, der Elektrizität in Wegfall, während andere an ihre Stelle treten.

Bewegungen, die der Teilbarkeit, das heißt der Wandlungsfähigkeit molekularer Kohäsionsverhältnisse entgegenkommen, können durch Ausschaltung ursprünglichen Zusammenhangs der Teilchen entweder eine Trennung oder Verschiebung, mithin neue Grenzverhältnisse, Formen und dynamische Beziehungen herbeiführen.

Häufig bedienen sich dabei die formgebenden und kräftewandelnden Bewegungen, wie etwa Stoßen, Ziehen, Schneiden, Graben, Kneten, Reiben, eines eindringbaren oder ausschaltbaren Stoffes, wodurch mit dessen Hinzufügung, oder Ausschaltung, nicht nur neue dynamische Beziehungen und Formen hinzukommen, sondern die vorhergehenden verdrängt werden. —

Mechanische Gestaltungsvorgänge werden in der ersten Kindheit ursprünglich an eigenen Körpergliedern erlebt und wahrgenommen. An den Bewegungen interessieren daher in dieser Phase hauptsächlich die mit ihnen verbundenen Zustände sinnlicher Lust oder Unlust. Ihr Zusammenhang mit seelischen Merkmalen steht da also ständig im Vordergrund des Augenmerks, wogegen die Momente, welche nicht der Befriedigung akuter Bedürfnisse dienen, weniger fesseln.

So gewöhnt sich der Mensch bei Wahrnehmung oder Betrachtung eines physischen beziehungsweise mechanischen Vorgangs, die mit ihm oder seiner Anschauung verbundenen geistigen Prozesse, als dessen wichtigste, ihm innewohnende Glieder zu betrachten: der Blitz weckt nicht Furcht, sondern „ist" furchtbar, der Zucker erregt nicht die Empfindung des Süßen, sondern „ist" süß. Mit dem Blitz schwindet ein bedrohlicher Anblick, mit dem Zucker ein angenehmer Eindruck.

Auf diese Weise lernt der Mensch frühzeitig die Ausschaltung, Hinzufügung und das Verbleiben physischer Momente zugleich als Wandlung geistiger Merkmale mehr oder minder bewußt zu empfinden.

Sehr ausgesprochen ist dieses Verhalten in willensartiger Vornahme physischer Arbeit.

Der wirklichen Ausführung mechanischer oder anderer Bewegungsvorgänge müssen in solchen Handlungen antizipative Vorstellungen vom

Endergebnis einer Wandlung und von den physischen Prozessen, die mutmaßlich zu ihm führen, vorangehen. Die antizipativen Anschauungen repräsentieren mehr oder minder illusionskräftig wirkliche Bewegungen und die mit ihnen verbundenen dreigliedrigen Wandlungsbeziehungen. Die repräsentierenden Vorstellungen von Ausschaltungen, Hinzufügungen und Beibehaltungen ersetzen vorläufig wirklich physische Änderungen. Man empfindet sie verwandt und ähnlich und strebt durch physische Nachbildung der bloßen Seelenbilder analoge, aber physische Ergebnisse zu erlangen (analoge Inklusionen, Ausschaltungen und Hinzufügungen).

Es ist daraus zu ersehen, daß ein jeder Willensakt, sei es die einfache Handlung eines Kindes, sei es das wissenschaftliche Experiment, die Tat eines Helden, das Schaffen eines Künstlers, im wesentlichen auf der Vergleichbarkeit der inneren Anschauungen und äußeren Vorgänge, auf der wechselseitigen Nachahmung und Nachbildung der wirklichen und der seelisch repräsentierten Bewegungswandlungen beruht. Mithin ist auch die bloß innere Arbeit der Phantasie zum Teil eine Nachahmung der physischen Bewegung (der physischen Ausschaltung, Hinzufügung und Komplementierung).

Dagegen sind die schöpferischen Handlungen, die Versuche, Phantasiebilder zu verwirklichen, physische Nachbildungen innerseelischer Bewegungsnachahmung.

Während das Traumweben der Seele gleichsam ein umformendes Spiegelbild der irdischen Bewegung und Weltvorgänge darstellt, bewirken Handlung, Tat, Schaffen eine Wandlung dieses Spiegelbildes in eine sinnfällige Welt neuer Bewegungen, neuer Anziehungen und Abstoßungen[1].

Und wie die Erforschung geistigen Waltens und Wirkens auch die schöpferische Gestaltungskraft der Ewigkeit dem Verständnis und der Ahnung nahezubringen vermag, so kann die Ergründung der Schaffensgesetze, von welchen der Mikrokosmos der Kunst, der Erkenntnis und der

[1] Alle Vorstellungen und Phantasiebilder sind Nachbildungen von Arbeit, denn alle Veränderungen sind Arbeit. Da die Vorgänge auf der Erde abhängig und in Relation sind zu den Vorgängen der Himmelskörper, so stehen alle irdischen Bewegungen gewissermaßen im Zusammenhang mit kosmischen Verhältnissen. In diesem Sinne sind alle innerseelischen Vorgänge auch Nachbildungen von kosmischen.

Wir sehen hier, wie neben der Erde die Himmelskörper und das gesamte Weltall an der Gestaltung unseres Seelentypus teilnahmen.

Gemeinschaftsformen beherrscht werden, Geheimnisse makrokosmischer Wandlungsbeziehungen erschließen. —

606

Gleich dem Wirken anorganischer Natur kann und muß auch das mehr oder minder bewußte Verhalten des Menschen in unabsehbar verkettete physische oder geistige Verhältnisse und Ordnungen ändernd eingreifen. Insofern ist dessen jeweilige leibliche und seelische Verfassung das Ergebnis einer äußerst zusammengesetzten, bewußten und unbewußten Gruppenarbeit, an welcher er selbst passiv und aktiv, empfangend und gebend teilnimmt.

Wie jeder Werdensvorgang ist auch die menschliche Arbeit und deren Ergebnis: das Werk, die Schöpfung, dem Gesetze der dreigliedrigen Wandlungsbeziehung unterworfen, dem Gesetze untrennbarer Ausschaltung, Hinzufügung und Inklusion.

Dem Wandlungsgesetz gemäß beruht auch die menschliche Arbeit zum Teil auf exkludierender Beseitigung mancher Bestandteile aus einem gegebenen stofflichen oder geistigen Komplexe, mithin auch auf dem inkludierenden Beibehalten anderer Momente und einer komplementierenden Hinzufügung solcher, die dem in Wandlung begriffenen Zusammenhange nicht innewohnten.

Weder die Arbeit, noch das durch sie zu ändernde Material des Menschen sind von der Natur in absoluter Weise verschieden. Menschenarbeit bringt zwar, schon als Abart der Naturvorgänge, auch nichtmenschliche Momente hervor. Sie muß aber, wenn sie die Natur nachbildet und sich dabei eines andern Materials als diese und anderer, zum Teil die Nachahmung hindernder Mittel bedient, entsprechende Merkmale und Zusammenhänge der nachzugestaltenden nichtmenschlichen Umgebung exkludierend fernhalten.

Diese Exklusion wird nicht nur durch physische oder technische Mittel mitbedingt, sie ist, wie auch die beiden andern Wandlungsfunktionen des geistigen Schaffens, stets von der gesamten seelischen und körperlichen Anlage, Entwicklung und jeweiligen Vorbereitung des Schaffenden abhängig. —

Die Bewegung der Lippen, der Hände, der Füße oder anderer Bestandteile des Menschenkörpers kann und muß zuweilen den naturerzeugten

gleiche, manchmal aber andere Wandlungen stofflicher oder seelischer Bestände herbeiführen.

Die mechanischen Vorgänge des Menschenleibes unterscheiden sich oft so wenig von denen anderer Körper, daß sie zuweilen fast ganz gleiche Änderungen herbeiführen. Das infolge rein physischer Stützenverschiebung entstandene Fallen einer Kugel muß sich fast in nichts von deren wiederholter Fallbewegung unterscheiden, wenn diese durch unbewußtes Gleiten aus einer unwillkürlich nachgebenden Menschenhand zustande kommt.

Je mehr, je reicher und einheitlicher aber die mechanischen Bewegungen des Menschen durch mitschwingende Nervenfunktionen, beziehungsweise geistig charakterisierte Vorgänge mitbedingt und mitgeleitet werden, desto merklicher und vielseitiger müssen sie in ihren dreigliedrigen Wandlungsbeziehungen von denen anderer, nichtmenschlicher, insbesondere von kaum beseelter oder gar kaum belebter Naturarbeit abweichen.

Die mit geistigen Merkmalen ausgestattete Menschenarbeit, mag sie noch so wenig bewußt, noch so unwissentlich oder unwillkürlich vor sich gehen, muß stets Momente enthalten, die in der sonstigen Natur nicht vorkommen, die nur ihr eigentümlich sind, auch wenn sie vorwiegend dem mechanischen Bewegungsbereiche angehört. Die geistig mechanische Bewegung des Menschen muß in seinem Äußeren und in der Umgebung, etwa in Antlitz und Haltung, Stimme und Rhythmus, Schrift und Gewandung, Formen und Verhältnisse hervorbringen, die einem Kundigen als Ausdruck geistiger Dispositionen und Vorgänge erscheinen, als physiognomisch charakterisierte Züge. Auch diese oft so zarten und nur teilweise merklichen Gebilde und Schwingungen sind also das Ergebnis äußerst verwickelter und zahlreicher, größtenteils unbewußter und kaum bewußter Exklusionen, Komplementierungen und Inklusionen des Menschenkörpers, namentlich des Nervensystems.

Solche Ausdrucksmomente können um so reicher entstehen, um so deutlicher und merklicher an Menschen und Menschenwerk hervortreten, je geringere Widerstände die sie erzeugenden Arbeitsfunktionen zu überwinden haben, Hemmnisse, die ihnen seitens der Körperbeschaffenheit, insbesondere der Nervenanlage des Menschenarbeiters selbst, wie seitens des Arbeitsstoffes und der Arbeitsmittel entgegenwirken.

Es gibt zahllose ungewußte und viele bewußte, geistig charakterisierte Kraftentladungen des Menschen, die bloß unsichtbare und unhörbare

Schwingungen auslösen. Könnte man diese einfangen und der Wahrnehmung zuführen, so würden hinlänglich empfängliche Naturen an ihnen ebenso geistigen Ausdruck gewahren, wie an Zeichnung oder Farbenauftrag eines Bildes, an Melodie oder Rhythmus einer Musikschöpfung.

Bedenkt man, daß auf dem Wege vom Pinsel zur Leinwand, vom Hammer zum Marmor, vom Finger zur Taste viele der zartesten Nervenschwingungen bloß den dazwischenliegenden Medien mitgeteilt werden, so muß man annehmen, daß in Werken der Kunst nur ein Bruchteil des in der Umwelt objektivierten Ausdrucks Gestalt gewinnt.

Dies wird zuweilen dadurch ausgeglichen, daß manche sehr wesentliche Regungen und Stimmungen erst während des Durchmessens der Entfernungsstrecke zur Reife und entscheidenden Energie gelangen. Oft könnten Schwung und Wucht gar nicht zu Worte kommen, hätte der Bildhauer, der Maler, der Musiker weder Zeit noch Raum zu starkem Ausholen. Geht dabei sublimeres Seelenzittern verloren, so kann es ein anderes Mal ersetzt oder überholt werden. Vielfach werden durch Anregung, die von schaffendem Durchmessen der Luftstrecke ausgeht, fruchtbare Gedanken und Phantasien, Gefühle und Stimmungen erst ausgelöst. Es ist da von der individuellen Anlage und Entwicklung und der augenblicklichen Seelenverfassung abhängig, ob die fördernde Anregung vorzugsweise vom Beginn, der Fortsetzung oder dem Abschlusse des Durcheilens der Luft, ob hauptsächlich von dessen Rhythmen oder Schnelligkeit ausgeht.

Mag die unausbleibliche, geistig-mechanisch hinzugefügte Kombination physiognomischer Ausdrucksmerkmale aus einer stoffeinschaltenden oder stoffausschaltenden Bewegung hervorgegangen sein, stets ist sie an die teilweise Ausschaltung und teilweise Beibehaltung vorausgegangener, objektiv unphysiognomischer Naturverhältnisse gebunden.

Das geistig-mechanische Erzeugnis ist also stets eine unzertrennliche Verbindung von objektivem Ausdruck und ebenso objektiver Ausdruckslosigkeit, von physiognomischen und unphysiognomischen Momenten und Formen. Werden zum Beispiel dem Marmor Stücke entrungen, so müssen Merkmale von Härte, Schwere und anderen rein physischen Eigenschaften mit den durch die Bildhauerarbeit geschaffenen, geistig

charakterisierten Momenten ineinanderfließen. Eine analoge Verschmelzung ergibt der Farbenauftrag auf Leinwand, Holztafel oder andere Unterlage, nur kommen hier die rein physischen Beschaffenheiten mehrerer Stoffe in Betracht. So auch beim Zeichnen. Die Verflechtung der physiognomischen Züge mit den rein physischen Merkmalen ist oft so innig, in ihren Übergängen so unmerklich suggestiv, daß selbst die objektiv unphysiognomischsten Naturmomente, geistig interpretiert, zum illusorischen Scheinausdruck seelischer Regungen und Dispositionen werden. So kann die Härte der Bronze Unbeugsamkeit des Willens und verhaltene Kraft, die Patina urtümliches Empfinden vorzaubern.

Allerdings vermag ein Künstler manche von derartigen Wirkungen vorauszusehen, einen Rohstoff daraufhin auszuwählen und ihn demgemäß auszunutzen. Leider verlassen sich viele nur allzusehr auf die Arbeit, die ein Material für sie verrichtet. —

607

Bedient sich der Nachbildner eines anderen Rohstoffes als die Natur, so vermag der von ihr abweichendere zuweilen eindrucksvollere Übereinstimmungen mit der nachgeahmten Form mitzubedingen als der verwandtere.

Ist auch beispielsweise Holz als organischer Stoff, sind Wachs und Ton infolge ihrer plastischen Weichheit zur Darstellung lebendiger Körper sehr geeignet, so kann ein Marmor oder eine Bronze für die Charakterisierung wesentlichsten Ausdrucks eines Kopfes oder einer ganzen Gestalt häufig noch trefflichere Dienste leisten. Der Eindruck von Übereinstimmung hängt oft mehr von solchen Struktureigenschaften ab, die durch ihre Art mehr eine Ähnlichkeit des Ausdrucks als eine Ähnlichkeit der rein stofflichen Beschaffenheit der Oberflächen miterzeugen. Am meisten ausschlaggebend ist jedoch die Richtung der Begabung und Übung des Künstlers. Denn von dem Können und dem Geiste eines Schaffenden ist es vorzugsweise abhängig, ob das an sich geeignetere Material von ihm vollkommener geformt und beseelt wird, als das an sich weniger passende.

Bei Anwendung eines mit der Substanz des Vorbildes fast durchgängig, teilweise oder fast gar nicht verwandten Stoffes beruht die Abweichung der bewußt hervorgebrachten von der naturerzeugten Gestalt

nicht nur auf der Verschiedenheit stofflicher und funktioneller Beschaffenheit der Ursprungskomplexe, sondern zugleich auf der Art sie mitwandelnder, mitformender Bestandteile und Funktionen der Umgebung. Solchen Gestaltungseinflüssen aus der Umwelt gehören auch Arbeitsmittel des Menschen an, mithin seine gesamte physische und geistige Organisation, unter jeweiliger Mehrbeanspruchung mancher Glieder und deren gelegentlicher Bewaffnung mit kräftemehrenden Instrumenten und Werkzeugen.

Diese letzteren, welche durch Berührung und Handhabung gleichsam zu Mitgliedern des Menschenkörpers werden, können in dem zu wandelnden Substrate Strebungen, Gefühlen, Stimmungen und Anschauungsweisen des Arbeiters um so entschiedener und vielseitiger physiognomischen Ausdruck verschaffen, je geeigneter sie sind, ihre Bewegungen durch Seelenvorgänge, physiologisch gesprochen durch seelenbegleitende Gehirnvorgänge, nach Möglichkeit beliebig und vielseitig leiten zu lassen. Sie können dann aber meistens auch die miterzeugten Ausdrucksspuren reichlich verwischen und oft auf ein unausweichliches Mindestmaß reduzieren.

608

Jeglicher Gegenstand und Vorgang teilt mit manchen Naturbereichen mehr, mit andern weniger typischer Gemeinsamkeiten, weicht mithin von diesen in höherem Maße, durch zahlreichere Individualzüge ab, als von jenen.

Infolgedessen beruht auch jede Arbeit, jede geflissentlich vorgenommene oder unwillkürlich entstandene Änderung auf einer Exklusion, Inklusion und ersetzenden Komplementierung von Momenten, die in manchen Naturgebieten häufiger, weil typisch, in andern seltener, weil individuell, vorkommen.

Wird zum Beispiel durch einen geringen Bergbach in tonigem Boden ein Bett ausgewaschen, so beruht hier die Exklusion auf Ausschaltung von Massen, die schon durch ihre weiche, bildsame Beschaffenheit allen anderen derartig plastischen Stoffen typisch gleichen, dagegen durch ihre spezifische chemische Zusammensetzung, zufällige Mischung und Form von vielen bildsamen Körpern individuell abweichen. Mögen dabei die durch Inklusion verbleibenden Massen ebenfalls tonig oder nicht einmal knetbar sein, sondern etwa aus hartem Gestein bestehen, so müssen

auch sie typische Momente aufweisen, die dem Material anderer Bachbetten teilweise gleichen, und individuelle Eigenschaften, die ihm nicht ähnlich sind.

Die unter Mitwirkung solcher Exklusion und Inklusion gebildete Bettgestalt muß daher auf komplementierender Hinzufügung von Formen und Verhältnissen beruhen, die allen durch strömendes Wasser hervorgebrachten Aushöhlungen typisch gleichen, und von solchen, die nur ihnen eigentümlich sind; dagegen von anderen Formen, wie etwa von Strombetten oder Sturzwänden der Wasserfälle individuell abweichen. —

Die geistige Arbeit eines Menschen verläuft oft so wenig bewußt, daß sie sich in dieser Hinsicht von der völlig unbewußten Arbeit anorganischer Natur kaum unterscheidet.

Wie in der unorganischen Natur, kann auch in geistigen Menschenwerken der Eindruck von „Naturähnlichkeit" oft durch unwissentliche und unwillkürliche Beibehaltung und Hinzufügung naturgleicher Momente hervorgebracht werden.

Ebenso unwillkürlich vermag oft auch der Eindruck der „Naturunähnlichkeit" des Werkes durch unwissentliches Exkludieren naturgleicher Merkmale erzeugt zu werden, oder durch kaum bewußtes Hinzufügen solcher, die von der als Vorbild dienenden Natur abweichen.

Erstrebt zum Beispiel ein Maler die naturgetreue Widergabe einer Tanne, so kann er trotzdem und ohne es zu wissen wesentliche Einzelheiten ihrer Gestalt und Färbung exkludieren, teils weil sie ihm entgangen sind, teils weil seine Werkzeuge und sein Können hierin versagen. Sind doch selbst der genialsten Beobachtung zahlreiche Besonderheiten der Dinge, gerade deren zarteste individuelle Abweichungen voneinander, schwer oder völlig unzugänglich.

Namentlich kaum merkliche individuelle Züge der tierischen, pflanzlichen, mineralischen Vorbilder entziehen sich meist der Festhaltung im Kunstwerke, da sie viel weniger und seltener als die der menschlichen Physiognomie ins Bewußtsein des Künstlers gelangen. Aber auch viele zunächst wahrgenommene Schattierungen gehen unwissentlich und unwillkürlich verloren, wenn sie infolge technischer Schwierigkeiten nicht sofort im Werke festgehalten werden, weil sie oft bald nach ihrem ersten Bewußtwerden dem Gedächtnis entfallen.

Geflissentliches und völlig bewußtes Erstreben der Ähnlichkeit zwischen einem gemalten und einem wirklichen Gegenstande (beispielsweise einer Tanne) kann nur dann zum Ziele führen, wenn in die bewußt planvolle Ausführungsarbeit gelegentlich auch kaum bewußte Naturnachahmung eingreift, die durch Anlage und Übung instinktiv wurde und fast automatische Treffsicherheit erlangte.

Die durch Komplementierung entstandene „Naturähnlichkeit" unterscheidet sich von der durch die Inklusion bedingten dadurch, daß sie nicht wie diese aus dem Belassen mancher Elemente des Materials hervorgeht. Sie ist vielmehr in bezug auf den umzugestaltenden physischen oder geistigen Bestand etwas in ihm vorher nicht Enthaltenes, erst nachträglich, meist nach und nach Hinzugefügtes. —

609

I. Dichten und Denken, Streben und Wirken sind nur verwandte Glieder einer unabsehbaren Arbeitskette des Weltalls.

Bedingungen, Mittel und Material der menschlichen Arbeit gleichen in vielen Beziehungen denen der sonstigen Natur. Jedes Menschenwerk jegliche Geistesschöpfung muß also irgendwelche Momente mitenthalten, welche auch der menschlich unberührten Natur innewohnen.

Mag durch menschliches Streben einem stofflichen oder geistigen Bestande noch so vieles entzogen oder einverleibt werden, stets müssen im Ergebnis auch solche Merkmale und Züge vorkommen, die es mit allen andern Welterzeugnissen teilt: Gesetz der menschlichen Naturinklusion.

II. Wie jeglicher Naturprozeß muß auch die Menschenarbeit zum gegebenen, inkludierten Bestande etwas hinzufügen, was er vordem nicht enthielt. Wurde ein rein physischer Bestand, etwa ein Schneeklumpen, ein Tonstück, ein Marmorblock früherhin durch keinen Menschen verändert, so wird ihm jetzt durch Menschenhand ein Ausdruck zuteil, der keiner seelisch unbeeinflußten Natur eigen ist. Unter der Mitwirkung des Nervensystems werden ihm Spuren eingegraben, Fährten des Fühlens, Schauens, Strebens, kurzum des Geistes.

War der Arbeitsstoff schon vorhin mit solchen Ausdrucksmerkmalen versehen, bildete er bereits ein Gerät oder Kunstwerk, beispielsweise eine Truhe oder Bildsäule, so kommen durch neuerliche Abänderung seitens

eines Handwerkers oder Bildhauers individuell abweichende Seelenmerkmale hinzu, die alten werden durch neue ergänzt (komplementiert).

Ist der geistig, etwa wissenschaftlich oder dichterisch zu ändernde Bestand selbst ein rein innerseelischer Vorgang, eine Vorstellung, ein Gedanke, eine Träumerei, kurzum seelischer Natur, so enthält er freilich von vornherein, außer den psychischen Elementen und Merkmalen, die er mit allen andern Beständen seines Typusbereiches gemein hat, auch individuell abweichende, nur für ihren augenblicklichen Träger charakteristische. Durch eine neuerliche Abänderung jedoch (die von diesem Träger unmittelbar oder von dessen Verkehrsgenossen mittels Analogieschluß an dem betreffenden Seelenbestand vorgenommen wird) kommen zu dem gebliebenen Überrest individuell charakteristischer Züge andere, auch von diesen mehr oder minder abweichende, hinzu. Erzählt zum Beispiel ein japanischer Gärtner von der Schönheit seiner Schöpfungen, so vermag zwar auch ein in der Gartenkunst unbewanderter Europäer manche bloß für den Erzähler charakteristischen Züge der landschaftlichen Phantasie aufzufangen; vermengt sie aber unwillkürlich mit der Eigenart seiner eigenen Auffassung und mit individuellen Erfahrungsbrocken französischer, italienischer oder englischer Gartenkünstler. —

Das Menschenwerk, mag es stofflich sein wie eine Tonfigur oder innerseelisch wie eine bloße Erinnerung, muß also stets Momente enthalten, welche der durch Menschen nicht veränderten Natur immer — der physischen durchgehends, der beseelten teilweise — abgehen: sinnfälligen Seelenausdruck oder rein innerseelische Charakteristik: Gesetz der menschlisch charakterisierenden Naturkomplementierung.

III. Wie ein sonstiges Naturgebilde kommt auch ein Menschenwerk nie ohne Ausschaltung mancher, oft zahlreicher Momente aus einem physischen oder geistigen Zusammenhang zustande.

Selbst wo es zunächst den Anschein hat, als wäre die Wandlung bloß eine Folge bewußten Hinzufügens neuer Stoffe, wurden gerade durch den Zuwachs allerlei Flächen verdeckt und entsprechende Wechselwirkungen zwischen diesen und der Umwelt unterbrochen.

Sobald es also an ein mehr oder minder bewußtes Ändern geht, müssen unter Mitwirkung des Nervensystems Momente und Merkmale des zu verwandelnden Bestandes, sei es eines Stoffes, sei es eines physischen

oder geistigen Vorgangs, in Wegfall kommen: Gesetz der menschlichen Exklusion.

Alsdann hängt es sowohl von der Beschaffenheit dieses Bestandes, wie von den Eigenschaften der auf ihn einflußnehmenden Menschenkräfte ab, welche von seinen Teilen und Merkmalen der Exklusion anheimfallen, in welchem Umfang und in welcher Art: ob mit dem verfolgten Zwecke übereinstimmend oder in unerwünschter Weise, ob mehr im Sinne einer ähnlichkeitsfördernden oder mehr zugunsten einer Unähnlichkeit erhöhenden Verdrängung. —

Die Beschaffenheit des für eine Inklusion gewählten Bestandes wirkt allein schon sehr mitbestimmend auf Art und Ausmaß der aus ihm exkludierten Momente. Denn selbst eine fast gleiche Arbeit auf sehr verschiedene Stoffe und Bestände, zum Beispiel auf Holz und Kohle, angewandt, muß abweichende Exklusionen verursachen. Und diese Abweichung kann um so mehr anwachsen, je kompliziertere und je verschiedenere Zwecke dabei verfolgt werden.

Das Spalten des Holzes und der Kohle für Brennzwecke muß, schon ihrer abweichenden Kohäsion, Struktur und Farbe gemäß, der Exklusion sehr unterschiedliche Momente zuführen.

Wie groß und wesentlich wird erst diese Abweichung exkludierter Merkmale, wenn so verschiedene Materialien wie Holz, Marmor oder Bronze für eine komplementierende Nachgestaltung verwendet werden? Die unterschiedliche Anpassungsmöglichkeit der Rohformen erfordert sehr mannigfache Prozeduren, wobei die Ausschaltung stofflicher Bestandteile und der störenden Formelemente entsprechend verschiedenartig vorgenommen wird. Man vergleiche nur einen Bronzeguß, wo die flüssig gewordene Masse in einer Hohlform ihre Neugestalt erhält, mit dem Behauen und Beschneiden eines Holzblocks, beides ausgeführt, um eine Büste hervorzubringen. Und wie erweitert sich der Spielraum der Exklusion, wenn durch analoge Prozeduren nicht ähnliche Büsten, sondern sehr abweichende Gestalten, etwa ein Mensch und eine Truhe, geformt werden sollen! — Überdies vermehren persönliche Anlage, Entwicklung und momentane Verfassung der Hilfsarbeiter und der Künstler die Unterschiede in Richtung und Ausmaß der Exklusion um Ausschaltungsmomente, die zugleich mit der Komplementierung durch rein individuelle, oft kaum merkliche Bewegungen herbeigeführt werden.

So werden bei einem Bilde durch breiten Farbenauftrag größere und andere Partien des Untergrunds auf einmal verdeckt und dem Wechselverhältnis physischer Naturkräfte wie der Wahrnehmung entzogen, als durch einen schmalen und spitzen. Eine temperamentvoll wuchtige Wegnahme und Einfügung von Tonstücken erzeugt den Ausfall anderer Stoffbestandteile und Verhüllung anderer Flächen als eine zaghaft vorsichtige, woran sich auch andersartige Komplementierungen der Form unmittelbar anschließen.

Denn in Jeglichem arbeiten, der persönlichen Anlage und Vorbereitung gemäß, auch solche Kräfte der Wegnahme, des Zudeckens oder Hemmens, solche individuelle Exklusionsfähigkeiten, die keinem andern Gegenstande und keinem andern Menschen eigen sind.

Infolgedessen muß er nicht nur anorganische Stoffe oder Pflanzen und Tiere, er muß auch Mitmenschen und sich selbst, die eigenen und fremden Seelenvorgänge in einer nur ihm eigentümlichen, individuellen Weise ändernd beeinflussen: er muß dabei Elemente und Merkmale des Seelenlebens um so eigenartiger und einheitlich reicher exkludieren, mithin auch komplementieren, je schöpferischer seine Anlage und Entwicklung von den anderen abweicht.

Der Mensch verfügt in jedem Augenblick seines Lebens über eine teilweise andere Vorbereitung und Entwicklung seiner geistigen Kräfte und Fähigkeiten als in den vorhergegangenen Momenten.

Er tritt also den sich erhaltenden Gebilden seines Innern, etwa Gedächtnisbildern, jeden Augenblick als ein teilweise Gewandelter gegenüber. Indem er sie mit modifiziertem Können ändert, exkludiert er manche von ihren Eigenschaften und Merkmalen, die dem Anprall jeweiliger Neukräfte nicht standzuhalten vermögen.

Jede Geistesarbeit beruht mithin zum Teil auf einer Ausschaltung geistiger Momente, die in eigener oder mitmenschlicher Seele walten. Dieses Gesetz der menschlichen Exklusion seelischer Vorgänge bildet eine Art ergänzendes Gegenstück zum Gesetz menschlicher Naturexklusion, sofern auch die Seele als Natur betrachtet werden muß. —

610

Die Arbeit des Menschen oder der Natur ändert unter allen Umständen einen gegebenen Bestand. Die Wandlung an ihm vollziehen

Exklusion und Komplementierung. Gleichwohl bewirkt die Inklusion, daß sich der zwischen dem ursprünglichen Bestande und dem Erzeugnis entstandenen Abweichung stets auch eine Gemeinsamkeit mancher Momente hinzugesellt. Diese Gemeinsamkeit kann, sichtbar oder tastbar oder überhaupt wahrnehmbar geworden, Gefühle der Ähnlichkeit zwischen Produkt und Arbeitsmaterial auslösen, während die bemerkte Abweichung Empfindungen von ihrer Unähnlichkeit wachruft.

Wird zum Beispiel aus Ton ein Adler modelliert, so hat die an der Tonmasse vorgenommene Exklusion und Komplementierung teils eine neue Verteilung der Mächtigkeit und des Umfangs, teils eine neue Form zur Folge, es bleibt jedoch wenigstens die allgemeine physische Beschaffenheit des Grundstoffes bestehen. Diese vermag oft sogar, von einem Farbstoff oder Firnis überzogen, aus der neu erhaltenen Form zumindest in leiser Mahnung hervorzudämmern.

Die Arbeit der Natur und des Menschen bringt indes nicht nur Abweichungen ihres Erzeugnisses vom Arbeitsmaterial und die Gemeinsamkeiten beider hervor, sie bewirkt zugleich auch zwischen dem Produkte und andern dritten Gegenständen objektive Gleichheiten und Unterschiede.

So weicht die durch unermüdliche Arbeit der Wogen erzeugte Landzunge nicht nur von der ursprünglichen Erdmasse ab, aus der sie entstanden ist. Mit der werdenden Neugestalt wuchs auch ihr Unterschied von vielen im Schwinden begriffenen oder fortbestehenden Küstenformen und den zahllosen Gegenständen anderer Wesensbereiche, denen sie ursprünglich wenigstens oberflächlich glich, wuchs beispielsweise die Unähnlichkeit zwischen ihren zerrissenen Konturen und den in halbwegs gerader Richtung dahinstreichenden Rändern weitgestreckter Wälder.

Je entschiedener dabei die Form der werdenden Landeinschnitte von der ursprünglichen abwich, desto klarer und deutlicher traten Gemeinsamkeiten der neuen Form mit der Zunge der Menschen und Tiere und mit den vielen Erdbildungen desselben Typus zutage. —

Gleicherweise ändern sich mit der Wandlung eines Kunstmaterials, etwa einer Tonmasse unter der Hand des gestaltenden Arbeiters, zugleich die Verhältnisse des Materials zur Umwelt. Mehr und mehr weicht es nicht nur von seinen früheren und frühesten Beständen, sondern auch von zahllosen andern unförmlichen Klumpen ab, sich immer deutlicher

den geformteren Gegenständen, zuweilen organischen Bildungen, in seiner Gestalt annähernd. —

Aus den bisherigen Betrachtungen ergibt sich die Frage, wie die Arbeitsfunktionen ihr Material in seinen Gemeinsamkeiten und Abweichungen, Gleichheiten und Ungleichheiten sowohl im Verhältnis zu seinen früheren Beständen wie zu seiner Umwelt ändern oder verwandeln.

Innerhalb eines jeglichen physischen oder geistigen Bestandes sind die ihm und andern Beständen gemeinsamen Momente, Merkmale von typisch gleicher Beschaffenheit mit individuell abweichenden unzertrennlich verbunden. So sind die Eigenschaften, welche eine Eiche mit allen andern teilt, mit Wesenszügen unlösbar vereinigt, die nur ihr allein innewohnen, und durch die sie sich von den andern individuell unterscheidet.

Infolge dieser unausbleiblichen, innigen Unlösbarkeit der Verbindung von Gemeinsamkeit und Abweichung, von typus- und individualitätsbildenden Momenten, vermag eine Gemeinsamkeit niemals ohne die ihr organisch zugesellten Abweichungen geändert zu werden und diese niemals ohne ihre organischen Gemeinsamkeiten. Verdorrt beispielsweise ein Laubblatt, so weicht sein Lebenstypus, mitsamt zahlreichen individuellen Schattierungen von Farbe und Form, dem welken Typus des Alterns und des Todes; und zugleich bekommt es eine bestimmte Eigenart seines Greisenantlitzes mit den individuellen Runzeln. —

Die Wandlung gegebenen Materials, eine Folge der Arbeit von Natur oder Mensch, beruht also stets auf einer Änderung unlösbar zusammenhängender Gemeinsamkeiten und Abweichungen, der Merkmale, die einerseits den früheren Beständen und Stadien des veränderten Zusammenhangs und andererseits manchen Gliedern der Umwelt teilweise gleichen, teilweise nicht.

Wurden Momente und Eigenschaften eines Materials anders als die seines früheren Bestandes, so können sie dadurch, daß sie jetzt in mehr Merkmalen anderen Gegenständen gleichen, den Eindruck von einer größeren Ähnlichkeit zwischen dem gewandelten Material und diesen anderen Gegenständen bewirken. Es können mithin Exklusion und Komplementierung, welche die Abweichung des Materials von seinen früheren

Beständen vergrößern, hiermit die Gemeinsamkeiten und dadurch die „Ähnlichkeit" mit manchen Gegenständen der Umwelt vermehren.

Man sieht hieraus, daß eine und dieselbe Arbeit dem Material ganz andere Ähnlichkeitsverhältnisse in bezug auf seine früheren Bestände, als hinsichtlich der Umwelt bringen kann.

Sowohl die Inklusion wie Exklusion und Komplementierung, also jede der drei Arbeitsfunktionen, trägt in ihrer Art und Weise zum Vorkommen von Momenten bei, die manchen Teilen der näheren oder ferneren Umwelt gleichen, und von solchen, die von ihnen abweichen. Mithin liefert jede einen Beitrag sowohl zu Merkmalen der Gemeinsamkeit wie zu denen der individuellen Andersheit.

Aus den jeweiligen Verhältnissen, gleichsam Proportionen, in denen diese Beiträge vorkommen, ergibt sich für den Betrachter der Gesamteindruck von einer „Ähnlichkeit" und teilweisen „Unähnlichkeit" des geänderten Bestandes mit manchen Bestandteilen der Umwelt. —

Mag die Inklusion eines Materials für die getreue Nachbildung eines Gegenstandes noch so geeignet sein, stets müssen die Gemeinsamkeiten, durch welche die „Ähnlichkeit" bedingt wird, auch abweichende Eigenschaften mitenthalten, aus denen ein gewisser, wenigstens minimaler Grad der Unähnlichkeit hervorgeht. Wachs zum Beispiel vermag in hohem Maße zur Ähnlichkeit einer Nachbildung mit dem Menschenkörper beizusteuern; aber gerade darum wird der Zuschauer um so empfindlicher für die Abweichungen dieses Stoffes von einem belebten. In diesem Fall weckt die entschiedene, fast extreme Ähnlichkeit des Materials mit den Farben und Formen einer toten Ruhe einen um so intensiveren Eindruck von Unähnlichkeit mit dem bewegten Atem eines lebendigen Körpers. —

Da eine Exklusion stets mit der Entfernung von Gemeinsamkeiten zugleich das Ausbleiben der mit ihnen unlösbar verbundenen Abweichungen bewirkt, so kann sie sowohl eine Bedingung für die Steigerung der „Ähnlichkeiten" wie für die Erhöhung von „Unähnlichkeiten" bilden, Eindrücke, die teilweise bereits vom inkludierten Material herrühren.

Hinter merklichen Gemeinsamkeiten können noch zahlreichere verborgen sein, noch fähigere, Eindruck zu wecken. So enthält der Menschenkörper auffallendere Gemeinsamkeiten mit andern Menschen als sein Gewand.

Wird mithin durch Exklusion von Gemeinsamkeiten gleichsam eine dahinter verborgene Schicht reicherer oder eindruckskräftigerer Gemeinsamkeiten enthüllt, so entsteht eine Erhöhung des Ähnlichkeitseindrucks. Mit dem Wegfall einer Nationaltracht, die an gleiche Bekleidung erinnert, offenbaren sich die Gemeinsamkeiten des Entkleideten mit anderen Menschen noch reicher und eindrucksvoller.

Sofern jedoch die Exklusion das Feld merklicher Gemeinsamkeiten verringert, ohne dadurch auffallenderen oder reicheren Raum zu geben, trägt sie in entsprechendem Maße zur Abschwächung der „Ähnlichkeit" mit dem durch sie „Wiederholten" oder „Wiedergegebenen" bei. Analogerweise wird durch exkludierende Verminderung von Abweichungen, die nicht noch größeren oder zahlreicheren Ungleichheiten weichen, der Eindruck von „Ähnlichkeit" erhöht. —

Die durch Exklusion letzten Endes mitbedingten Gemeinsamkeiten und Unterschiede erhalten also in ihrer Mengung ein jeweils verschiedenes Verhältnis, je nachdem die exkludierten Merkmale reicheren und auffallenderen Gemeinsamkeiten oder Andersheiten Platz gemacht haben.

Es genügt nicht, wahllos Abweichungsmomente zu beseitigen, um eine Ähnlichkeit zu erzielen; oder Gemeinsamkeiten zu entfernen, um eine Unähnlichkeit zu erreichen. Soll durch Exklusion ein objektiver Eindruck der „Ähnlichkeit" gewonnen werden, müssen abweichende Momente zur Ausschaltung gelangen, durch deren Wegfall solche zum Vorschein kommen, die dem wiederzugebenden Gegenstande in reicherem Maße gleichen, indem sie mehr oder auffallendere Gemeinsamkeiten und weniger oder eindrucksloſere Abweichungen enthalten.

Und umgekehrt entsteht durch Exklusion nur dann „Unähnlichkeit", wenn Ausschaltung gemeinsamer Merkmale zugunsten solcher vorgenommen wird, die weniger oder gleichgültigere Gleichheiten und mehr oder eindrucksvollere Andersheiten aufweisen. —

Es ist einleuchtend, daß auch die durch Komplementierung hinzugefügten Zusammenhänge, infolge der Unzertrennlichkeit gemeinsamer und individuell abweichender Momente, niemals bloße Gleichheit oder nur Ungleichheit in bezug auf andere Naturbestandteile mitbedingen oder steigern können. Die Komplementierung kann beide Arten der Merkmale nur zugleich erzeugen, namentlich in verschiedener Mengung und entweder unter Vorherrschaft der Gemeinsamkeiten zugunsten einer Ähn-

lichkeit oder unter Vorwiegen der individuellen Abweichungen, eine Unähnlichkeit mit Naturbestandteilen der Umwelt erhöhend.

Wird das Inklusionsgebiet durch die Exklusion stets in manchen Hinsichten verringert, zuweilen nach Umfang oder Masse, zuweilen in den Konturen oder anderen Verhältnissen, so wird es zugleich durch die aus derselben Exklusion hervorgehende Komplementierung in anderer Hinsicht erweitert. So entsteht gleichsam eine Kompensation der Inklusionsverluste durch ersetzende oder ergänzende Komplementierungsgaben, die für den Betrachter sowohl durch ihre „Ähnlichkeit" wie durch ihre gleichzeitige Unähnlichkeit mit dem einen oder andern Gegenstande der Umwelt an erhaltendem, emotionellem, bereicherndem Wert gewinnen oder verlieren.

Wurde eine Erdmasse durch Abtragung von Schichten zur Hügelgestalt komplementiert, so entstand eine Ähnlichkeit mit andern Höhenformen, die oft Wohlgefallen erregen. Aber gerade durch die unvermeidliche Mitentstehung abweichender Formen konnte die Frische des Wohlgefallens durch Schutz vor Eintönigkeit gewahrt werden. —

Aus der Untersuchung geht hervor, daß zwischen Inklusion, Komplementierung und Exklusion ein Verhältnis wechselseitiger Stützung und Hemmung im Hervorbringen eines Zusammenhangs von Gemeinsamkeiten und Abweichungen, Ähnlichkeiten und Unterschieden besteht.

Schon das Material führt Momente mit sich, die Eindrücke von Ähnlichkeit und Unähnlichkeit wachrufen können. Diese Momente werden durch die Exklusion teilweise beseitigt, von der Komplementierung ersetzt oder ergänzt, beides zugunsten größerer oder geringerer Ähnlichkeiten beziehungsweise Andersheiten.

611

Die Inklusion beruht zum Teil auf dem Fortbestand mancher, oft der meisten Elemente eines früheren Zusammenhangs. Es muß also durch die Mitarbeit der Inklusion ein gewisses Maß von Gemeinsamkeiten zwischen dem Endergebnis und seinen Werdensstadien stets vorhanden sein. Diese Gemeinsamkeiten und die an sie zuweilen geknüpften Eindrücke der Ähnlichkeit mit erinnerten oder gemutmaßten Ursprungsstadien des sich ändernden Arbeitsmaterials beruhen also zum Teil auf einer Identität beharrender Momente. Dagegen sind Gemeinsamkeiten,

Gleichheiten, Ähnlichkeiten in bezug auf die Umwelt nur Erscheinungen oder geistige Wirkungen bloßer Wiederholung, ohne Wesensidentität, einer Mehrmaligkeit nichtidentischer, wenn auch gleichbeschaffener Merkmale.

Gedenkt man beim Anblick gezackter Kalksteinfelsen an deren frühere, weniger abwechslungsreiche Konturen, so empfängt man zwar den Eindruck, vor der jüngsten, letzten Gestalt eines uralten Gebildes zu stehen, von dem jedoch, trotz der veränderten Form, viele Bestandteile geblieben sind, sowohl eine gewisse Identität der Gemeinsamkeiten wie eine Kontinuität wahrend. Daraus ergibt sich ein Gefühl von Ähnlichkeit, in der auch Empfindungen von einer fortlebenden Dasselbigkeit mitschwingen, einer Erhaltung von Stoffen, Kräften, Verhältnissen. Dieses Erlebnis der identitätsmäßigen Kontinuität weckt fast immer Stimmungen der menschlichen, der eigenen „Ich"-Dauer und oft auch Nachbilder der Fortdauer irdischer und himmelsbildender Erscheinungen trotz aller Vergänglichkeit und Wandlung.

Der instinktive Vergleich inkludierter Momente einer Naturgestalt oder Kunstschöpfung mit ihren vergangenen Beständen ist also keineswegs belanglos für den ästhetischen und künstlerischen Eindruck, den jene wachrufen. Die Gemeinsamkeiten beider steigern vielmehr in vielen Fällen das Gefühl: einer „Wandlung", „Vervollkommnung", „Entwicklung" und andererseits einer fortlebenden „Persönlichkeit" gegenüberzustehen.

Inklusionsbedingte *Gemeinsamkeiten* eines Naturgebildes oder Kunstwerks mit ihren früheren Beständen gleichen vielfach auch Zusammenhängen und Gegenständen der Umwelt. Dieselben Eigenschaften und Merkmale der gezackten Kalksteinfelsen, die an ihre vergangenen Formen gemahnen, erinnern zugleich an verwandte Gestalten anderer Gipfel und Grate oder anderer Natur überhaupt, wie beispielsweise Wolken und Baumkronen.

Jedoch die *inklusionsbedingten Abweichungen* eines Gebildes von Bereichen oder Einzeldingen der Welt müssen stets anders sein als die Abweichungen von einem früheren Bestand, weil diese niemals durch Inklusion, sondern nur durch Exklusion und Komplementierung entstehen. —

Weichen zum Beispiel infolge der Stoffinklusion Farbe und Licht eines Granitrückens von Tönung und Schimmer der Kreidewände ab, so geschieht dies in ganz anderer Weise als des Felsrückens Abweichung

von seinen vergangenen Stadien. Bewirkt doch die Materialinklusion gerade eine Identität mit diesen früheren Wandlungsbeständen, die Andersheit kann also nicht zugleich von diesen gleichgebliebenen Eigenschaften herrühren, sondern nur von den durch Ausschaltung und Hinzufügung erzeugten, wie etwa von Moos- und Flechtenüberzug oder Verwitterung und Zerbröckelung.

Während Exklusion und Komplementierung dem gegebenen Bestande stets eine andere Gestalt verleihen müssen, können sie gerade mittels dieser Wandlung Merkmale erzeugen, die Momenten irgendeines Gegenstandes oder Gebietes gleichen, zugleich aber von anderen Momenten desselben Gegenstandes und Gebietes, eventuell von anderen Objekten und Gebieten ebenso oder noch stärker abweichen als von den vorbereitenden Stadien der Endform.

Exkludierendes Witterungsnagen erzeugt unter Mitfunktion der Komplementierung Zacken der Felsen. Dadurch verlieren die Gipfel mehr und mehr ihre frühere Kontur, nehmen eine ihr „unähnliche" an, während sie zugleich den Zinken und Zähnen umgebender Organismen und Bergformen fortschreitend ähnlicher werden. Dabei entfallen auch Gemeinsamkeiten, die sie mit anderen Bereichen und Gegenständen teilen, und häufig stimmen sie sogar mit den ähnlicher gewordenen in manchen Hinsichten weniger oder nicht mehr überein. So schwinden zum Beispiel ihre früheren Gemeinsamkeiten mit ungezackt verbliebenen Berggipfeln, oder durch den Verlust an exkludierter Masse weichen sie in dieser Hinsicht von Kämmen ab, denen sie ähnlicher wurden.

Es entsteht so eine Ähnlichkeit mit einem bestimmten Gegenstande oder Gebiete und im engsten Zusammenhang damit eine neue Unähnlichkeit mit ihm; zugleich aber auch eine neue Differenz mit andern Objekten, die jedoch in keiner Hinsicht an Ähnlichkeit gewannen.

Zu der infolge Exkludierens und Komplementierens entstandenen Wandlung eines Bestandes kommen also als Kompensation Gemeinsamkeiten mit der Umwelt hinzu, woran sich mehr oder minder bewußte Gefühle des Gleichgewichtes und der Beruhigung schließen. Solche Empfindungen können der Sammlung und Empfänglichkeit für reiche Eindrücke zugute kommen, wobei durch das abwechselnde Spiel von Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten die Frische und Intensität des ästhetischen und künstlerischen Erlebens gefördert werden. —

612

Werden Tier oder Pflanze unter Inklusionsverwendung anorganischen Stoffes in einem Werke der Natur oder Kunst wiedergegeben, so kann das anorganische Abbild der Lebensgestalt meist nur deren Oberflächen, zuweilen auch ihre innere Struktur teilweise nachprägen. Zahlreiche, meist kaum merklich vibrierende Merkmale des Lebens werden dadurch exkludiert und die siegreich hinzukomplementierten zum Teil mit Zügen der Unbewegtheit und Unbelebtheit überspannen.

Nimmt man fossile Abdrücke und Versteinerungen in Augenschein, so fällt es auf, daß die konkaven oder konvexen Gestalten die ursprünglichen Formen von Pflanzen und Tieren zwar einseitig und fragmentarisch, aber oft fast restlos objektiv wiederholen, während ihre Andersheit in Farbe, Gewicht, Organnachbildung beinahe ausschließlich der Abweichung des anorganischen vom ursprünglichen organischen Grundstoff zuzuschreiben ist.

Die Unähnlichkeit zwischen solchen Fossilien und lebenden Organismen sowohl der Vorzeit wie der Gegenwart wird also großenteils durch die Inklusion anorganischen Materials mitbedingt, dagegen ihre Ähnlichkeit vorwiegend durch die unbewußt, aber naturgetreu formenübertragende Komplementierungsarbeit.

Dies läßt sich an vielen Versteinerungen von Stämmen oder Tieren veranschaulichen: sämtliche Zellen der inneren und äußeren Struktur wurden durch den mineralischen Fremdkörper in ihren Einzelformen und Zusammenhängen so täuschend nachgebildet, daß der Forscher in der äußeren und inneren Gestalt des fossilen Abbildes die Fährte des Lebens gewahren kann. Das Leben selbst jedoch, und bei Tierpetrefakten auch Nerven und Seele, sind entflohen. Sie ließen sich nicht in fremde Stoffe einfangen. Mit ihnen sind nicht nur ausdrucksvolle Bewegungen, auch die entsprechenden Farben und Gerüche gewichen.

Die gleichen Konturen laufen also um andere Körper und Molekulargebilde, wodurch sich für den Betrachter andere Stimmungen und Abhebungen der Zeichnung ergeben als beim Anblick lebendiger Körper. Daraus geht der Eindruck von einer vielseitigen „Unähnlichkeit" trotz der einseitigen „Ähnlichkeit" hervor.

Mithin kann auch sonst, beispielsweise in der Kunst, ein großer Teil der Andersheit des Werkes von den Gegenständen,

welchen es gleicht, auf der Inklusion eines abweichenden, eventuell anorganischen Materials beruhen, während ihre Ähnlichkeit aus der komplementierenden Wiedergabe hervorgeht. —

Je vielseitiger, voller und naturgetreuer die wiederholende, wiedergebende Komplementierung geworden ist, wie etwa im Falle zahlreicher Fossiliengebilde oder Skulpturen, um so größer ist die objektive Abweichung der durch sie hinzugefügten Zusammenhänge, Merkmale, Formen von den früheren Stadien des inkludierten Grundstoffes.

So ist die objektive Ungleichheit zwischen den sinnfälligen Merkmalen eines roh behauenen, also primitiv komplementierten Steingötzen und den früheren Beständen seines Entstehungsmaterials bedeutend geringer als die zwischen einer naturwahr komplementierten griechischen oder ägyptischen Skulptur und ihrem unkomplementierten Grundstoff.

Schon ein Sprung in der Versteinerung oder Skulptur bringt das Ergebnis der Komplementierung um allerlei naturgetreue Momente der Wiedergabe.

Indem er zahlreiche Merkmale des unbewußt oder bewußt nachgebildeten Lebens, innerhalb einer Stammform, eines Blattabdrucks, einer Büste verwischt und beseitigt, verringert er das Arbeitsfeld der einheitlich reicheren, imitativeren Komplementierung zugunsten seiner eigenen einseitigeren, ärmeren und die Umwelt kaum wiedergebenden. Dadurch also, daß die kopierende Komplementierung der formloseren teilweise weicht, wird der objektive Unterschied zwischen dem imitativ gestalteten Werke und seinen Entstehungsstadien geringer. —

Bei stark naturgetreu kopierender, äußerst wenig Abweichung von Umweltbestandteilen bedingender Komplementierung kann nur die Inklusion eines andersartigen Materials und Bestandes eine wesentliche Verschiedenheit zwischen Kopie und Umwelt erzeugen. Wo also die Inklusion nicht andersartige, sondern gleiche Stoffe und Bestände wie die nachgebildete Natur verwendet, während die Komplementierung mehr kopiert als individualisiert, entsteht eine extrem getreue Naturähnlichkeit fast ohne individuelles Eigengepräge des nachbildenden Werkes.

So wird allerlei Steingeröll, infolge der Verwandtschaft unter seinen Entstehungsstoffen und der Ähnlichkeit komplementierender Wassergewalten, oft zu fast restlos gleicher Gestalt gewaschen. Diese uniforme

Arbeit komplementierend abtragender Naturkräfte tritt auch in der häufig so geringen Verschiedenheit der Berge oder Hügel zutage.

Wo überhaupt in der Natur eine verhältnismäßig abgeschlossene Übereinstimmung des Typus in zahlreichen Exemplaren, ja in unübersehbarer Anzahl entschiedener hervortritt als die individuelle Eigenart, wie etwa in mannigfachen Kristallbildungen, im Bau der Zellen, in Gestalten der Sterne, da beruht das Überwiegen der Gemeinsamkeiten gegenüber den Abweichungen auf der Vorherrschaft komplementierender Hinzufügung umgebungsähnlicher Merkmale und Formen, bei gleichzeitiger Inklusion fast völlig übereinstimmender Bestände von wesentlich gleicher Beschaffenheit. —

613

Inwiefern muß ein Menschenwerk von seinem Naturvorbild abweichen?

Falls das Arbeitsmaterial eines Menschen dem der Natur sogar wesentlich gleicht, so muß das geistige Erzeugnis dennoch, wenigstens durch unmerklich komplementierende Ausdrucksmomente von seinem Naturvorbilde verschieden sein. Diese Verschiedenheit wird überdies dem exkludierenden Ausschluß mancher Formen und Verhältnisse der Umwelt zufolge, die sich mit dem geistigen Streben und Ausdruck überhaupt oder mit dem des betreffenden Arbeiters nicht vereinigen lassen, mitbedingt und gesteigert.

Kommt jedoch ein wesentlich anderes Schaffensmaterial zu menschlicher Verwendung als in der nachgeahmten Natur, dann müssen auch noch manche aus seiner ganz besonderen Beschaffenheit hervorgehende Momente teils inkludiert, teils exkludiert werden, wodurch die durch geistigen Ausdruck erzeugte Eigenprägung des Menschenwerkes der Natur gegenüber um eine physisch oder geistig beziehungsweise physiognomisch bedingte vermehrt wird.

Ist das abweichende Arbeitsmaterial physischer Art, etwa ein Marmorblock oder eine Holztafel, dann sind neben den komplementierenden Hinzufügungen der Ausdrucksmerkmale auch bloß physisch entstandene und völlig unbewußt geordnete unvermeidlich.

Dann verbinden sich allerlei Zeichen und Züge, die der Geistesart des Schaffenden, etwa seinem Temperamente, Willen, Charakter, seiner Gefühlsweise, Denkrichtung, Phantasie sinnfälligen Ausdruck verleihen, mit

unphysiognomischen Eigenschaften des Rohstoffs, beispielsweise mit Formen und Farben der Maserung.

Werden durch Stoffwandlung innerseelische Anschauungen, etwa Traumbilder oder phantastische Landschaften nachgeformt, so gesellen sich zu den erwähnten noch andere, äußerst einschneidende Abweichungen des plastischen Werkes von seinem Vorbilde hinzu: die nachahmenden Bilder werden mit einem sinnfälligen Wahrnehmungscharakter inkludierend versehen, können daher keine Anschauungsverhältnisse enthalten, die mit Gesetzen der physischen Natur in Widerspruch stünden, müssen also wesentliche Momente des nachgebildeten Innenlebens fernhalten und zugleich solche inkludierend und komplementierend hinzufügen, die nur an einen physischen Bestand gebunden sein können. Viele Ausdruckscharaktere rein innerseelischen Lebens gehen dabei verloren, während andere, nur einer sinnfälligen Existenz fähige, hinzukommen.

Wir können eigener Träumerei und fremder Dichtung entnehmen, wieviel vom innerseelischen Ausdruck irrationalen Lebens durch eine Übertragung in plastische Wirklichkeiten verloren geht und exkludiert wird. In dieser Hinsicht ist die Dichtkunst, als vorwiegend innerseelische Gestalt, den plastischen Schöpfungen überlegen; dagegen retten diese viele physiognomische Züge, die einer Verbindung der innerseelischen Daseinsform mit der sinnfälligen fähig sind. Überdies bewahrt die Plastik auch solche Ausdrucksmerkmale vor Untergang und Exklusion, die sonst niemals zum Vorschein kommen könnten, weil sie nur in der wahrnehmbaren Welt das Licht zu erblicken und zu leben vermögen.

Ziehen wir jedoch den Fall in Betracht, wo Gedächtnisbilder, etwa gesonderte Vorstellungen von Bäumen und Blumen, den Grundstock eines Materials bilden, dessen Wandlung ein innerseelisches Nachbild stofflicher beziehungsweise dynamischer Verhältnisse ergibt, zum Beispiel die Vorstellung von einem zusammenhängenden Garten.

Bei Entstehung solcher phantasierter Nachbilder der „Wirklichkeit" müssen aus den werdenden innerseelischen Kombinationen sämtliche Momente in Wegfall kommen und fernbleiben, die gleich sinnfälliger Stofflichkeit und wirklicher Bewegungsfähigkeit nur innerhalb physischer Verhältnisse vorkommen können. Es vermögen zwar alle sinnfälligen Vorgänge und Eigenschaften, wie etwa Schwere, Härte, Gleichgewicht,

Farbe, Gestalt, durch innerseelische Gedächtnisbilder und sinnliches Nachschwingen nachgeahmt zu werden, aber die entsprechenden objektiv physischen Verhältnisse werden dabei nicht inklndierend und komplementierend wiederholt, wie es in der Nachbildung eines Stoffes durch einen andern geschehen kann. Infolgedessen müssen auch individuelle Weisen primär sinnlichen Wahrnehmens und die nur damit verbundenen Gefühle, Stimmungen und Strebungen fernbleiben. An ihre Stelle treten individuelle Charaktere innerseelischen Schauens, etwa Charaktere des „Vorstellens" oder bloß „inneren Wahrnehmens", „Denkens" oder „Träumens" und „Phantasierens".

Durch den Wegfall der wirklich physischen Verhältnisse gelangen die dem sinnfälligen und dem innerseelischen Komplexe gemeinsamen Anschauungsmomente in ein anderes System, eine Welt, die als seelisches Geschehen zum Teil anderen Gesetzen unterworfen und ungleich veränderlicheren Wesens ist. Es ist daher unvermeidlich, daß sie sich von Anschauungen abheben, die sehr anders geartet sind als die Hintergründe ihrer wahrnehmbaren Vorbilder, und auch sonst Verhältnisse eingehen, die stark von den nachgebildeten abweichen.

Werden durch Gedächtnisbilder nicht Formen und Bewegungen eines andern, eines sinnfälligen Systems nachgestaltet, sondern geistige Inhalte, mithin Anschauungen und Vorgänge des gleichen Systems, dem sie selbst angehören, so muß schon durch das Wirken der Zeit eine große Anzahl von Seelenmomenten der Erinnerung entfallen, andere sind durch die veränderte geistige Verfassung, die veränderte innere und die neue sinnfällige „Umwelt" einer beträchtlichen Wandlung unterworfen. Zu den durch das Gedächtnis erhaltenen innerseelischen Ausdruckscharakteren geistiger Disposition des Schaffenden kommen hiermit die neuen, durch die letzte Entwicklungsphase und die augenblickliche Vorbereitung bedingten hinzu. —

614

Im Gegensatz zur anorganischen Natur, die ganz unbeabsichtigt Formen wiederholt und nachbildet, ist das Kunstschaffen zum Teil ein bewußt wiedergebendes Nachbilden, welches jedoch den Wiederholungen der Natur menschliche Charaktere und Züge einfügt und durch so erzeugte Andersheit eine Grundlage für Seelenerneuerung hervorbringt. Diese, ein mehr oder minder bewußtes Hauptziel des künstlerischen Schaffens,

könnte niemals durch die bloße Wiederholung bereits bekannter Natur erlangt werden. Eine solche wird ja, bis zu einem gewissen Grade, von der Natur selbst durch ihre Gemeinsamkeiten, ihre Typen geboten, wodurch eben ein Ermüden und Altern der Seele entsteht, welches den Drang und die Sehnsucht nach verjüngender Erneuerung des sinnlichen und inneren Geisteslebens wachruft. Ein bloßes Fortsetzen davon müßte das Verjüngungsverlangen selbst treffen und durch Übermüdung auf ein Mindestmaß herabstimmen. Aber zum Glück wird einer derartig übermäßigen Wiederholung, einer weitgehend sklavischen Nachbildung der bekannten Naturvorgänge in der Kunst nicht nur durch Andersheit des inkludierten Materials und die Exklusion naturgleicher Momente gesteuert; infolge der unausbleiblich vermenschlichenden Komplementierungsfunktion wird durch ein Kunstwerk wenigstens ein minimales Maß ganz spezifischer Abweichung von der künstlerisch nicht umgestalteten Natur geboten, eine durch seelisch physiognomische Charakterisierung hervorgerufene Ungleichheit, Andersheit, Unähnlichkeit, deren Neuheitseindruck in seiner ganz eigenartig verjüngenden Gewalt durch keine andern, wenn auch mit gleicher Intensität wirkenden Eindrücke der Natur und des Geistes ersetzt zu werden vermag. —

Die drei Arbeitsfunktionen werden eben ständig von Nervenvorgängen begleitet, denen sich unwillkürliche Ausdrucksmerkmale anschließen.

Diese variieren in unzähligen Schattierungen, dem Ausmaß der inkludierenden, exkludierenden und komplementierenden Arbeit, ihren Verhältnissen untereinander, ihren umwelts-wiedergebenden oder Andersheit bedingenden Prozessen gemäß.

Verleiht die auf solche Weise entstandene Abweichung eines Kunstwerkes von der Natur auch dann eine verjüngende Eindruckskraft, wenn es sonst den Formen und Zügen der Umwelt noch so wenig Andersart beifügt, so wächst die Gewalt der künstlerischen Erneuerung mit dem organisch komplementierenden Hinzugestalten phantasievoll erfundener Anschauungen.

So reich und allseitig vermag also die bloß getreu naturnachbildende Kunst die tiefsten Verjüngungsbedürfnisse, das harmonischste Schaffensverlangen niemals zu erfüllen, wie Schöpfungen, die, Naturtreue bietend, zugleich auch dem Drange nach phantasiereichem Neukombinieren gegebener Elemente in hohem Maße entgegenkommen.

Aber nicht nur intensive Eindrücke ästhetischer Neuheit gewähren die organisch erfundenen Züge, Verhältnisse, Einbildungsgewebe; indem sie großenteils dem Dämmerbereiche halbbewußten Wachtraums entsprießen, verleihen sie den objektiv nachgebildeten Gestalten den Charakter einer wirklichkeitsentrückten, einer andersartigen Welt. So vereinigen sie in sich die Vorzüge einer neuen Wirklichkeit, gleichsam einer neuen Traut-heit und Sicherheit mit der Anziehung eines vorwiegend aus der An-passung an die eigene Seele hervorgegangenen Märchendaseins.

Ist ein empfänglicher, ist ein schöpferischer Mensch nur einmal in eine solche Welt gedrungen, hat er nur einmal ihre Wunder erfaßt, ihre Schönheit empfunden, dann kann er niemals das Sehnen nach ihren Traumkindern stillen, völlig zum Schweigen bringen. Mit unwider-stehlicher Gewalt drängt es ihn hinaus in diese fernen Himmel, deren Tagessonnen mild wie große Monde leuchten. Hat er die einen durch-wandert, erwacht das Verlangen nach andern, und schon das Suchen, schon die Erwartung unbekannter Wunder beschwingt die Phantasie, erhöht die Erfindungskräfte und fördert Schaffensträumen . . .

Aber nicht jedermann ist gleich befähigt, sich in Stimmungen und Lagen sowohl im Innern der Seele wie in der Umwelt zu begeben, die am besten geeignet sind, die schöpferische Phantasie in Bewegung zu setzen.

Nur allzu häufig verleitet die Einseitigkeit der Anlage oder Vor-bereitung zur Hemmung wirklichkeitssuchenden Augenmerks auf Kosten reicherer Phantasieentfaltung und zugunsten armseliger Phantasterei; jedoch nicht seltener führt sie zur vorsätzlichen Verdrängung traumhaften Stimmungswebens:

Nüchterne oder verirrte Künstler, welche in Verkennung des Haupt-zwecks der Kunst ausschließlich die getreue Wiedergabe der Wirklichkeit anstreben, unterdrücken dieses zarteste Gewirke der Seele, aus Furcht, es könnte damit die Naturähnlichkeit zu Schaden kommen.

So bringen sie ihre Komplementierung nicht nur um die lebendigste Quelle der Erneuerung und Verjüngung, um die freie Entfaltung des Anschauungskombinierens und der Gefühle, sie beeinträchtigen gerade die Gewalt reich objektiver Gestaltung. Denn im Geiste des Schaffenden selbst zum Schweigen gebracht, können Traumstimmungen und Phan-tasieschwingungen auch in der Darstellung nicht erstehen: ihre Vergegen-wärtigung erheischt einen verwandten Zustand.

Das ausschließliche Streben nach Naturgleichheit läßt also im resultierenden Werke ebenso wie im Schaffenden die geistigsten, künstlerischsten und religiösesten Erlebnisse vermissen, denn die gefühlsbewegte Einbildungskraft ist es gerade, welche am mächtigsten zur Findung und Gestaltung neuer Anschauungsverbindungen führt, zu Formen und Verhältnissen, die, unverbraucht und unermüdet, mit der frischen Vollkraft jüngstgeborener Traumkinder das Leben erneuern. —

Völlig verdrängen läßt sich jedoch der komplementierende Traumprozeß der Einbildungskraft keineswegs, denn schon durch die unvermeidliche Exklusion naturgleicher Momente wird er bereits mit Beginn des Schaffens eingeleitet und mittels der erlangten Exklusionsergebnisse auch in deren Betrachtern angeregt.

Mit der Inklusion eines vom vorbildlichen Naturstoffe abweichenden Kunstmaterials werden ganze Sinnesgebiete aus einzelnen Kunstbereichen und deren Gliedern exkludiert, zum Beispiel Gesichtswahrnehmungen aus Musik und Gesang, Gehörseindrücke aus der Plastik.

Hierdurch entstehen instinktive Antriebe, die vermißten Sinneselemente und Verbindungen zu ersetzen, die sonst wahrnehmbaren durch bloß vorgestellte, diese durch periphere. Da solcherweise Formen und Gestalten der Kunst in einer Sonderung auftreten, wie sie in der nachgebildeten Natur nicht vorkommt, so erhält man den Eindruck, als gehörten sie einer andern, einer erträumten Welt an. Diese Traumstimmung wird noch dadurch erhöht, daß die inkludierten Komplexe auch durch Wegfall anderer Wirklichkeitsverhältnisse, wie beispielsweise der eigentlichen Bewegung aus der Plastik, der Worte aus der Musik, einen Umgebungscharakter erhalten, der in hohem Maße vom sonstigen Umweltscharakter abweicht, eine teilweise Unabhängigkeit von der gewohnten Naturordnung und Gesetzmäßigkeit vortäuschend.

Beim Anblick plastischer Werke ist es, als wandelte man unter fest gewordenen Traumgestalten, als wäre das Veränderliche und Bewegte zugleich unveränderlich und in Ruhelage. Geistige Bilder treten gleichsam aus der Seele heraus, eine Verkörperung findend, das Schwanken und die ungebunden subjektive Wandelbarkeit innerer Anschauungsumrisse in feste Formen und deren Gesetzmäßigkeiten bannend.

Da sie trotz dieser erworbenen physischen Ordnung ihre vorhergegangene Zugehörigkeit zur psychischen in nachhaftenden Spuren kundtun, so entsteht

die illusorische Suggestion einer völlig neuartigen, sowohl von der physischen wie von der geistigen abweichenden Gesetzmäßigkeit.

Auf solche Weise erlangt der schaffende Maler, Bildhauer, Baumeister das Gefühl einer Erlösung der Seele vom Zwange des unausweichlichen Verweilens in einer rein geistigen Welt.

Die Gestalten einer Dichtung, eines Geschichtswerks, einer Erkenntniskunst, einer Symphonie schweben gleich Geistern ohne Schwere und Körper.

Bereits diese Exklusion der Körperhaftigkeit verleiht der Sprachkunst und Musik komplementierende Züge und Merkmale einer Traumwelt. Es entsteht ein Ineinanderweben von wachem und traumhaftem Schauen. Im Anschluß daran empfindet der schaffende Dichter, Erkenntniskünstler, Musiker eine Befreiung, eine Erlösung vom häufigen Zwange, innerseelisch Geschautes mit einem Körper oder einer andern Sinneswahrnehmung zu verbinden.

Sowohl die Befreiung der Seele von der Geisthaftigkeit, als die von der Körperlichkeit und Sinnfälligkeit werden auch den Kunstbetrachtern gewährt und erhöhen auch bei diesen die angeregte Phantasiekomplementierung.

615

Wie müßte eine Arbeit, ein geistiges Hervorbringen beschaffen sein, um dem neuen Panidealgewissen und zugleich dem ästhetisch beseeltesten, einheitlich reichsten Gestaltungsverlangen eines Künstlers Genüge zu leisten?

Aus den vorangegangenen Ausführungen geht hervor, daß nur solche inkludierende, ausschaltende und komplementierende Funktionsketten, deren wechselseitige Verhältnisse eine Erneuerung und einen jeweilig erreichbaren, harmonischen Seelenreichtum des Schaffenden zum Ausdruck bringen, zugleich die suggestive Gewalt erlangen, in vielen, entsprechend vorgebildeten Menschen Vervollkommnung zu erzeugen.

Auf diesem Wege können die Arbeitsfunktionen zu einer auch vom neuen Panidealgewissen gewünschten Bereicherung und Vergeistigung der Menschheit beitragen.

Wie müssen aber die Funktionsverhältnisse der Arbeit vom schaffenden Künstler gehandhabt werden, damit eine Schöpfung entstehe, die mit der

unerläßlichen Verständlichkeit und Trautheit eine intensiv erneuernde Phantasieanregung vereinige?

Denn nur unter Mitwirkung solcher Verhältnisse kann ein Werk entstehen, dessen Hervorbringung dem höchsten Schaffensdrang eines Künstlers und das geistigste Schönheitssehnen eines Nachfühlenden in einer Weise erfüllt, die eine wesentliche und harmonische Bereicherung ihrer Seele bedeutet, eine Vervollkommnung, die sich in unterschiedlichsten Graden auf umfassendere Gruppen ausdehnt.

Damit das Kunstwerk eine so vielseitig und harmonisch entwicklungsfördernde Gewalt erlange, dürfen und sollen die Inklusionen und Komplementierungen unter Beihilfe Naturähnliches ausschaltender Exklusionen die Natur imitieren. Dies darf aber nur in einem Ausmaß vonstatten gehen, das dem instinktiven, den eingewurzelten Typuserfahrungen entsprungenen Verlangen nach Orientierung, Illusion und einheitlicher Organisierung entgegenkommt, ohne die anders gearteten Inklusionen, Komplementierungen und Exklusionen zu hemmen, welche für das Zustandekommen erneuerungbringender Abweichung des Werkes von der Natur unerläßlich sind.

Solchen darf und soll mithin soviel Raum gegeben werden, als für die Entfaltung des organischen Phantasiewebens förderlich ist, ohne daß dadurch die nötigen Nachahmungsfunktionen gehemmt würden und zu Schaden kämen.

616

Die äußere Natur kann unmittelbar nur in der Seele, in der Vorstellung nachgebildet werden. Selbst der geringste, der flüchtigste Versuch sie in stofflichen oder andern sinnfälligen Formen plastisch oder akustisch wiederzugeben, ist unausweichlich an eine vorhergehende Imitation im Inneren gebunden.

Malerei, Skulptur, Architektur und ausübende Tonkunst sind also periphere, sinnfällige Nachahmung einer inneren Imitation.

Wie die Natur, zum Beispiel eine Landschaft, in der seelischen Nachbildung vermenschlicht wird, sofern die innere Wiedergabe der Naturanschauungen und -formen unausbleiblich mit dem Charakter der Vorstellung und mit menschlichen Gefühlen, Stimmungen, Ausdruckszügen verwoben wird, so erfährt ihre nachträgliche Nachgestaltung in materiellen

Stoffen (wie in Ölgemälden oder Bronzereliefs) eine Abstreifung menschlicher Momente, eine starke Entmenschlichung.

Betrachtet ein Maler ein Tal, um es in Farben wiederzugeben, so entsteht in seinem Inneren eine der äußeren ähnliche, aber bloß vorgestellte Tallandschaft, die nicht nur der stofflichen und physischen Eigenschaften ermangelt, sondern über seelische Merkmale verfügt, wie über Vorstellungscharakter, über kaum merklichen Hintergrund des Bewußtseins, von dem sich die deutlich klar geschauten Vorstellungsbilder abheben, über allerlei Stimmungen und Gefühle: das vorgestellte Tal ist ein Bestandteil der Seele. Sobald es jedoch auf die Leinwand, mithin in die Außenwelt gleichsam zurückgezaubert wird, werden ihm die unmittelbar geistigen, einen Teil der Seele bildenden Elemente genommen und durch äußere ersetzt, die zum Teil weder der menschlich unberührten Natur noch dem Menschen innewohnen: durch Ausdrucksmerkmale eines geistigen Lebens, aus dem es hervorging. Denn die nur in der Seele vorkommenden, die sinnfällig nicht wiederholbaren Charaktere und Momente übergehen ja nicht in die Periphergestalt. An Stelle davon erhält diese, das heißt ein Bild, eine Skulptur, ein Bau, Ausdrucksmerkmale der entwichenen Erlebnisse, physiognomische Züge, die zum Teil weder in der Natur noch im Menschen selber vorkommen. In einer Büste, einer Landschaft, einem Bauwerk leben nicht die Gefühle und Phantasievorgänge fort, aus denen die sinnfälligen Kunstschöpfungen hervorgegangen sind. Diesen wurden nur Merkmale aufgeprägt, die ihren lebendigen Ursprung in Formen offenbaren, welche zum Teil bloß dem Kunstbereich eigen sind.

In Gesang, Tanz, dramatischer Aufführung und ausübender Tonkunst, Vorgängen, die nicht den streng gesonderten Kunstgebieten angehören, wird, im Gegensatz hierzu, der peripheren Wiedergabe eine sinnliche und eine innere Beseelung, eine starke Vermenschlichung beigefügt: in Gesang, Tanz, Schauspiel werden Gefühle und allerlei Gewebe der Phantasie gleichsam als Kunstwerk fortgesponnen, der Mensch selbst, Seele und Körper, werden unmittelbar zum Kunstwerk.

Das innerseelische Komponieren und die Sprachkunst, der hier das erfinderische Gestalten von Gedanken, wissenschaftlichen Schöpfungen

beigezählt wird, nehmen an ihrer Naturwiedergabe weder stoffliche Entmenschlichung in der Art der Plastik noch eine inkarnationsmäßige (verkörperlichende) Vermenschlichung, etwa nach Art des Gesanges, vor.

Das geistige Wesen des dichtenden oder komponierenden Künstlers spricht sich großenteils in Weise und Eigenschaften der Phantasie, des Verbindens von Anschauungen, der Charakteristik eigener oder fremder Seelenzustände aus. Das individuelle Seelenleben des Dichters erhält durch die Art, wie er Worte und Sätze in der Vorstellung kombiniert, wie er sie rhythmisch und melodisch behandelt, selbst in einer schriftlichen oder laut geäußerten Kundgebung nur eine sekundäre, wenn auch große Bedeutung.

Diese beruht zum Teil auf der Fähigkeit der Sprache, dem Eindruck, der von Fühlen und Wollen, Phantasie und Denken eines Dichters ausgeht, durch steigernde Kundgabe zu dienen. Eine solche Erhöhung geschieht natürlich nicht so sehr durch die konventionelle Symbolik, gleichsam Inhaltsangabe seitens der Worte und Sätze, sondern vorwiegend durch Rhythmus und Melodie, welche auch kaum bewußte Schwingungen des Gefühls und der Stimmung zu komplementierendem Ausdruck bringen.

617

Im Streben nach künstlerischer Wiedergabe einer Wahrnehmung oder Vorstellung, etwa einer Landschaft, trifft der Künstler unwillkürlich eine innere Auswahl von einzelnen Bestandteilen des vielgestaltigen Zusammenhangs, eine Gedächtniswahl von Anschauungen, die zunächst in einen neu komplementierten seelischen Zusammenhang inkludiert werden. Diese Inklusion wird instinktiv dem Kunstgebiete und den Arbeitsmitteln des Künstlers angepaßt. Ist er Maler, so exkludiert er aus dem Gedächtnismaterial solche Erinnerungen, die er, wie zum Beispiel Blumenduft, Laute und allerlei Aspekte, nicht wiederzugeben vermag, oder deren Gegenwart ihn an der nötigen Sammlung hindern könnte. Mithin inkludiert er innerlich vorzugsweise optische Vorstellungen.

Ist er Musiker, so exkludiert er in Gedanken vorwiegend zugunsten vorgestellter Töne und Rhythmen.

Die in Gedanken inkludierten Vorstellungen werden alsdann vom Künstler in einem stofflichen Material, etwa in Farbe, Wachs, Holz oder in wahrnehmbaren Tönen und Worten nachgebildet, eventuell in Schrift und Noten festgehalten.

Eine solche Nachbildung innerlicher Inkludierung von Vorstellungen wird aber nicht durch eine neuerliche, eine materielle Inklusion dieser Vorstellungen selbst erzeugt: nicht etwa dadurch, daß, wie früher die innere Anschauung, beispielsweise ein erinnerter Adler in einen neuen Seelenzusammenhang gebracht wurde, jetzt diese Vorstellung, als solche, als ein Gedächtnisbild, in einen Stoff, in Ton, Wachs, Gips eingefügt würde.

Die in der Umwelt vorgefundene Nachgestaltung der im Geiste lebenden Inklusion kommt dadurch zustande: daß Momente und Formen, die in der Seele vorgestellt werden, durch eine sinnfällig komplementierende Nachahmung in Stoffen der Plastik oder in Tönen der Musik, des Gesanges, der Dichtung ihre wahrnehmbaren Gegenstücke und Doppelgänger erhalten.

Solche sinnfällig komplementierenden Nachbildungen innerseelischer Inklusionssysteme müssen von diesen natürlich auch in bezug auf die Entstehung völlig abweichen, mithin an ganz andere, eigenwüchsige Inklusionen und Exklusionen eines Bestandes gebunden sein.

Schaut ein Bildhauer in seinem Innern eine Kreuzabnahme, so ist diese Vorstellung oft ein Ergebnis von Erinnerungen an gemalte, plastische, poetische, musikalische und andere künstlerische Darstellungen. Daraus entnimmt er zuweilen eine größere oder geringere Gruppe von Elementen, um sie unwillkürlich oder vorsätzlich aus dem letzten Zusammenhange in einen neuen zu inkludieren. Diese Inklusion, beispielsweise der obenerwähnte, vorgestellte Typus eines wundenbedeckten Leichnams, kann in Holz, Wachs oder anderen Stoffen nicht etwa durch bloße Inklusion aus einem solchen Material zustande kommen, sondern erfordert eine sinnfällig komplementierende Nachbildung der innerlich geschauten Typusmerkmale, unter Mitwirkung einer wahrnehmbaren Exklusion.

Denn das Rohmaterial enthält ja nicht von vornherein die erwünschten Züge, die ihm erst durch eine sehr komplizierte, gleichsam von innen nach außen gerichtete Arbeit gegeben werden können.

Und wenn dabei sogar eine bloß abschließende Vervollständigung eines bereits gegebenen, wahrgenommenen Kruzifixes erstrebt würde, so könnte die Inklusion eines solchen in einen neuen plastischen Zusammenhang niemals mit der in Gedanken vollführten Inklusion einer vorgestellten Kreuzabnahme in irgendeinem Teile identisch sein oder auf deren wirklicher Wiederkehr beruhen.

Selbst die geläufige Gestalt eines Zentauren wurde vom griechischen Bildhauer in Gedanken nicht nur inkludiert, sondern notwendigerweise zugleich komplementiert. Stets mußte er dem instinktiv gewordenen Gedächtnisbilde allerlei momentane, individuelle Stimmungen und wenigstens kaum merkliche Formschwingungen beifügen. Die stoffliche Nachgestaltung der mythischen Gestalt konnte unter Umständen auch solche momentan individuelle Abänderungen teilweise festhalten. Zuweilen kam aber das Individuelle des Künstlergeistes kaum zu Worte, ja sogar die ursprünglich durch eine erfinderische Komplementierung hervorgebrachte Phantasie wurde auf eine bloße Pferdefigur in Gedanken zurückgeführt und dadurch einem wirklichen Naturtypus nähergebracht. Hat sich dies in der Seele eines trockenen Naturalisten abgespielt, so vermochte der im Geiste begonnene Ernüchterungsprozeß in einer wahrnehmbar plastischen Darstellung noch bedeutend verstärkt zu werden. Durch Hinzufügung des stofflichen Materials und der wirklich physischen Momente konnte nicht nur die mythische Entrücktheit, sondern auch die vermenschlichende Beseelung noch entschiedener abgestreift und die Illusion von physischer Tierheit wesentlich gesteigert werden.

Die sinnfällige Komplementierung in Stoffen oder Tönen ist, wie aus der Untersuchung ersichtlich, eine Nachbildung innerlich geschauter Inklusionen, mithin auch innerer Komplementierungen. Da eine sinnfällige Komplementierung einen großen Teil der inneren abstreifen muß, etwa Vorstellungscharakter, geistige Veränderlichkeit und geistige Vielgestaltigkeit, so erstattet sie dadurch den Zusammenhängen, die in Gedanken gleichsam ihrer vorbildlichen Naturgestalt teilweise verlustig gingen, diese mitsamt der physischen Gesetzmäßigkeit wieder. Der Zentaur wird aus einem phantastischen, das Pferd aus einem vorgestellten Wesen wieder eine greifbare, wenn auch keine wirklich lebendige Gestalt.

Die sinnfällige Komplementierung streift also menschliche Seelenmerkmale der inneren Komplementierung ab, um sie durch physische Momente zu ersetzen: durch Wahrnehmungscharakter, Stofflichkeit, Undurchdringlichkeit, andere Veränderlichkeit, andere Ruhe und was damit zusammenhängt.

Bildet eine innere Inklusion und Komplementierung einen wahrnehmbaren Gegenstand, zum Beispiel einen Grashalm in Gedanken nach, so

fallen von selbst zahlreiche physische Existenzweisen dieses Gegenstandes und die Arten weg, wie er sich dem Betrachter von außen darstellt.

Er tritt als Vorstellung innerhalb anderer, bloß gedachter Bilder auf, ist nicht an Gesetze seines physischen Daseins, beziehungsweise organischen Lebens gebunden, wechselt jeden Augenblick Gestalt und Farbe und bietet dem Phantasierenden das Gefühl einer gewissen Freiheit von äußerem Zwang der Umwelt.

Eine solche innere Komplementierung bringt also mühelos und unvermeidlich eine reiche und gleichsam kluftartig trennende Abweichung von dem wirklichen Naturvorbild, in diesem Fall vom wahrnehmbaren Grashalm. Wünscht der Betrachter seine vorgestellte Pflanze in reicher Unterscheidung von der Natur im Geiste zu schauen, so ist ihm hierin bereits die unvermeidliche Seelenarbeit sehr entgegengekommen: der vorgestellte Grashalm ist in hohem Maße anders als der wahrnehmbare.

Überträgt jedoch der Künstler Formen und Farben dieser Halmvorstellung auf seine Leinwand, so fallen die, das innerseelische Gebiet spezifisch charakterisierenden Merkmale und Momente unvermeidlich und mühelos weg, der gemalte Grashalm ist keine Vorstellung mehr, kein Bestandteil eines Seelenlebens überhaupt, verfügt nicht über dieselbe Art, von der physischen Natur abzuweichen — er ist selbst physisch und stofflich geworden. Durch seine Sinnfälligkeit vermag er mittels imitierender Inklusion und Komplementierung dem lebenden Gegenstand, dem wirklichen Grashalm, in Stofflichkeit, Stabilität, physischer Gesetzmäßigkeit, in Charakteren und Stimmungen der Wahrnehmung näherzukommen.

Dieselbe Sinnfälligkeit und Greifbarkeit ist es jedoch, welche vom plastischen Kunstobjekte, vom gemalten Grashalm, jegliche Seelenvorgänge fernhält, so daß er eine komplementierte Abweichung von der Natur nicht durch wirklich geistige, sondern ausschließlich durch physische Stoffergänzung und physisch materielle Ausdrucksmerkmale erlangt.

Schließt sich der innerseelischen Inklusion eines Gegenstandes, eines Grashalms, einer Blume ein großer Reichtum menschlich von der Natur abweichender Merkmale unmittelbar mühelos und unausbleiblich an, so kann sich im Gegensatz hierzu der sinnfälligen Gestaltung, der gemalten oder modellierten Pflanze, ein nennenswerter Reichtum von Naturdifferenz erzeugenden Menschenmerkmalen nur in Form von Ausdrucksmomenten

und nur bei hoher Begabung im Imitieren und entsprechend großer Phantasie zugesellen.

Da sich innerhalb einer sinnfälligen Naturnachbildung der komplementierende Reichtum an menschlich abweichenden Merkmalen nicht so mühelos und so von voruherein reich organisiert einstellt wie innerhalb einer Vorstellung, so kann er in plastischen und musikalischen Werken nur unter begabter Anwendung umfassender und mannigfacher Mittel der komplementierenden Umgestaltung zugunsten einer eindrucksvollen, erneuernden Naturungleichheit erlangt werden.

Es muß an Gemälden, Skulpturen, Bauten eine viel größere Abänderung und Wandlung des Materials mittels sinnfälliger, sowohl imitierender wie Naturabweichung bedingender Komplementierung vorgenommen werden, als es an ihrem innerseelischen Vorbild erforderlich war, um dasselbe Maß von eindrucksvoller Erneuerung zu erzeugen. Um beispielsweise einem Landschaftsgemälde ausdrucksvolle Stimmung zu geben, muß der Maler ungleich mehr bewußter und absichtlicher Arbeit an der sinnfälligen Anähnlichung und Verunähnlichung im Hinblick auf die Natur entfalten, als an der innern Erzeugung des bloß vorgestellten Vorbildes.

Die wahrnehmbar plastische oder musikalische Gestaltung beruht auf physischen Bewegungen, welche eine antizipierte Vorstellung in Stoffen oder Sinnesempfindungen nachbilden. Die sinnfällige Wiederholung der in Gedanken antizipierten Formen, Farben, Rhythmen ist also nur in bezug auf das umzugestaltende Rohmaterial und die darzustellende Umwelt eine abweichende Komplementierung. Im Hinblick auf das gedankliche Vorbild ist sie im Kern und zum großen Teil eine physisch und wahrnehmbar imitierende Komplementierung. Ihre bloß nachahmende Funktion kann jedoch in hohem Maße durch eine erfinderische ergänzt und modifiziert werden, wenn der Künstler, unter vergleichender Kontrolle der Sinnesorgane, zu den allgemein unvermeidlichen individuelle Abänderungen des Rohstoffes hinzufügt, die eine größere Abweichung seines Werkes sowohl von den gedanklichen wie von den sinnfälligen Vorbildern bewirken.

Wie es Künstler gibt, welche die Natur sklavisch nachahmen, so kommen auch solche vor, die ganz außer acht lassen, daß eine Form, eine

Farbe oder Beleuchtung, in Gedanken geschaut, in ganz anderen Proportionen und Verkettungen auftreten, als ihre annähernd gleichen Ebenbilder im sinnfälligen Zusammenhang einer physischen Umwelt. In diese übertragen, müssen sie beträchtlich modifiziert und teilweise eigens an die so andersartigen Verhältnisse angepaßt werden, um eine gleich große künstlerische Wirkung zu üben, wie in ihrer früheren, ihrer inneren Welt. Hierin kommt dem Künstler bereits der Ausfall ganzer Sinnesbereiche zuvor, welcher an Stoff und Ausführungsmittel jeglichen Kunstzweiges unvermeidlich gebunden ist.

Die in Gedanken geschaute, von erträumtem Sang und Duft, von zartem Erzittern der Luft und des Laubes erfüllte Landschaft muß, wenn auf eine Leinwand gebannt, ihre Greifbarkeiten und Töne, ihre Wohlgerüche und Luftwellen verlieren, wenn in Relief gebracht, ebenfalls der Vogelmelodien, der Bewegung, meist auch der Farben verlustig gehen.

An solchen unvermeidlichen Ausfall schließen sich notgedrungen von dem seelischen Vorbild unerläßlich abweichende Gestaltungen der Form und Farbe, des Lichtes und Schattens, beziehungsweise der Rhythmen und Zusammenklänge.

Je schöpferischer ein Künstler ist, desto vielseitiger und organischer erweitert er diese unwillkürlich entstandenen Abweichungen von der inneren Schauung, um ihrer Versinnlichung und Verkörperung durch möglichst künstlerische Anpassung an die neuen Verhältnisse eine möglichst erneuerungskräftige, sinnfällige, eventuell stoffliche Komplementierung zu geben. —

Aber erst die kaum entwirrbaren, wenn auch sinnfälligen Merkmale der Individualität eines Künstlers, sichtbare oder hörbare Züge seines Charakters, seines Temperamentes, seines Fühlens, Denkens und Träumens, stets wirkende, aber kaum merkliche Verhältnisse winzigster Pünktlein von Strichen, Konturen, Grenzlinien, Farben, Tönen, Rhythmen fügen der kaumbewußten schöpferischen Komplementierung der Seele das ebenso schöpferische, ebenso wenig imitative, jedoch nur sinnfällig ergänzende Gegenstück in Gestalt kaum merklicher Ausdruckszüge hinzu.

Und erst durch diese bekommt die plastische oder musikalische Inkarnation die höchste Steigerung ihrer deutlich wahrnehmbaren Komplementierung.

Durch das Zusammenströmen aller Suggestionskräfte, aller Wirkungen, die vom sinnfälligen Kunstwerk auf den Nachfühlenden ausgeübt werden, entsteht eine teilweise Rückübersetzung der zur „Wirklichkeit" gewordenen Träume in ihre ursprüngliche, wenn auch neuveränderte Phantasiewelt, ein halbwegs ähnliches und doch so unähnliches Gewinde und Gewebe von inneren Bildern und Harmonien, von neuen Wandlungsfunktionen. Diese finden aber in dem festen Körper der Plastik und der fast mathematisch fixierten Musik ein ständiges, ungleich weniger veränderliches Bett, in dem sie immer wieder die Erhaltung ihres rein seelischen, gedächtnisartigen Gerüstes, ihrer stets wiederkehrenden Gemeinsamkeiten von Ausdruckszeichen befestigen. Sofern aber auch solche Kunstinkarnationen mit der ständigen Änderung der Umwelt und der Menschheit trotz alles Gemeinsamen unterschiedlichste Eindrücke wecken, bilden sie zugleich eine Quelle stets in Wandlung begriffener Anregung und Verjüngung.

Kraft der sinnfälligen Verwirklichung, welche die plastischen und musikalischen Schöpfungen den durch sie nachgestalteten, innerseelischen Vorbildern, mithin tiefempfundenen Vorstellungen oder Idealen verleihen, tragen sie in hohem Maße zur Erhöhung und Veredlung der Vertrauensfähigkeit bei. Insbesondere ist es der Glaube an die Möglichkeit wesentlich andersartiger Welten, welcher durch solche Kunstverkörperungen gefördert wird: denn die Nachahmung molekularer und planetarisch kosmischer Bewegung, die bereits in der Dichtung neuartige Formen erzeugt, wird in den Wahrnehmungswerken greifbarer und infolgedessen der Natur ähnlicher, aber zugleich durch den Gegensatz der suggerierten Raum- und Bewegungsillusionen in vielen Hinsichten noch traumhafter und von der gewohnten Weltordnung abweichender[1].

[1] Vgl. S. 323. Selbst die geringste Bewegung ist ein Glied in der unabsehbaren Kette kosmischer Arbeit. Schon darum sind alle innerseelischen Bilder der Bewegung Nachbildungen der kosmischen, die solcherweise als Weltmodell und zugleich als Weltarbeit der Seele einen Teil ihrer Gestalt aufprägen. Deshalb erinnern so oft die im Geiste geschauten Bewegungen unwillkürlich und meist unbewußt an das Wirken des Himmels und der Sterne, an deren Kommen und Gehen, Nahen und Fernrücken, Geburt und Tod, Sieg und Niederlage, wie sich das auch in zahlreichen Mythen und selbst in philosophischen Systemen spiegelt. Sofern jedoch die Art und Weise der innerseelischen Bewegungen von der Art der sinnfälligen und kosmischen traumhaft abweicht, weckt und erhöht sie unbewußt den Glauben an die Möglichkeit des Vorkommens wesentlich andersartiger Naturarbeit, als sie objektiv vorgefunden wird, mithin an eine andere Wirklichkeit, an unbekannte Welten. Wecken bereits die phantasierten Bewegungen der Dichtung Ahnungen von wesentlich andersartiger Arbeit unzugänglicher Welten, so verleiht die sinnfällige Verkörperung in Plastik und Musik dieser Ahnung gleichsam eine realere Grundlage.

618

Der Zustand habitueller künstlerischer Vorkonzeption beruht auf der durch Anlage und Übung entstandenen Bereitschaft des Augenmerks und der Arbeitsorgane, beim hinreichend energischen Schaffensanlaß sich einer bestimmten Gruppe von Naturvorbildern und entsprechendem Kunstmaterial und Werkzeug zuzuwenden.

Diese geläufige, instinktivierte Zuwendung des Augenmerks ist bereits ein innerseelischer Wandlungsakt, der aus dem Geiste ganze Einzelbereiche vorgestellter Sinnesempfindungen oder die äußere beziehungsweise innere Art ihres Auftretens exkludiert. Damit verbindet sich in den plastischen und akustischen Kunstzweigen das Streben, die gewohntermaßen in Gedanken exkludierten Sinneselemente auch vom zu bearbeitenden Stoff und Empfindungsmaterial auszuschließen.

So wird in der Dichtkunst, wenn man vom Vehikel des geschriebenen oder gesprochenen Wortes absieht, die Wahrnehmung fast ganz ausgeschaltet und durch eine entsprechend nachbildende Vorstellungswelt inkludierend und komplementierend ersetzt, während in der Malerei die Körperlichkeit und die Töne, in der Skulptur und Architektur nur Töne, dagegen in Musik und Gesang die Welt der Farben und Körper einer unvermeidlichen Inneneexklusion und teilweise einer sinnfälligen Verbannung unterworfen sind.

Die typische, kluftbildende Trennung und Scheidung der Kunstbereiche vollzieht sich also nicht erst während der Wandlung des Arbeitsmaterials, sondern wird immer bereits bei der freien oder erzwungenen Wahl desselben, mithin während der Vorkonzeption vorbereitet oder in Angriff genommen. —

Es ist ersichtlich, daß also auch die allgemein typische Materialinklusion und die individuell komplementierende Hinzufügung sinnfälliger Empfindungselemente eines Kunstgebietes schon in der Vorkonzeption innerseelisch durch Anlage und Übung vorbereitet und eingeleitet wird. Das Augenmerk des Künstlers wendet sich häufig künstlerischem *Versuchsbeginn* im Innern zu, so daß die instinktivierte und geläufige innere Anschauung von Material und Arbeitsmitteln bereits mit starker und reicher Komplementierung durch Ausdrucksmomente der Phantasie, des Gefühls, des Temperamentes, der individuellen Vorstellungsweise, der Erfahrung, Denkart und überhaupt der persönlichen Gesamtentwicklung auftritt.

Diese Vorkomplementierungen wirken nicht nur auf die Auswahl des Materials und der Arbeitsmittel, sondern auf die eigentliche Konzeption und den gesamten Verlauf der nachfolgenden Reihen von inneren und von sinnfälligen Exklusionen wie Komplementierungen. —

619

Mit der inneren Exklusion und dem wahrnehmbaren Ausfall einzelner Sinnesbereiche oder der ganzen äußeren Welt der Farben, der Laute, der Gerüche, des Geschmacks, des Tastens gewinnt der Dichter, der Plastiker, der Musiker an Fähigkeit, die Einzelheiten des nachzubildenden Typus leichter zu übersehen, und dadurch auch an Möglichkeit, die Einzelheiten der Wiedergabe in einer Weise zu reduzieren, die der schöpferischen Sammlung des Künstlers sowohl wie des Nachfühlenden dient.

Indem zahlreiche, verwirrende Sinneseindrücke ausbleiben, wird das zartere Traumweben der Phantasie und Stimmung frei von vielen Hemmungen, die in der „Wirklichkeit" stören. Die erworbene, triebmäßige Arbeitsweise, welche die einem Gesamtgebiet eigentümlichen Exklusionen um individuelle erweitert, gewährt durch Herabminderung der künstlerisch überflüssigen technischen Mittel und Bewegungen den wirksamen eine entsprechend große Beschleunigung und Krafterhöhung. Dadurch wird sowohl die Treue charakterisierender Nachbildung wie die beeindruckende, stimmungweckende und entwicklungserneuernde Erfindung gefördert. Diese Erhöhung schöpferischen Könnens und Träumens teilt sich dem empfänglich Nachfühlenden mit, zu analogen Bewegungsspannungen suggerierend, die auch bei ihm schneller, gesammelter und nachhaltender Traum und erneuernde Wandlung auslösen, als es eine geringere und unzweckmäßigere Exklusion vermocht hätte.

Zu dem durch innere Exklusion und Materialinklusion bedingten, restlosen Ausfall ganzer Sinnesbereiche gesellt sich in den einzelnen Kunstgebieten, durch dieselbe Inklusion verursacht, das ständige Fernbleiben mancher Arten der Kombination, die in der nachgebildeten Natur vorkommen: also vor allem das Fernbleiben der Sinnfälligkeit und ihrer Gesetzmäßigkeiten von aller bloß in der Seele gesprochenen Dichtung und bloß innerlich gehörten Musik oder Gesangskunst — und, im Gegensatz dazu, in den Gebilden der Plastik, der Mangel an Seelenvorgängen,

an geistigem, nicht sinnfälligem Auftreten. Sehr charakteristisch und für die Gestaltungsart wesentlich mitentscheidend ist auch der durch die Materialinklusion bedingte, ständige Ausfall von spezielleren Kombinationsweisen der Naturvorbilder, beispielsweise der Bewegung oder Körperlichkeit innerhalb der besonderen Zweiggebiete, sowohl der sinnfälligen wie der innerseelischen Kunst.

Diese drei Arten der unvermeidlichen, ständigen Verbannung von Empfindungselementen, Anschauungskombinationen und der inneren oder äußeren Bewußtseinsweise schaffen Möglichkeiten für entsprechende Vereinfachungen, Erleichterungen und Sammlungserhöhungen der Arbeit, indem sie durch Hemmung zahlreicher Nachbildungsstrebungen vor Überlastung bewahren, durch Fernhalten allzu vieler, widerstreitender Eindrücke und ablenkender Hindernisse das Augenmerk und die künstlerische Gestaltung vor verwirrender Zerstreuung schützen.

Da sie jedoch die Wirklichkeitsillusion in mancher Beziehung stark herabmindern, drängen sie zugleich zu ersatzschaffender Nachbildung der tatsächlichen, aber nicht völlig getreu wiederholbaren Werdensvorgänge und Verhältnisse. Was also durch sie an Energieüberschuß gewonnen wird, kann um so reicher durch die von ihnen angeregte Arbeit an der Schaffung erweiterter und eindrucksvollerer Mittel der künstlerischen Wirklichkeitsillusion zum Teil wieder ausgegeben werden.

Aber ihre vornehmste Aufgabe beruht auf der Macht, durch ihren Anreiz zur inneren und sinnfälligen Ergänzung, durch das Gefühl von Verborgenheit der Einlaß heischenden Welten und durch Scheinänderung gewohnter Gesetzmäßigkeiten — das Neukombinieren der Phantasie und der Traumempfindungen in Bewegung zu setzen und solchergestalt dem verwandten Erneuerungsweben der Einschaltung und Komplementierung fördernd entgegenzukommen.

620

Durch das ständige Ausbleiben der Laute erhalten in der Malerei, Skulptur und graphischen Kunst selbst Ausbrüche wilder Leidenschaft eine gewisse Vertiefung und Beseelung, die dem Schweigen zuweilen innewohnt.

Es ist nicht selten, daß infolgedessen, mit oder ohne Absicht des Künstlers, wie auf manchen Zentauromachien und andern Kampfszenen der Griechen, der Eindruck von Selbstbeherrschung oder plötzlicher Selbstbesinnung zu-

stande kommt, welcher die plastische Darstellung in den Bereich eines psychologisch verfeinerten Gestaltens erhebt. Wenn man bedenkt, daß Feldgeschrei zu den wirksamsten Mitteln gehörte, den Feind in Schrecken zu versetzen, kommt diese Erscheinnng noch deutlicher zu Bewußtsein.

Sogar angstvoller Schrei, wie in Pollajuolos und Mantegnas Anteus oder Berninis Daphne wird durch das Schweigen der Plastik gemildert und geadelt.

Die vertiefende, verinnerlichende Wirkung der exklusionsbedingten plastischen Stille kommt aber im Ausdruck der ohnehin schweigsamen, auch im Leben lautlosen Gefühle, Träume und Wünsche am intensivsten zur Geltung. Denn ein Ernst, eine Andacht und eine Liebe, die zu gesammelt, zu selbstvergessen sind, um in lauten Worten Ausdruck zu finden, werden in Malerei, Zeichnung und Skulptur nicht, wie in Wirklichkeit, durch zeitweiliges kurzes Schweigen, sondern durch ein ständiges charakterisiert, durch die Gewißheit, daß es immer da war, und die sichere Erwartung, daß es auch bleiben werde. Diese rückgreifende und vorausgeschaute Abhebung von der Welt der Töne kann sich mit ähnlichen Empfindungen bezüglich der Stille der Umgebung, der schweigenden Gestalten verbinden. Die daraus hervorgehenden Gefühle der Ewigkeit, die sowohl den Schaffenden, zum Teil schon während der Arbeit, wie den nachfühlenden Betrachter erfüllen, strömen mit den kaumbewußten Stimmungen des lautlosen Weltwirkens zusammen. Zuweilen gemahnen sie an die Stille des Himmels und der Sterne, deren ewige Bahnen in den stets wiederkehrenden Kunstzügen der Bewegung und Ruhe ihr wandlungsreiches Ebenbild finden. Dieses Himmelsschweigen der Plastik verleiht ihr leicht die Merkmale ewig verschwiegenen Geheimnisses, wodurch die Phantasie und Verträumtheit um so stärkeren Antrieb erhalten. In solchen Finsternissen der Stimme kann es einem großen Schöpfer gegeben sein, Monde und Milchstraßen anzuzünden, die mit ihrer eigenen Stille und ihrem unergründlich zarten Leuchten verjüngende Wandlung bringen. —

Das Ausbleiben der Körperlichkeit verleiht dem Flächenraum, auf dem sich die Gebilde der Malerei und der graphischen Künste entfalten, den Charakter einer eigenartig besonderen Raumwelt, in der ent-

körperte Gestalten trotz aller Illusion eines materiellen Lebens ein geisterhaftes Dasein führen voller Geheimnisse und Wunder. Mögen ihre Körper noch so plastisch und greifbar, ihre Fernen und Nähen noch so perspektivisch, ihre Tage noch so wirklich von der Sonne beleuchtet erscheinen, so fühlt man doch, daß sich auf diesen Flächen ein Körperleben ohne wirkliche Körperlichkeit und Bewegung abspielt, eine Perspektive ohne wirkliche Entfernung das Augenmerk führt, ein Leuchten und Dunkeln ohne Sonne die Gegenstände erhellt und beschattet. —

Der Betrachter erschließt auch den Mangel an innewohnendem Seelenleben und psychischer Gesetzmäßigkeit aus dem ständigen Fernbleiben der Laute und der wirklichen Bewegung — von der gesamten Plastik, wie er es analog aus dem Vermissen der Körperlichkeit, Tiefendimension, wirklicher Perspektive und natürlicher Beleuchtung in der Malerei und gelegentlicher Ausschaltung vorbildähnlicher Farben aus Skulptur, Architektur und graphischen Künsten erschließt. Auch darum besteht die Neigung, Eindrücke der Plastik unwillkürlich als Schein und Traum zu empfinden. In diesem Bereich erschallt keine Stimme. Ihre Wälder und Meere rauschen nicht, ihre irdischen Gestalten und ihre Götter schweigen. In ewige Stille und Ruhe ist alles gehüllt; selbst das Tosen der Wogen, die Zerstörungswut der Orkane kann niemand vernehmen. Es ist, als schliefen und träumten die Bewohner dieser magischen Welt: Menschen und Tiere mit offenen und geschlossenen Augen, Pflanzen mit unbeweglichem Laub und Gezweige, Wolken und Wellen, die sich nicht rühren, alles und jedes regungslos, wie Dornröschen und sein Gesinde.

Und wollen wir sie begreifen, das Wesen der Seltsamen erfassen, dann bleiben wir nicht selten in den Dornen der Hecke hangen, die uns von ihrem Ursprungselement trennt, dem Geiste und Seelenreiche, aus dem sie hervorgegangen sind. Erst ein kühnes Eindringen in die innersten Türme, ein Kuß auf Dornröschens Lippen, ein Entzücken, das die Augen nicht abzuwenden vermag, ist gewaltig, Bann und Geheimnis zu lösen. Dann nehmen wir wahr, wie sich alles zu regen beginnt, wie sich die geschlossenen Lippen auftun, wie einer den andern mit großen Augen ansieht, ein Flüstern anhebt, das bald in deutliche Zwiesprache, bald in heiligen Wohllaut übergeht. Selbst starke Äste geraten dann in Bewegung, Blumen erheben die gesenkten Köpfchen und die Sonne leuchtet über strömenden Wassern.

Aber so sehr diese Gestalten infolge ihres Ausdrucks beseelt zu sein scheinen, wohnt ihren Körpern kein Leben inne, keine Kraft, die fähig wäre, ihre scheingeistigen Züge nach dem Vorbild des Antlitzes von Menschen und Tieren allseitig auszugestalten und den Gesetzen eines immerwährenden Werdens, einer ständigen Wandlung und Entwicklung zu unterwerfen.

Daher vermag auch eine reiche physiognomische Charakteristik, die der Künstler vornimmt, um eine hochgradig phantasieanregende und intensiv erneuerungskräftige Andersheit und Besonderheit ihres Seelenlebens suggestiv vorzutäuschen, allein dies Ziel nicht zu erreichen. Dazu bedarf es vor allem der Mitwirkung der Merkmale, die vom Schaffenden, als Kundgebungen seiner eigenen Geistesart, den plastischen Schöpfungen unwillkürlich und unwissentlich komplementierend aufgeprägt werden.

Erst durch das wechselseitige Ineinanderströmen beider Ausdruckssysteme kann eine eindrucksvolle Suggestion von geistigerem, edlerem und ungewöhnlichem Leben der plastischen Gebilde erzielt werden, wie dies an erhabenen Gestalten eines Phidias, Michelangelo oder Lionardo sichtbar wird.

Da die Ausdrucksmerkmale der Künstlereigenart nicht ausschließlich im System der Charakteristik dargestellter Individualitäten aufgehen, so wird es auch durch ihre unmittelbare Wirkung in hohem Maße fühlbar, daß man es mit Schöpfungen zu tun hat, die großenteils aus dem erfindungsreichen Traumleben schöpferischer Seelen hervorgegangen sind. Ihre zweite Hauptsuggestion steuert also wesentlich dazu bei, die Täuschung zu erzeugen, als trügen die plastischen Stoffgebilde, außer den Charakteren der Sinnfälligkeit, auch *nicht* sinnfällige, sonst nur in der Seele vorkommende Züge des Seins und Werdens und wären, wie durch ein Wunder, sowohl physischen als geistigen Gesetzmäßigkeiten unterworfen.

Mit ihrer Hilfe entsteht auf solche Weise der günstigste Boden für die sonstige Ausgestaltung und Verzweigung der vorgetäuscht innerseelischen Züge einer traumhaftigen Neuartigkeit und geistigen Größe des Kunstwerks selbst, Merkmale, die eine Abart inneren Seins bilden und ohne Hilfe einer sinnfällig suggerierten Illusion nur an Dichtung, Musik oder Gesang und nur in der eigenen Seele vorgefunden werden.

Die plastischen Gestaltungen sind eben niemals, wie Poesie und Tonkunst, innerseelische Gebilde, und sind auch nicht, wie der Menschenkörper, Träger geistiger Vorgänge.

Daher beruht sowohl das Sozialschließen aus ihrem Ausdruck wie das Erleben ihrer Formen als Vorfinden innerer Anschauungen, Vorstellungen, Phantasien oder erneuerungsmächtiger Träume auf einer durch künstlerische Suggestion erzeugten Illusion. —

621

Das durch innere Exklusion und sinnfällige Materialinklusion mitbedingte Ausbleiben der gesamten akustischen Seelenkundgebung und der sukzessiven Wandlung physiognomischer Merkmale gewährt dem Bildhauer oder Maler Anlaß und Antrieb, diesen Mangel durch wahrnehmbar komplementierendes Nachbilden und Erfinden wirksam ausgewählter, eindrucksvoll charakterisierender Züge der Formen und der Haltung auszugleichen. Der daraus hervorgegangene Ausdruck des Antlitzes, des Kopfes, des ganzen Körpers kann mit Hilfe einer künstlerischen Auswahl der für die Charakteristik wesentlichen Merkmale eine Übersichtlichkeit, Schnelligkeit und Sammlung gewähren, die der Wirkung des Lebens gleichkommt oder sie sogar übertrifft. An den mit unvergleichlicher Farbengewalt gemalten Bildnissen des Velasquez, insbesondere an seinem Papst Innocenz oder am Kardinal Borgia, fällt dies vielleicht noch stärker auf als auf den einer minderwertigen Wirklichkeit mehr entrückten Gestalten tiefer und religiöser veranlagter Schöpfer.

Die Werke des genialen Porträtisten, dessen Seele, dessen künstlerische Anlage und Entwicklung bei weitem nicht an die religiöse Größe eines Phidias, eines Michelangelo oder Lionardo heranreicht — veranschaulichen deutlicher als die Schöpfungen der Größten die spezifische Wirksamkeit einer stark individualisierenden, auf ökonomischer Auswahl beruhenden physiognomischen Charakteristik, weil sie bei ihm viel ausschließlicher, viel gesonderter von geistigeren, nicht imitierenden Komplementierungsmerkmalen auftritt.

Die Künstler von reichster und heiligster Eigenart haben ihren Schöpfungen selbst dann noch eine mächtige Eindrucksgewalt verliehen, wenn sie sich auf eine allzu karge Nachbildung sogar solcher typischer Züge stützten, die im Leben unausbleiblich vorkommen und auch künstlerisch

sehr bedeutsamer und großzügiger Behandlung fähig sind. Das Geheimnis ihrer hinreißend poetischen, die ganze Seele ergreifenden Wirkung lag meist nicht in der Kraft einer komplementierenden Erfindung neuer Seelenzüge, noch weniger in einer naturalistischen Wiedergabe vorgefundener Individualzüge; sie lag in Eigenschaften einer vielseitigen, tiefreligiösen Geistesentwicklung, deren große Eigenart mittels unwillkürlicher, unwissentlicher, aber dynamisch stark vibrierender Komplementierung in alle Poren ihrer Kunstformen einströmte.

Ja, es kommt nicht selten vor, daß selbst bei den gewaltigsten Malern, Zeichnern und Bildhauern der Eindruck von lebendiger Beseeltheit durch eine reich imitierende, wenn auch ökonomisch gemeisterte Ausgestaltung beeinträchtigt wird, wenn ihr nicht eine vom Naturvorbild schöpferisch abweichende Komplementierung die Wage hält, die neuerfundene Geisteszüge und die Seelenvibrationen des Künstlers dem imitativen Komplexe in einheitlicher und ebenbürtiger Weise einfügt. Es muß schon ein Schöpfer über das Können eines Lionardo verfügen, um eine solche Verbindung markant individualisierender Charakteristik mit reicher Erfindung, stimmungsvoller Phantasie und intensivster Traumerneuerung zu erreichen. —

Sobald sie versuchten, die individuellen Züge auch in ihren Phantasieschöpfungen reich und scharf zum Ausdruck zu bringen, gerieten sie meist auf Wege bloß nachahmenden Porträtierens, auf Kosten ihrer Neutraum und unwillkürliche Eigenartsfarbe erzeugenden Komplementierungsfähigkeit.

Vergleichen wir beispielsweise die am ausführlichsten individualisierenden Bildnisse nach der Natur in den Fresken Ghirlandajos oder Gozzolis mit den schönsten Phantasiegestalten auf denselben oder ihren andern Gruppengemälden[1], so ist es unverkennbar, daß die ersteren an Stimmungskraft und erneuernder Wirkung hinter den letzteren meist bedeutend zurückstehen, oft als bloße Füllsel empfunden werden, oder durch die Gleichgültigkeit, mit der sie hingestellt wurden, die Illusion und den Märchentraum fast zerstören.

Die großen Künstler der Griechen mieden es aufs sorgfältigste, die Himmelswelt ihrer Götter und Heroen durch Porträtzüge zu profanieren. Auch bei den religiösesten und phantasiegewaltigsten Schöpfern des Mittel-

[1] Man denke an die zarte S. Fina Ghirlandajos in San Gimignano, an manche Darstellungen des heiligen Augustinus von Benozzo Gozzoli, gleichfalls daselbst.

alters und der Renaissance sehen wir dieselbe Abgewandtheit von aller illusionsstörenden, andachtshemmenden, naturalistischen Physiognomik.

Diese Scheu wurde zwar mächtig, aber nicht ausschließlich durch den Mangel an psychologisch-physiognomischer Erkenntnis, Beobachtung und Übung unterstützt. Denn auch in Kulturen und Zeitaltern, wo der Sinn für Seelenausdruck stark erwacht ist, weichen wenigstens die allergrößten Gestalter vor einer naturalistischen Physiognomisierung ihrer Traumwelt zurück.

So erfüllen zum Beispiel große Renaissanceplastiker ihr stärkstes Verlangen nach psychologischer Individualisierung fast ganz getrennt von ihrem Phantasieschaffen, durch gelegentliche Porträtierung von Mitgliedern herrschender Häuser, von Feldherrn, von Würdenträgern der Kirche, zuweilen, wenn auch seltener, von Künstlern und Gelehrten.

Dadurch bewahren sie ihre erfindende, nicht imitative Komplementierungskraft vor Herabstimmung oder Erlahmung, was rückwirkend sogar ihren naturgetreuesten Bildnissen zugute kommt. Denn auf diese strömen die vielseitig geübten, frisch erhaltenen Erneuerungskräfte und die unverminderte Seelengröße und religiös träumerische Eigenart über, die Naturalistik durch Großzügigkeit, Vornehmheit und geistigen Adel verklärend. Man denke nur an die Bronzebüste des Ludovico Gonzaga von Donatello, an das Gonzagafresko von Mantegna, an den Papst Julius II. von Raffael oder an eines der großartigsten Porträts aller Zeiten, das Altersselbstbildnis von Lionardo. —

Aber so groß die Eindrucksmacht solcher vorwiegend imitativ komplementierenden Bildnisse sein mag, reicht sie doch nicht an die vielseitige, die ganze Seele ergreifende Erneuerungsgewalt einer Kunst heran, die stimmungsreiche Traumillusion und neue Phantasiewelten, selbst ohne beträchtliche Charakteristik, aus wenigen Elementen erschafft.

Dieser Umstand war es wohl, der neben dem Mangel an objektiver kunstpsychologischer Erkenntnis selbst die schöpferischsten Geister verleitete, die komplementierende Erfindung neuer Individualzüge des Seelenausdrucks an Gestalten der Phantasie und des Kunsttraumes zu vernachlässigen oder für völlig entbehrlich zu halten.

Unwissentlich und unwillkürlich wurde die Entstehung und Wirkung der durch neukomplementierende Phantasiekombination erfundenen Ausdrucksmerkmale mit der naturalistisch kopierter verwechselt, obgleich zwi-

schen diesen beiden Arten der Charakteristik ein ähnlicher Gegensatz besteht, wie zwischen der sonstigen Tätigkeit der Einbildungskraft und der bloßen Wiedergabe der Wirklichkeit.

Zur gleichen Minderbewertung, infolge einer solchen Verallgemeinerung, gesellte sich nicht selten die Wirkung einer gewissen Trägheit, die inneren Einflüsterungen der Ermüdung Gehör zu verschaffen wußte, Einbildungen, als entspräche das verhältnismäßig mühelos erreichbare, formal dekorative und schematisch typisierende Ergebnis des Schaffens unter allen Umständen höheren Anforderungen der Kunst, als ein mehr individualisierendes.

Die Überredungskunst einer solchen unwissentlichen, kaum bewußten Trägheit wurde obendrein durch traditionelle Idealnormen und eine entsprechend irregeleitete Selbsterziehung zum schematisierenden Verfahren unterstützt, welches leere Partien der Fülle wesentlichen Ausdrucks und Lebens vorzieht.

Bis auf den heutigen Tag schwankte die Kunst zwischen solchem typisierend schematischen und leeren, wenn auch neukomplementierenden Verfahren und einem weniger leeren, aber illusionsstörenden, erneuerungshemmenden und vorwiegend imitierenden. Der erfolgreichen Versuche, beide Arten des Kunstschaffens durch eine dritte, beide verbindende, die Seele umfassender, vielseitiger und geistig intensiver durchströmende zu ersetzen, gibt es im Verlaufe der gesamten Entwicklung der Menschen verschwindend wenig.

Erst mit der Vervollkommnung, die in der panidealistischen Zukunft einsetzen muß, wird auch in dieser Richtung eine neue Entfaltung heranreifen. Das dritte Reich der Kunst wird, wie sich im Verfolg der Darstellung deutlicher zeigen soll, nicht das Kopieren bereits vorhandener, individueller Züge, sondern das phantasievoll komplementierende Erfinden völlig neuer in den Vordergrund des künstlerischen Interesses und der Gestaltung rücken. Alsdann werden schöpferische Künstler diese erfundenen Merkmale individueller Eigenart nicht, wie es bisweilen schon bei Ägyptern und Griechen geschehen ist, recht leeren Partien eines Typus sehr vereinzelt und spärlich eingliedern. Sie werden sie in einer Fülle, die für die lebensvolle Gestaltung einer ganzen Individualität unumgänglich ist, mit den der Natur vielseitig nachgebildeten Gemeinsamkeiten, Typen, in organischen Zusammenhang bringen.

622

Im frühen Altertum war es vor allem die ägyptische Plastik, die sich zu verschiedenen Zeiten ihrer Entwicklung durch eine starke Neigung zur porträtmäßig nachbildenden Komplementierung individuellen Ausdrucks des Kopfes auszeichnete. Dies hing nur teilweise und in einer reiferen Epoche mit dem Bestreben zusammen, das Leben nach dem Tode durch Bildnisse zu sichern. Denn jahrtausendelang reichte die bloße Mumifizierung, und im Verlaufe einer noch späteren Kulturphase sogar der geschriebene Name hin, eine Unsterblichkeit zu erwirken. Zweifelsohne mußte die Sorgfalt, die man auf Erhaltung des Körpers wandte, einen überaus mächtigen Einfluß auf Beobachtung der Physiognomien und die plastische Gestaltung ausüben. Wurden doch alle Körper von Menschen und von sehr vielen Tieren sorgfältigst für die Mumifizierung präpariert, und so mußten unzählige Kräfte sich dieser Aufgabe mit Aufmerksamkeit hingeben. —

Zu diesem Einfluß gesellte sich aber eine hieratisch feierliche Stimmung hinzu, welche in derselben Quelle, aus der die Neigung zur porträtmäßigen Individualisierung hervorging, ihren Ursprung hatte: im Antlitz des Todes. Der Verblichene wurde gewissermaßen als Bild und Behausung seiner teilweise veränderten, fast göttlich verehrten Wesenheit aufgefaßt. Galt doch der Tod als Wandlung, als Beginn eines anderen, zuweilen mächtig erhöhten Lebens.

Wohl gesellte sich in zahlreichen Bildnissen der Ägypter zur unvergleichlichen Kunst der individualisierenden Ausdrucksgebung eine hohe Vollendung in großzügiger Ausschaltung unwesentlicher Merkmale und in unwillkürlicher Komplementierung durch Formelemente und Verhältnisse, die einer tief religiösen Stimmung entsprangen. Aber gerade solche physiognomische Wiedergaben vermochten niemals die sublimste Andacht, das phantasiereichste Traumweben zu erwecken, niemals aus eigener Kraft in den Himmel übermenschlicher Seelen zu führen.

Beim Anblick so vollendeter Bildniswerke, wie es die Statuen des Chefren, des Ranofer, des Ti sind, wie der Kopf aus grünem Schiefer in Berlin, die äußerst sublimen Kalksteinbüsten Amenophis IV. (Louvre)[1] und einer Prinzessin (Berlin)[2] und vor allem der an altfranzösische Heiligenskulpturen gemahnende Kopf einer Kolossalstatue aus Abydos (19. Jahr-

[1] Siehe H. Fechheimer, Die Plastik der Ägypter, Tafel 80, 81. [2] Ebenda, Tafel 83.

hundert v. Chr.)[1] — mußten empfängliche Gemüter eine tiefe Teilnahme und Erschütterung empfinden, ohne jedoch in eine Stimmung von beglückender Entrücktheit zu kommen, wie sie etwa von einer Kantate von Bach, einem „Träumer" der Amiensgotik oder einem Propheten Michelangelos gewährt wird. —

Selbst diejenige Skulptur oder Malerei des Sphinxvolkes, die Porträtzüge mied, die sich mehr von poetischer Phantasie und religiösem Traume leiten und bestimmen ließ, konnte die Seele des Betrachters nur bis an die Pforten ersehnter Seligkeit tragen, sofern nicht die erhebende Macht eines Tempels oder einer Andachtshandlung die suggestive Wirksamkeit des künstlerischen Eindrucks erhöhte.

Wie sehr wurden die Ägypter in dieser Hinsicht von den Griechen überragt, welche die hieratische Ruhe und Feierlichkeit ihrer plastischen Schöpfungen zum Teil von ihnen überkommen haben.

Bei den Hellenen waren die Verklärtheit und Serenität, die über Antlitz und Haltung der Toten gebreitet sind, fast noch mehr als bei den Ägyptern ein Vorbild beherrschter, von niederen Leidenschaften freier Größe. So kam es, daß die hieratische Kunst der Ägypter und Asiaten auf das genetisch verwandte griechische Gestalten Einfluß gewann, und daß die Grabstele ihre Feierlichkeit und Ruhe selbst den höchsten Schöpfungen eines Phidias, eines Alkamenes und anderer Meister aufprägte. Aber während diese ägyptische und asiatische Plastik außer durch astronomische und astrologische Systeme, durch wenige Dogmen spekulierender Priester und eine teils unanschauliche, teils in theriomorpher Symbolik schwelgende Mythenüberlieferung nur selten durch Dichtungen von der Größe eines Gilgamesch angeregt wurde, fand die Phantasie und Gefühlsweise griechischer Künstler in einem reichen Gedankenschatz großer Persönlichkeiten, in den gewaltigen Epen eines Homer, in den großen Dramen, Hymnen und Geschichtswerken eine mächtige Vertiefung, Bereicherung, Sublimierung.

Wohl ist es hauptsächlich einer phantasievoll religiösen Anlage der großen Bildhauer und Maler Griechenlands zuzuschreiben, daß bei ihnen die Verklärungstendenzen einer Apotheose nicht so sehr zur Eindruckssteigerung eines monumentalen Porträtstils, als zur vielverzweigten Ausgestaltung der Merkmale religiöser Sammlung und erhabener Seelenherrschaft führten.

[1] Ebenda, Tafel 51

Aber der Anteil, welchen der reiche Schatz der philosophischen Kultur daran genommen hat, kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Mögen wir uns im Anblick der Stele der Hegeso, der Triptolemosplatte, der scheidenden Eurydike verlieren oder unser Augenmerk den gewaltigen Skulpturgruppen des Parthenon zuwenden, immer strömen, außer rein individuell von einzelnen Künstlern erworbenen Kräften sowohl erfinderischer wie imitativer Exklusion und Komplementierung, auch viele andere in unsere Seele, die bloß eine Wiederholung des hellenischen Gemeinguts aus verschiedenen Entwicklungsperioden bilden und von denen die persönlicheren getragen werden.

So empfinden wir selbst in den technisch freiesten Schöpfungen immer noch eine gewisse archaische Herbheit der Stimmung, die dem Eindruck beherrschter Kraft und Erhabenheit, heiligen Ernstes und Fühlens zugutekommt, obwohl sie zum Teil in der traditionellen Steifheit und kaum andeutenden Form des Xoanon, einer verbreiteten und fast unausrottbaren fetischartigen Götterdarstellung, ihren Ursprung hat. Das sehr unvollständig menschenähnliche, stets primitiv gebliebene Xoanon ist eine Verkörperung, in welcher die Frühgestalt der griechischen Götter fetischartig fortlebte. Wie dieses Idol, wurde auch die vollendete Skulptur der Gottheit unwillkürlich als deren Sitz empfunden. Der Künstler wurde durch solche Inkarnationsgefühle schon während des Schaffens in seinem religiös feierlichen Empfinden und Gestalten mitbestimmt.

Aber in keiner andern Hinsicht hat sich die zähe, unentwegte Nachwirkung des Xoanon so schicksalsschwer erwiesen, als in der Steigerung und Befestigung der allbeherrschenden Tendenz zum typisierenden Schema der physiognomischen und psychologischen Charakteristik.

Diese verhängnisvolle, durch Herkommen geheiligte Gemeinschaftssuggestion, die vom autoritär hieratischen, Menschenformen kaum andeutenden Fetischstil ausging, begünstigte das exkludierende Fernhalten und Ausschalten individuellerer Züge auch aus der gereifteren plastischen Darstellung von Mensch und Gottheit. Ja, selbst der Typus der Seele blieb nicht vor einer übermäßig exkludierenden Verstümmelung bewahrt.

In Anbetracht der Häufigkeit, mit der in der ägyptischen Skulptur das Herausarbeiten eines Kopfes aus einem sonst wenig behauenen Block auftritt, kann man kaum umhin, auch diese Erscheinung überkommenem

Nachwirken einer die Menschenform kaum andeutenden Idolverfertigung zuzuschreiben.

Während aber in dieser Monumentalkunst die schematisierende Exklusion und Gehemmtheit bloß auf Rumpf und Extremitäten beschränkt blieb, machte sie sich auf Phantasiegebieten der ägyptischen und asiatischen wie der griechischen Kunsterfindung auch in der Gestaltung der Köpfe geltend.

Das Erstarken des psychologischen Interesses, welches durch die Sophisten und Sokrates mächtig genährt wurde, führte noch allzuwenig über die Armut der unumgänglichen Alltagsorientierung hinaus, als daß es vermocht hätte, die Plastik und Dichtung zum Verlassen einer typisierenden Charakteristik zugunsten einer reicheren erfinderisch imaginativen anzuspornen und zu befähigen. Eher förderte es die porträtmäßige Darstellung und selbst diese mehr durch Aneiferung als sachlich.

Man sollte meinen, daß die Möglichkeit, die vielen markanten und schöpferischen Persönlichkeiten zu beobachten, die zur Zeit der höchsten Kulturblüte wirkten, den attischen Künstlern eine neue Auffassung von den plastischen Formen der geistigen Größe und eine neue, wesentliche Befruchtung der physiognomischen Phantasie gebracht haben müßte. Mitnichten! Fassen wir die auf uns gekommenen Kopien der Bildnisse ins Auge, die Büste des Perikles, die Statue des Sophokles, die Hermen des Euripides oder Sokrates und andere Porträtskulpturen, welche die Wiedergabe einer geistigen Individualphysiognomie erstreben, so kann man sich leicht überzeugen, daß sie zum Teil aus einer unwillkürlichen oder geflissentlichen Aufpfropfung mancher wirklich individueller, eigenartiger Züge auf Typen von Heroen, Halbgöttern oder Gottheiten hervorgegangen sind. Ein gleiches Verfahren schenkte auch andern Kulturvölkern verschiedener Epochen heroisierte oder deifizierte Menschenbildnisse.

Die von Plato hervorgehobene Ähnlichkeit des Sokrates mit einem Satyr regte sogar zur übertriebenen Betonung dieses niederen Göttertypus an. Die Züge selbstbeherrschter Ruhe und Milde, die man im Antlitz der Gottheit mit Vorliebe zum Ausdruck brachte, wurden auch den Stirnen, den Augen und dem Munde der zu Idealisierenden zugrunde gelegt.

Aber eine merkliche Rückwirkung dieser halbnaturalistischen Wiedergabe schöpferischer Physiognomien auf Phantasiegestalten der Plastiker

oder Dichter ist nirgends wahrzunehmen. Weder an den großartigen Helden und Gottheiten des Phidias und seiner Schüler, noch an den Schöpfungen seiner großen Zeitgenossen oder Nachfolger kann eine deutlich komplementierende Einstreuung realistisch nachgebildeter Individualzüge historischer Persönlichkeiten festgestellt werden. Leider vermag man in diesen religiösen Träumen und Visionen nur äußerst spärlich erfundene, imaginative Individualmerkmale schöpferischer Großkraft zu finden. Die Stimmung von Größe, Erhabenheit und Heiligkeit beruht hier größtenteils auf dem Einströmen unwillkürlich komplementierter Formen, welche der Gefühlsweise des Künstlers in seinen Schöpfungen Ausdruck geben und diesen selbst etwas von seinem eigenen Seelenadel verleihen.

Dies offenbart sich mit überraschender Eindringlichkeit, wenn wir die erhabensten Gestalten griechischer Plastik mit Bildnissen größter Schöpferphysiognomien (auch aus späterer Zeit) vergleichen: etwa mit dem Selbstbildnis Lionardos, der Büste Michelangelos und Mantegnas, dem Dante von Giotto und der Maske Dantes, den Porträts von Bach, der Maske Beethovens, den Porträts von Newton, Faraday, Lamarck.

Wie wenig schöpferisch erscheinen uns da selbst die beseeltesten und edelsten Götter vom Parthenonfriese:

Wie wandeln sich der Apollo (des Museo Baracco) und die Figur von Tralles (im Museum zu Konstantinopel)[1], der Bronzedionysos aus Neapel, der Dionysoskopf (im Besitz des Earl of Wemyß)[2] in bloß sublime Jünglingsseelen, die zwar träumerisch sind und vornehm und durchgeistigt, aber nichts weniger als einer weltgestaltenden oder göttlichen Tat fähig.

Wollten wir uns also vom Wesen der berühmtesten, verlorengegangenen Schöpfungen nach den besten unter den ausgegrabenen ein annäherndes Bild machen, so dürften wir bei jenen mit Wahrscheinlichkeit nur eine solche Steigerung der imaginativ komplementierenden Individualcharakteristik annehmen, die sich von der vorgefundenen nicht in einem Maße entfernt, das nur unter völlig anderen Voraussetzungen in einer völlig abweichenden Gemeinschaft und Kultur möglich gewesen wäre.

So sind wir zur Annahme berechtigt, daß die meistbewunderte Gestalt des Altertums, der Zeus von Olympia, von ungleich grandioserer

[1] Schön reproduziert in dem verdienstvollen Werk von Farnell: Cults of the greek States, Band IV, Tafel XLVIIa. [2] Ebendort, Band V, Tafel LI.

Stimmung umschwebt, von einer tieferen und reicheren Charakteristik beseelt war als sämtliche andere Gottheiten der Plastik. Gleichwohl wäre die Überzeugung kaum gerechtfertigt, daß in dieser Schöpfung mehr als verhältnismäßig wenige, wenn auch sehr neuartige, erhabene, wunderbar ausdrucksvolle Individualzüge eines traditionellen Gottestypus neue Gestalt erhielten; daß in ihr eine nach Möglichkeit volle individualisierende Darstellung einer gewaltig schöpferischen Eigenart angestrebt wurde.

Wohl dürfen wir aus dem unvergleichlichen Adel der Formgebung und des Ausdrucks auf uns gekommener Phidiaswerke erschließen, daß der Künstler in seinem Zeus von Olympia die wenigen, aber wesentlichen geistigeren Individualeigenschaften der panhellenischen Gottheit zu größter Erhabenheit steigerte.

Aber keine Aussage des Pausanias, des Makrobius, des Strabo, selbst nicht die begeisterten Worte des Dio Chrysostomos geben Anlaß, hierbei eine Charakteristik zu mutmaßen, die *auch* in ihrem allgemeinen Prinzip, in *ihrem vorwiegenden Gerichtetsein auf den Typus*, von der damaligen Art und Weise des plastischen Charakterisierens wesentlich abgewichen wäre.

Der Ausdruck von Milde, Güte, Väterlichkeit, Majestät und feierlichem Ernst, den Dio Chrysostomos am Zeus von Olympia hervorhebt, beseelte im allgemeinen, wenngleich sicher in viel geringerer Vollendung, auch die uns erhaltenen Gottheiten des Phidias und anderer Meister.

Es darf jedoch nicht außer acht gelassen werden, daß sich in diesen hehren Schöpfungen der Kunst mehr noch die unerreicht harmonische Eigenart ihrer Schöpfer, als eine, zumindest die wesentlichsten Seelenkräfte ganz umfassende Individualität der überlieferten Himmelsgestalten offenbarte.

So groß und vielseitig war die Seele dieser Künstler, daß die Partien ihrer Werke, die sonst aus Mangel an voller Individualisierung leer geblieben wären, durch reich und gleichmäßig über alle Flächen und Formen verteilte Ausdruckszüge ihres eigenen Geistes innerlichsten Gehalt erhielten. Obwohl also auch im Zeus von Olympia nicht die individuelle Schöpfergewalt selbst, sondern deren Begleiteigenschaften *vorwiegend* zum Ausdruck gelangt sein dürften, mußten die durch Inklusion und

Komplementierung unwillkürlich mit eingeströmten Züge phidiasischen Geistes die bewußt dargestellte Eigenart des Gottes unbewußt bereichern und erhöhen. —

Sehr verbreitet war dazumal die synkretistische Gepflogenheit, fast jeglichen Gott aus unorganischer Summierung und Zusammenfassung von unterschiedlichsten Formen, unter denen er verehrt wurde, ja aus verschiedensten Göttern in neu angepaßter, wenn auch oft widerspruchsvollerer Gestalt hervorgehen zu lassen.

Darum war das Streben der Größten, der Philosophen und Dichter, der Gesetzgeber und Künstler, instinktiv und notgedrungen auf eine ausgiebige Ausschaltung der Widersprüche aus dem Geiste der Gottheit gerichtet. Da jedoch die Erhaltung zahlreicher, traut und ehrwürdig gewordener Züge allen am Herzen lag, konnte eine solche Exklusion nur teilweise durchgeführt und nur selten durch harmonisch übereinstimmende oder gereiftere, geistigere Merkmale ersetzt werden. Meist ist es bei reichlicher Ausschaltung ohne gleich vielseitige Ergänzung geblieben, was jedenfalls dem Streben nach geistiger Läuterung der Gottesanschauung den längst eingewurzelten Hang zum schematischen Typisieren in Kunst und Religion in erhöhtem Maße zugesellte.

Daß auch der Zeus von Olympia, trotz seiner grandiosen künstlerischen Gewalt und seiner religiösen Vervollkommnung, die damals herrschenden Grenzen einer nur spärlich individualisierenden Charakteristik nicht wesentlich überschritt, wird jedenfalls durch den Ausdruck des Zeus von Otricoli nicht widerlegt, in dem man eine Nachahmung des panhellenischen Hauptwerkes sehen will. Es ist eine gut erhaltene Kopie nach einem Original, welches jedenfalls an die durchgeistigte Stimmung und Religiosität der Phidiasischen Gestalten nicht entfernt heranreicht. Dem Anblick dieser Gottheit werden durch eine zudringliche Anähnlichung an ein Löwenhaupt von vornherein manche Tierassoziationen aufgenötigt, so daß schon dadurch das Zustandekommen eines Ausdrucks von rein geistiger Kraft erschwert wird. Dabei sind Nase und Mund durchaus nicht frei von einer gewissen rohen Primitivität und das ganze Antlitz trotz angestrebter „Majestät" durch keine besonders edle Komplementierung beseelt.

Die Kopie weist jedenfalls auf ein Original hin, welches sich über die Methode des Schematisierens kaum erhoben hatte.

Auch die von Pausanias geschilderten Attribute und symbolisch-epischen Darstellungen, die Phidias wenigstens teilweise zur äußeren Andeutung der Wirksamkeit des höchsten Gottes angewandt hat, bezeugen, daß selbst in dieser erhabenen Schöpfung der Künstler von traditionell überkommenen, die individualisierende Charakteristik hemmenden und beengenden Anschauungen nicht ganz frei war. — Wie hätte auch Phidias, der weder Philosoph noch Religionsstifter war, sich plötzlich, unvermittelt und ganz vereinzelt einer Gestaltungsweise zuwenden sollen, die nur aus tief und fast restlos umgegrabenem Boden des gesamten geistigen Lebens hätte erwachen können?

Er, dessen ganze Seele in den Überlieferungen eines wachsenden Synkretismus und einer typisierenden Kunstweise wurzelte und sich hierin in Übereinstimmung mit den Besten seines Volkes wußte, müßte ja nicht nur der größte Bildhauer Griechenlands, er müßte zugleich ein genialer Religionsstifter und Reformator gewesen sein, um eine wesentlich und prinzipiell neue Schöpferindividualität zu erfinden.

War aber auch sein Streben nicht darauf gerichtet, so war doch sein Ziel nicht wenig wunderbar und gewaltig. Galt es doch, einem alternden Gottestypus ein neues, ein geistigeres und heiligeres Leben einzuhauchen, als er es jemals zuvor besessen hatte. Wohl soll den Schöpfer dieses Werkes nach uralter Sage ein Bild der Ilias angeregt haben, worin der Kronide

> „. . . winkte Gewähr mit den dunkelen Brauen.
> Und die ambrosischen Locken des Königes walleten vorwärts
> Von dem unsterblichen Haupt; es erbebt' der gewalt'ge Olympos."

Der Künstler jedoch, von einem neuen Geiste erfüllt, verwandelte die Merkmale physischer Kraft und königlicher Macht in Züge einer geistigen Majestät, ein Antlitz des Friedens und der Güte. —

Um noch wesentlich Größeres zu erringen, um die besonderen, individuellen Züge einer völlig neuen Himmelsgestalt zu erfinden und in reicher Vollendung vor Augen zu führen, fehlte der gesamten griechischen Antike die Vorbedingung.

Um einen so neuen Gott zu erschaffen, hätte es nicht einmal genügt, die beengenden Fesseln einer religionsnivellierenden Tradition zu sprengen, eines Hanges, der zuletzt alle Götter beinahe gleich machte.

Es hätte eine in jenen Zeiten kaum denkbare, völlig umwälzende Erkenntnis der Menschenseele entstehen müssen und im Zusammenhang damit eine noch nie erlaugte Auffassung der Gottheit geboren werden.

Ein Meer von Einblicken in die charaktergestaltenden Prozesse des Geistes hätte gewonnen sein müssen, um die Phantasie zum Erfinden, das Schaffen zum Verkörpern neuer Individualitäten der Erde und des Himmels zu befähigen.

Eine Vision, wie sie kein Homer, kein Äschylos oder Sokrates zu ahnen vermochten, das Bild einer nie zuvor geschauten, einer völlig neuen Gottesseele, die anders fühlt und denkt, anders schafft und liebt als alle Götter Griechenlands, Ägyptens und Asiens, wäre dann zum Leben erwacht.

Wohl hätte das Wunderantlitz immer noch Merkmale griechischer Landschaft getragen: schwungvoller Berglinien und sanfter Hügelharmonien, heiliger Eichen und Pinien, südlich leuchtender Sterne; ihm wären auch Züge uralten Ursprungs eingehaucht: Fruchtbarkeit und Macht, Weisheit und Sehergabe. Aber alle diese einer gemeinsamen Heimat und Überlieferung entquellenden Farben und Formen hätten sich dem neuen Seelengerüste untergeordnet und die neue Gestalt mit Nachklängen aus versunkener Vorzeit umrauscht.

Gab es nicht Völker und Kulturen, die das wunderbare Erbe der griechischen Kunst hätten aufnehmen und, sowohl von den Ergebnissen ihrer Typusgestalt wie ihrer Porträttechnik ausgehend, zur erfindungsmäßig komplementierenden und zugleich vollständig individualisierenden Charakteristik gelangen können? Seit langem ist es bekannt, daß die Römer nur in einem stark naturalistischen, wenn auch großzügigen Bildnisstil die von den Griechen überkommene Erfahrung und Übung im plastischen Darstellen des Menschen selbständig angewandt haben. Dies beruhte großenteils auf einem Abstreifen der Apotheose und der Hervorkehrung von Eigenschaften, die, wie „römische Bürgertugenden", „praktische Weisheit" oder „Grausamkeit", „Stolz", „Selbstherrlichkeit", nur wenig in den Bereich sublimerer Geistigkeit, Phantasie und Religiosität fielen und ebensowenig geeignet waren, im Künstler erfindungsreiche Komplementierungskräfte zu wecken. —

Ganz anders war der Einfluß, den die griechische Kunst auf merkwürdigen Umwegen und zumeist durch die Vermittlung gräko-indischer Kunst auf die Schaffensweise der Chinesen, Japaner und anderer Völker Ostasiens genommen hat. Es ist unverkennbar, daß sie die Kraft der individualisierenden Charakteristik hauptsächlich indirekt und einseitig förderte, indem die typischen Züge, insbesondere das Hellenische ihrer Schöpfungen, als unbekannte, exotische Erscheinung eine Anregung und Wirkung von der Art individuell abweichender Merkmale und Formen ausüben mußte. Allerdings förderte sie durch die überlegene Reife ihrer Behandlung des menschlichen Körpertypus und der Gewandung die Beobachtung und Gestaltung auch individueller Zusammenhänge. Diese Art der Förderung war für die Bildniskunst sogar günstiger, als es eine Nachahmung von Porträts sein könnte, da sie in Fällen, wo es galt, einen bestimmteren Charakter zu treffen, zur selbständig individualisierenden Ausgestaltung der dargebotenen Typusform nötigte. Aber der wesentlichste Einfluß des Hellenentums auf die ostasiatische Kultur bestand darin, daß es ihr einen Kanon göttlicher Ruhe und Verklärung schenkte, den sie, mit bodenständigen Rassenmerkmalen verquickt, auf Gottheiten, Heilige und Priester anwenden konnte. Dies war also nur ein Symptom des religiösen Synkretismus, der auch in Asien seit Jahrhunderten Wurzel geschlagen und eine ständige Bereitschaft gefestigt hatte, halbwegs verwandte Kulte, Mythen und Symbole miteinander zu verschmelzen.

Insbesondere war die Gestalt des Buddha, des Verwirklichers eines Ideals der inneren und äußeren Ruhe und der wohlwollenden Milde, in hohem Maße geeignet, schematische Gottheitsformen anzunehmen, die den Ausdruck von Ruhe bevorzugten und die leidenschaftlicheren Bewegungen mieden. Es beruhte dies zum Teil auf einer Verwechslung der vornehmen und durchgeistigten Sammlung, die aus einer von den Hellenen verehrten Beherrschung des Willens hervorgeht, mit der apathischen Bedürfnislosigkeit und dem Gleichmut, die sich einer großen Abstumpfung der Urwüchsigkeit und Abtötung des Willens anschließen. Anderseits war das ursprünglich buddhistische Ideal längst auf dem besten Wege, sich den schöpferischen Erfordernissen des Lebens anzupassen, und das ältere Bild des Buddha war bereits den Vorstellungen von seiner allbeherrschenden Göttlichkeit gewichen. Einer hellenisierenden Apotheose konnten sich also keine wesentlichen Bedenken entgegenstemmen.

Überdies mußte der Sinn für den verklärten Ruheausdruck auf dem Antlitz und in Haltung der Toten, durch den uralten Ahnenkult mächtig erstarkt, auch hier, wie einst in Ägypten und Griechenland, die Empfänglichkeit für eine nach solchen Vorbildern idealisierende Kunstrichtung erhöhen. Durch einen stimmungsvoll poetischen Pantheismus, der zunächst die taoistische Färbung des Insichgekehrtseins trägt, nach und nach die Züge einer allbeseelenden Naturversenkung und liebevollen Naturbeobachtung erlangt, werden die hellenistischen Merkmale der Plastik immer organischer und innerlicher komplementiert und erhalten so für die freiere Übertragung auf Gottheit und Mensch eine wachsende Geschmeidigkeit und Eignung. Aber gerade durch den typisierenden Schematismus des fremden Einflusses gewinnen die unwissentlichen und unwillkürlichen Formvibrationen der rassenmäßigen und bodenständigen Komplementierung an Macht, den Kanon mitzugestalten: ihr setzen keine fremdrassigen Individualzüge Hindernisse in den Weg, und die unumgängliche Schaffung eigenwüchsiger Merkmale persönlichen Lebens muß rückwirkend auch der Gestaltung des Typus Lokalfarben verleihen.

Schon die sehr alten gräko-buddhistischen Schöpfungen in der goldenen Halle des Horinjitempels zu Nara, insbesondere die Wandmalereien[1], ein Bronzestandbild des Buddha dortselbst[2], die Nyoirin-Kwannonstatue im Kloster Shuguji[3] offenbaren neben römisch-hellenischen Elementen teils indische, teils ostasiatische Züge, eine Mischung, die ihnen eine ganz eigenartige Traumstimmung und Poesie verleiht.

Die stammesartige Selbständigkeit wächst im Laufe der Jahrhunderte bedeutend an, wenn auch nicht immer zugunsten einer phantasievollen Idealität der Erfindungskomplementierung. Denn häufig sinkt das Bild der Gottheit oder Heiligkeit zu rein dekorativem Schematisieren oder zur Groteske herab, während es, trotz aller Züge von Andacht, Verträumtheit oder Entrücktheit, nur selten die hoheitsvolle Erhabenheit der griechischen oder italienischen Typisierung erreicht.

Dabei entfaltet die Porträtkunst in Skulptur, Malerei und Graphik einen großen Reichtum an meisterhaft gehandhabten Methoden der Individualcharakteristik, von der volkstümlichsten, fast karikierenden Darstellung der späteren realistischen Epochen bis zu stimmungsvollsten Bild-

[1] Siehe E. F. Fenellosa, L'Art en Chine et au Japon, Seite 56 und 64. [2] Ebendort, Seite 75, Tafel XVII. [3] Ebendort, Seite 46, Tafel IX.

nissen, wie das Porträt des Prinzen Shotoku-Taischi (von Kanawoka, 9. Jahrhundert, im Tempel Nennaji von Kyoto)[1]; die Holzstatue des Asangba (Epoche Kamakura, im Tempel des Konfukuji zu Nara, aus dem 12. oder 13. Jahrhundert)[2]; oder die Figur eines Priesters, eine von Wunkei geschaffene Holzstatue, aus dem 13. Jahrhundert (Epoche Kamakura, Tempel Rokuhara Mitsuji in Kyoto)[3].

623

Ebensowenig wie die vorerwähnten Kulturen vermochten auch die europäischen Völker des Mittelalters und der Neuzeit die erfindende Komplementierungsgestaltung individueller Züge des Seelenausdrucks zu einem organischen Reichtum zu führen, welcher demjenigen eines naturgetreuen Porträtrealismus in der Art der besten ägyptischen oder ostasiatischen Bildnisse gleichgekommen wäre.

Die besten, die religiösen Skulpturen und Malereien des Mittelalters und der Renaissance neigen im großen ganzen zum stark exkludierenden Typisieren.

Trotzdem wird hier und da, in religiösen Gruppenbildern sogar recht häufig, neben der schematisierenden Methode eine Anlehnung an das Porträtverfahren eingeschlagen. Man denke nur an den herrlichen Jünglingskopf Dantes bei Giotto.

Gleichwohl vermochten selbst die Größten fast niemals über ein gewisses geringes Maß der Individualisierung hinauszugehen, wo sie eine hochgradig phantasieanregende oder religiöse Stimmung erstrebten, und wandten eine markantere und reichere Charakteristik meist nur Porträtbildnissen zu.

Wo aber die Verbindung einer religiösen mit einer naturgetren individualisierenden Darstellung in einer und derselben Gestalt mit Kühnheit und genialem Können unternommen wurde, wie beispielsweise von dem Spanier Alonso Cano in seinem verblüffend lebendigen heiligen Bruno[4], oder, weniger naturalistisch und großzügiger, von Donatello im Johannes dem Täufer zu Siena, erreicht der künstlerische Eindruck, trotz machtvoller Größe, nicht diejenige Gewalt und Ausbreitung der poetischen und erhabenen Stimmung, wie wir sie von den gleich gestaltungskräftigen,

[1] Siehe E. F. Fenellosa, L'Art en Chine et en Japon, S. 120. [2] Ebenda, S. 86. Taf. XXVIII. [3] Siehe Osk. Münsterberg, Japanische Kunstgeschichte, I. Bd. S. 39. [4] Siehe Marcel Dieulafoy: La statuaire polychrome en Espagne, Hachette 1908, Taf. LXXIII.

aber ausschließlich erfindungskomplementierten Großschöpfungen eines Phidias, Michelangelo oder Lionardo empfangen.

Allen Versuchen zum Trotz war es sogar den größten Malern und Bildhauern nicht gegeben, die unübersehbare Macht Gott Vaters, die Erlöserkraft und Göttlichkeit Christi, die überirdische Geistigkeit der Mutter Gottes in vielseitig individualisierten Phantasiegestalten zum Ausdruck zu bringen.

Sogar Michelangelos Strafgewitter im Jüngsten Gericht zeichnet sich weder durch Milde und Weisheit des Jesusantlitzes und seiner Gebärden noch durch eine organisch reiche Charakteristik aus. Sein Jehova hat Schwung und väterliche Teilnahme, ist aber stark schematisch in Farbe und Zeichnung und erreicht bei weitem nicht die Erhabenheit und vornehme Geistigkeit der griechischen Gottheit. Vielfach wird der Gott Vater vom Genter Altar der van Eycks, von Spaniern der Zurbaranos, als vollendet gepriesen. Es sind dies aber durchaus stark primitive, mißglückte, ja recht kindliche Versuche einer psychologisch genügsamen Phantasie und allzu leeren Typisierung. Jedenfalls stehen sie in keinem Verhältnis zum sonstigen Können dieser Künstler, insbesondere nicht zur unvergleichlichen Meisterschaft der van Eycks im Porträt und in ihrer besten religiösen Malerei. Schwungvoll und großartig sind manche Kruzifixe von Donatello und Veit Stoß, sind manche Christusskulptuen von Michelangelo; nach einer übermenschlichen, überirdischen Seele oder nach Schöpferzügen einer menschheitserneuernden Gewalt würden wir gleichwohl hier ebenso vergeblich suchen, wie in den sonst so stimmungsvollen Madonnenbildern Mantegnas, Botticellis oder sogar Fra Angelicos.

Es ist, als hätten die einem Phantasieschaffen zugewandten Künstler in der Beseelung einer schematisierenden Erfindung mittels unwillkürlicher Komplementierung durch ihre eigene Stimmung und Gefühlsweise fast immer Genüge gefunden. Um so eifriger sollten die wenigen, welche einen neuen Weg suchen, die erfundene Individualisierung, wo sie bisher einigermaßen belangreich zum Vorschein gekommen ist, eifrig beachten.

Eine ganz spärliche, wenigstens, muß ja immer da sein, wo überhaupt in Plastik oder Dichtung eine Menschengestalt zustande kommt. Aber auch eine kompliziertere läßt sich zuweilen erspähen, wenn man hierin nicht eine Vollendung beansprucht, die erst die Zukunft bringen kann. Wertvolle Individualzüge werden schon von den ältesten Schöpfern der

Frührenaissance gefunden: man betrachte nur Augen und Hände der heil. Klara in der Unterkirche zu Assisi, den heil. Franziskus in der Glorie von Giotto daselbst, die Herodias, die Krönung Mariä und die Predigt Petri von Masolino, Christus und seine Mutter im Paradies, und Maria im Jüngsten Gericht von Orcagna.

Aber sowohl in dieser Hinsicht, wie in der Körperbehandlung wurden sie zuweilen von Meistern der Gothik übertroffen, wie wir es an dem äußerst durchgeistigten Kopfe eines Märtyrers der Reimskathedrale aus dem 13. Jahrhundert oder an dem wundervollen Haupt des St. Etienne d'Obazine sehen können[1].

Erst die Sybillen, die Propheten und andere Phantasieschöpfungen Michelangelos bilden hierin einen wesentlichen Fortschritt, der nur von der Erfindungsgewalt der Neukomplementierung eines Lionardo übertroffen wurde. Denn nur ein einziges Mal, nur in der Cena und in den reifsten Werken Lionardos war es der Menschheit gegeben, erfundene Gestalten, manche darunter von unvergleichlicher Sublimität, zu erschaffen, die, ohne wirkliche Physiognomien wiederzugeben, an Evidenz und an Reichtum individueller Züge mit den trefflichsten Porträtbildnissen eines Giotto, Raffael und Donatello wetteifern.

So sehr es mir widerstrebt, an Schöpfungen von dieser Gewalt Kritik zu üben, kann ich nicht umhin, auch auf ihre Grenzen hinzuweisen, denn die Wege zur neuen Kunstwelt sollen hier nicht verrammelt, sondern beleuchtet werden.

Wie Phidias in seinem Zeus von Olympia wurde auch Lionardo in seinen Christusgestalten das Opfer einer untergehenden Kultur. Auch seine Phantasie wurde durch den Geist und die Legende der grauen Vergangenheit in ihrem neuen Fluge verhängnisvoll gehemmt. So sehr ihn naturwissenschaftliche, insbesondere anatomische und optische Forschungen, nebst einer wunderbaren plastischen Schaffenskraft befähigt hätten, auch erfundenen Gestalten einer ganz neuen, dem Christentum fernab liegenden Kultur Ausdruck zu verleihen, hat ihn der Mangel an einer kongenialen psychologischen Erkenntnis und Weltanschauung in Fesseln geschlagen, ihm die eigenste Phantasie an tausendfach dogmatisierte Persönlichkeiten genagelt. So durfte er nur gegebene Charaktere einer sterbenden Welt sublimer ausgestalten, nur gegebenen, vollständig abgeschlossenen und kaum ge-

[1] Siehe A. Michel, Historie de l'Art, Bd. 2, 1, S. 194.

glaubten Erfindungen einen reicheren, geistigeren und schöneren Ausdruck verleihen.

Und wie er es nicht vermochte, Christus als Gott zu erleben, wie er ihm die Aureole auslöschte, so konnte er auch nicht seine umwälzende Sendung mit der Kraft eines Apostels in sich erneuern und hegen: seinem Jesus, seinem Messias fehlt es an Urwüchsigkeit und schöpferischer Gewalt. Dies gilt sowohl für den Jünglingskopf Christi auf der Pastellzeichnung in der Brera zu Mailand, wie für den, als gereiften Mann gedachten im Gruppenbilde der Cena. Die Zeichnung stellt eine seraphisch beseelte, verträumt sinnende Gestalt dar, die in manchen Zügen an den Dante von Giotto gemahnt. Die Versuchung, an eine unbewußte Anregung zu denken, liegt nahe, da Lionardo sowohl den Dichter wie den Maler sehr verehrte. Aber der Vergleich des Rötelkopfes mit anderen edlen und großen Antlitzen zeigt ebenfalls so manche Verwandtschaft, wenn auch nur einseitig und wenig ausgesprochen.

Gleichwohl wird es durch Heranziehung des Dantebildnisses ersichtlich, daß der Gesamtausdruck des Christusantlitzes allzu weich und passiv ist, als daß er die Vorstellung und Überzeugung wecken könnte, man habe es hier mit einem schaffensgewaltigen Dichter, Forscher oder Religionsstifter zu tun. Wieviel mächtiger vorgewölbt ist die Stirne des jungen Alighieri, wieviel energischer seine Nase und sein Kinn!

Es ist in diesem Antlitz die Reinheit und Ruhe des Willenstodes, eine Stille, die erst eintritt, wenn mit den primitiveren auch urwüchsig schöpferische Triebe ausgerottet wurden, oder schon in der Gesamtanlage ausgeblieben sind. Ein solches Schweigen willenskräftiger Instinkte weckt Vertrauen in die friedliche Geistigkeit und Milde, die es unwillkürlich kundgibt und zum Ausdruck bringt. So groß ist seine scheinbare und wirkliche Ähnlichkeit mit einer serenen Seelenhoheit, die auf Niederhalten alles Rohen zugunsten einer Steigerung schöpferischer Kräfte beruht, daß sie, während vieler Jahrhunderte auch in der Kunst zum Kanon der christlichen und buddhistischen Heiligkeit erhoben, selbst von genialen Schöpfern nicht beanstandet wurde.

Die Pastellzeichnung in der Brera ist die sublimste, stimmungsvollste und vollendetste Offenbarung dieses Ideals. Sie ist die bestcharakterisierte Phantasiegestalt aller Zeiten. Es ist wohl keine Stelle, kein Pünktchen im ganzen Haupte da, welches nicht dem Seelenausdruck diente. Und hat

man auch keinen erlösungbringenden, keinen weltumformenden Geist vor sich, so zeigt sich in den wundervollen Zügen eine so große Gewalt der religiösen Empfänglichkeit, als läge hier in diesem Antlitze ein tränmender Gott in Banden, und könnte nicht seine Fesseln sprengen, aus seiner Verborgenheit treten . . .

Lionardo muß es selbst empfunden haben, daß eine solche Gestalt keineswegs geeignet wäre, den allbeherrschenden Mittelpunkt einer Apostelgruppe zu bilden. Und so unerbittlich war sein Wille zur Vollendung, daß er sich entschloß, einen neuen Messias zu malen, einen reiferen, älteren, bewußteren. Wie wäre es aber möglich gewesen, eine unfehlbare Gestaltung durch eine andere zu ersetzen, ohne die erreichte Stufe der Geistigkeit auf ein tieferes Niveau zu drücken?

Daß es innerhalb des christlichen Ideenkreises keinen wesentlich andern Ausweg geben konnte, als den von Lionardo ursprünglich gefundenen, sollte der zweite Versuch zur Genüge offenbaren. Die Erlösergestalt der Cena hat durch die neuen Züge viel von ihrer kindlichen Sublimität eingebüßt, ohne an Kraft des Führens und Lenkens gewonnen zu haben. Denn nicht die alltägliche Energie und Reife des Mannesalters ging ihr ab. Ihr gebrach es an einem Aktivitätsausdruck größten Stils, an Zügen überwältigender Schöpfermacht, wie sie im Altersselbstbildnis Lionardos so wunderbar zutage tritt. Ein neuer Heiland ist erschienen. So groß aber auch seine vornehme Innerlichkeit ist, so poetisch seine stille Verträumtheit und Heiligkeit, den Vorgänger in der Brera muß man zurückersehnen, denn tiefer ist seine Seele, unnahbarer und märchenhafter ihre verborgenen Himmel.

624

In der Plastik herrscht Stummheit, in der Musik Blindheit; in der Dichtung schlafen alle Sinne, herrscht Stille und Dunkelheit der Nacht; nur Träume leben noch und ein Schein der Wahrnehmung.

In ihrem Bereiche kommt die Phantasie vor alle Pforten des Geheimnisvollen, vor die Verschlossenheit des Schweigens, vor die Verborgenheit der Finsternisse, die Regungslosigkeit der Ruhe. Hier wird sie vor reichere Rätsel gestellt, wird vielseitiger zum Suchen und Sehnen gedrängt, um vollständigere Erfüllung zu erlangen, um Vergangenheit

und Zukunft, Werden und Entwicklung, Denken und Fühlen, Erde und Ewigkeit deutlicher zu erfassen.

In der Dichtung sind nicht nur die Vorgänge der Seele stofflos, frei von physischem Gesetze, auch der Körper ist immateriell und geistig und der Wunderfreiheit teilhaft.

Sie wird aber nicht von derselben Unvermeidlichkeit des Schweigens beherrscht wie die Plastik, denn ihre Menschen können durch den Mund eines Lebenden Stimme und Sprache gewinnen, weshalb auch die Erwartung einer ewigen Stille nur auf Abgehen der unvermittelten Laute bezogen wird. Selbst in der Vorstellung vermag die Dichtung den Menschen Worte und Sätze in klarer, leicht wiederholbarer Form und Inhaltspräzisierung beizulegen, während die Plastik kaum ein unbestimmtes Ahnen oder Erraten ermöglicht. Im Gegensatz dazu ist der Leser oder Zuhörer einer Dichtung auf bloßes Mutmaßen und Ahnen der sichtbaren Gestalten und Formen angewiesen, selbst wenn sie ausdrücklich und noch so künstlerisch eindringlich in Worten ausgemalt werden. Das Gefühl der unvermeidlichen Unsichtbarkeit ist hier, wie in der Plastik das der Stille und des Schweigens, mit Erwartungen der ewigen Dauer verbunden. Daher wirkt in der Poesie die, von der ewigen Dunkelheit und Finsternis ausgehende Anregung der Geheimnisstimmung, der Träumerei und Phantasie andauernder und stärker, als die durch Stille bedingte.

Bei der Lektüre einer Dichtung sind wir fast in der Lage eines zugleich Blinden und Tauben, dem man Aug' und Gehör durch Zeichen ersetzen muß. Was wir dadurch an Bestimmtheit der Umweltseindrücke einbüßen, kommt der Ungestörtheit durch die Außenwelt, kommt der Sammlung und Phantasiekraft zugute.

625

Der „Typus" beruht auf dem Bestehen gemeinsamer, wiederkehrender und wiederholbarer Merkmale bei unterschiedlichen Gegenständen, Wesen oder Vorgängen eines Naturgebietes.

Die unterscheidenden Besonderheiten bilden, von dem Gerüst des „Typus" zusammengehalten, die „Individualität" und bei Steigerung der abweichenden Momente die „Eigenart", welche in ihren eindruckkräftigsten, höchstbewerteten Formen als „Genialität", „Größe" oder „Göttlichkeit" auftritt[1].

[1] Siehe „Einsamkeit", S. 24.

Die stets wiederkehrenden Gemeinsamkeiten, das heißt der Typus der Dinge und Vorgänge, setzt sich als ein deutliches Grundschema mit kaum bewußtem Inhalt fest, immer bereit, neue, wechselnde und eindrucksvolle Individualmomente aufzunehmen. So sehr diese letzteren also von den vergangenen Erfahrungen eines Menschen abweichen, werden sie ihm bald, wenigstens durch den trauten Zusammenhang des Typus, in dem sie auftauchen, einigermaßen verständlich. Ist einem der Typus der Pflanze, des Tieres, des Menschen bekannt und geläufig geworden, so vermag er auch leichter die individuellen Abarten einer Pflanze, eines Tieres, eines Menschen in der Vorstellung zu reproduzieren und auch eher die Besonderheiten in ihrem Verhältnis zur Umwelt, zu andern Dingen, Lebewesen und ihm selbst zu erkennen und zu begreifen.

Selbst die unbekanntesten Pflanzen, Mineralien, Tiere oder Menschen sind uns darum niemals völlig unverständlich, wenn wir einmal das Alter erreicht haben, wo sich ihre Typen in unserem Geiste halbwegs festnisten und als häufig oder ständig wiederkehrende Erscheinung erfaßt werden.

Mag ein Gegenstand oder Vorgang noch so neu und merkwürdig sein, er prägt sich unserem Gedächtnis nicht nur infolge des Eindrucks ein, den er uns macht, nicht nur wegen des Interesses, welches er einflößt, stets kommt auch das Grundgerüste seiner Typusmerkmale unserer Erinnerung zu Hilfe. So bildet auch unsere speziellere Beobachtung und Erforschung seiner noch unverstandenen Besonderheiten nur eine Ergänzung der vorläufigen Orientierung, die zum großen Teil von seinem Typus geboten wird.

Der Künstler muß daher wenigstens *diejenigen Typusmerkmale* in seiner Naturnachbildung inkludierend und komplementierend *getreu wiedergeben*, ohne welche eine verständliche Kopierung oder gar Neueinführung individueller Inhalte ganz ausgeschlossen wäre.

Er kann dagegen, der Verständlichkeit unbeschadet, eine *Wiederholung* solcher *individueller Momente* unterlassen, die er *durch neuerfundene*, die Wiedergabe des Typus ermöglichende *ersetzt*.

Dieser auf dem Wege der Inklusion und Erfindungskomplementierung entstandene Ersatz wirkt unter Beistand der typischen Merkmale meist noch intensiver erneuernd und harmonischer bereichernd als die in Wegfall gekommenen Altzüge, die Besonderheiten des nachzugestaltenden Vorbilds.

Je vollständiger der Künstler, Forscher, Religionsstifter die für Orientierung und Sichauskennen unerläßlichen Typusmomente in seine Schöpfung inkludiert und komplementiert, desto vielseitiger und treffsicherer kann er neuerfundene Individualzüge ausgestalten, die er, an Stelle ausbleibender und ferngehaltener, komplementierend einfügt. —

626

Nur innerhalb eines bestehenden oder werdenden Typus können, vermöge seiner verbindenden Kraft, mehrere oder zahlreiche Besonderheiten eine vielseitig harmonische Produktivität entfalten. Überdies ermöglicht er eine gesteigerte Wechselwirkung und bildet vielfach seiner Dauer und Wiederholbarkeit zufolge den Grundstock für einheitlich wachsende Bereicherung der „Individualität" und „Eigenart". Auf diesem Wege entstehen auch harmonische Bereicherungen von Gruppen solcher Individualitäten und Eigenarten, von Menschheitsgeschlechtern und Lebensgebieten. —

Wecken die gemeinsamen Momente des Typus Gefühle des festen Bestandes und der Kontinuität innerhalb der steten Wandlung der lebendigen Individualkräfte, so schenken ihm dafür diese individuellen Merkmale, gleichsam als Rückdank für unverbrüchliche Treue, seine Erneuerung und Bereicherung.

Der Eindruck, der von einem Gegenstand ausgeht, weckt daher durch Merkmale seines Typus die Erwartung sich gleichbleibender Kombinationen und im Zusammenhang damit die Hoffnung auf Fortgang der verjüngenden und entwicklungsbereichernden Neubelebung, welche den in Wandlung begriffenen Inhalten entströmt. Ähnliche Gefühle und Erwartungen weckt die durch nachbildende Inklusion und Komplementierung gewonnene Wiedergabe typischer Gemeinsamkeiten und unterscheidender Besonderheiten, sobald die Nachgestaltung über illusionsweckende Kraft verfügt, den Eindruck eines wirklichen Naturgegenstandes oder Naturvorgangs vorzutäuschen. Es ist dann, als käme man vor eine feste Behausung, wo unterschiedliche Gestalten aus und ein gehen, die uns durch Mannigfaltigkeit ihrer Formen mit erneuernder Abwechslung und seelenbereichernder Verjüngung bedenken.

Allein schon die Eindrucksmomente, welche von den Naturtypen selbst geboten werden, ermüden verhältnismäßig leicht und schnell, so daß sie

durch die langsamer ermattende Frische der mit ihnen notwendig verknüpften Besonderheitserlebnisse allein, vor übermäßigem Altern oder völliger Gleichgültigkeit nur sehr unzulänglich bewahrt werden. Wieviel schwerer und mangelhafter vermögen erst ihre sklavisch genauen Nachbilder in Kunst, Wissenschaft und Religion diesem Geschick zu entrinnen! Erstreckt sich doch ihre Wiedergabe stets nur auf ein kleines Fragment des Naturvorbilds, wodurch zur ermüdenden Eintönigkeit der Wiederholung die nicht weniger ermüdende Einseitigkeit der Kombination hinzukommt.

Die auf solche Weise durch bloßen Ausfall, durch Verarmung des Typus entstandene Andersheit der unterscheidenden Merkmale hat kaum Macht genug, seiner bereits in der Natur vorbereiteten, durch Kunstwiederholung gesteigerten Beeindruckungsschwäche und Stimmungsarmut auf die Dauer mit Erfolg entgegenzuwirken.

Erst eine komplementierende Einführung neuerfundener Individualinhalte vermag die ermüdende Wirkung der gewaltigen Exklusion ganzer Empfindungsgebiete und umfassender Typusbestandteile zu überwinden, einer Ausschaltung, der kein Menschenwerk entgehen kann. Schon die äußerst spärlich neuerfundenen Individualinhalte innerhalb der genialsten Landschaftstypen eines Ruysdael, eines Tizian oder innerhalb der Menschentypen Homers, des Mahabharata, des Ramajana, der Bibel, der Artusdichtung, Dantes, Michelangelos und Lionardos bieten eindrucksvolle Ahnung davon.

Gleichwohl vermögen neugefundene Individualzüge nur dann die allerhöchsten Stufen erneuernder und harmonisch bereichernder Gewalt zu erreichen, wenn sie mit einer komplementierenden Einfügung neuerfundener Typusmerkmale aufs engste verknüpft und verwurzelt sind. Denn nur in solchen Schöpfungen stellen sich sowohl Typen wie Inhalte dar, deren Wirkung fast durch keine vorhergegangene oder nachfolgende Wiederholung in der umgebenden Natur abgestumpft werden könnte, deren beidseitige Neuheit durch Wechselwirkung erhöht wird und durch die Erweiterung der in zugänglicher Umwelt vorgefundenen Grenzen an erhabenster Entwicklungsmöglichkeit gewinnt.

Man denke an die Findung beschwingter oder bloß schwebender Genien, eine Phantasieschöpfung, aus der nach und nach die Engelswelt der Bibel und des Mittelalters, die Niken der Griechen hervorgingen; aber

allem voran möge man die geistigsten Umgestaltungen des Gottheitstypus durch die Seele ziehen lassen: die Sonne des Amenophis, den Olympia-Zeus des Phidias, den delphischen Apollo, die Demeter der eleusinischen Mysterien . . . den Jehova der Propheten und die heilige Dreieinigkeit, das Urwesen des Plotinus und die deifizierte Mutter Gottes . . . die Eddamythe des Balder, die Wandlungen des Brahman, des Krishna, des zoroastrischen Ormuzd, der japanischen Kwannon und des indianischen Schöpfers Monan[1] aus der Tupimythe . . .

Groß ist die Erneuerungskraft der Natur, gewaltig die der Gesamtkunst und Religion; allein erst aus der umfassendsten Wechselwirkung beider Erneuerungsquellen geht die größtmögliche Erhöhung individueller und menschheitlicher Verjüngung hervor. —

Widerspricht der Versuch einer neuen Typusgestaltung den Erfahrungen und intuitiven Erkenntnissen des Kunstbetrachters von der gemeinsamen Artung aller Organbildung, so entsteht bei ihm eine Orientierungsschwankung und Enttäuschung. Er vermag die als nicht zusammengehörig empfundenen Glieder der Kombination nicht als typische Merkmale einer einzigen Pflanze, eines einzigen Wesens zu erleben. Instinktiv bringt er sie nicht in eine Harmonie organischer Wechselverhältnisse, sondern sieht sie als gesonderte Gebilde an, denen eine totgeborene, nicht lebensfähige Scheinverbindung gegeben wurde. —

Exkludiert oder unterläßt ein Schöpfer, sei es ein Künstler oder Forscher, sei es ein Kulturgestalter oder Religionsstifter, die Nachbildung organischer Bestandteile eines Naturtypus, so kann er sie in seiner Schöpfung nur dann einheitlich und gleichsam nach Art der Organismusbildungen ersetzen, wenn er den neueingefügten Gliedern den ganzen übrigen Typus zweckmäßig anpaßt.

Diese Anpassung, die nur einer reich erworbenen, instinktivierten Kenntnis und einer intuitiven Erfassung der Formen und Gestalten alles Geschehens entspringen kann, muß die Kraft haben, die Illusion eines vom ursprünglichen abweichenden, neuen Organismus, neuen Typus zu wecken. Sieht man, wie schwer es sogar bedeutenden Künstlern fällt,

[1] Siehe Paul Ehrenreich: Die Mythen und Legenden der Südamerikanischen Urvölker, Berlin 1905, S. 35, 40, 41.

schon ein so urgeläufiges Typusmerkmal wie das Haar illusionskräftig nachzubilden, so mag man sich einen Begriff machen, welch gewaltige Schaffenskraft dazu gehört, in der Natur nicht vorhandene Typuskombinationen durch Erfindungskomplementierung im Geiste zu erschaffen und in Wort, Musik oder Plastik zu verkörpern. Wie fortgeschritten war bereits die Technik der griechischen Skulptur, als noch ein völlig starrer und unnatürlicher Scheitel ihre Häupter bedeckte. Selbst in der reifsten Zeit des plastischen Gestaltens gehören so natürlich und phantasiereich wirkende Haare wie die eines David von Donatello oder des Selbstbildnisses von Lionardo zu seltensten Erscheinungen. Es ist daher nicht zu verwundern, daß künstlerisch Empfängliche nicht nur die Erschaffung höchster Neutypen, wie beispielsweise die des Zeus von Olympia, daß sie schon eine geniale Vervollkommnung der in Religion und Kunst bestehenden, in der zugänglichen Natur nicht vorhandenen Gestalten fast wie ein göttliches Wunder verehren. Wie stumpf muß man sein, vom Anblick der Nike von Samothrake, von Dantes Vision eines über dem Meere schwebenden Engels nicht aufs tiefste ergriffen zu werden!

Die Mannigfaltigkeit an Individualinhalten und Besonderheiten, ein Erfahrungsschatz, der vorzüglich im Geiste schöpferischer Menschen reich aufgespeichert lebt und webt, liefert der künstlerischen, wissenschaftlichen oder religiösen Typengestaltung wenigstens einen verhältnismäßig geringen Teil ihrer Unterscheidungsmerkmale zur unvermeidlichen Miteinschaltung. Und wie die Nachbildung eines Typus niemals ohne diese zustande kommen könnte, so läge es auch in keines Schöpfers Gewalt, neue Besonderheiten und Kombinationen komplementierend zu erfinden oder sinnfällig zu verkörpern, ohne manche der bereits früher im Gedächtnis vorhandenen unwillkürlich und instinktiv mit einzubeziehen.

Nicht immer und nicht häufig sind es aber dieselben Unterscheidungsmerkmale, welche der Bildung eines Typus dienen, die zugleich der Erfindungskomplementierung Anhaltspunkt, Anregung und ältere Mitglieder bieten.

Die Wiederkehr eines Typus beruht gewöhnlich auf altgeübten, zuweilen abgestumpften Bildern und Strebungen, während die Phantasie-

erfindung ihr umzugestaltendes Material vorzüglich den jüngeren oder erneuerten Eindrücken entnimmt.

Das Fernhalten mancher bereits vorhandenen Individualmerkmale vom schöpferischen Gestalten müßte zur Hemmung und Verarmung sowohl der Typusdarstellung wie der neu erfundenen Komplementierungsarbeit führen.

628

Je vollständiger der Schöpfer die für das Wiedererkennen unerläßlichen, von der Natur gebotenen oder erfundenen typischen Momente wiedergibt, je mehr er zugleich die zu diesem Behuf und für Erfindungsförderung nicht unerläßlichen Individualinhalte exkludiert, desto mehr Raum läßt er für die innerseelische, einheitlich organische Komplementierung durch neue Individualzüge, eventuell für deren sinnfällige Nachbildung, desto mehr vermag die daraus hervorgehende Schöpfung an künstlerischer Vollendung zu gewinnen.

629

Wird die Nachbildung nahezu aller künstlerisch überflüssigen Individualmomente innerseelisch exkludiert, eventuell auch peripher ferngehalten, so bildet die sie ersetzende organische Vervollständigung durch neue Besonderheiten innerseelisch eine verhältnismäßig rein und voll ergänzende Erfindungskomplementierung. Wird jedoch die Nachbildung künstlerisch überflüssiger Individualinhalte nur teilweise ausgeschaltet oder gehemmt, so kann die so entstandene geringere Lücke nur durch eine mit der bloß naturnachahmenden gemischte, der erfundenen Elemente weniger enthaltende organische Vervollständigung ersetzt werden, innerseelisch durch eine verhältnismäßig gemischt ergänzende Erfindungskomplementierung, peripher durch deren Nachgestaltung.

Noch weniger erfundene Elemente umfassend, noch mehr mit bloß naturnachahmenden gemischt, ist eine bloße Zusatzkomplementierung, die sich einer möglichst vollständigen Wiedergabe bestehender Individualinhalte anschließt, wenn auch neue Besonderheiten erfinderisch und organisch hinzufügend.

630

Die gemischt ergänzende und die noch weniger erfinderische zusatzartige Komplementierung können in der eigentlichen Kunst, Forschung

und Religion nicht denselben Grad von Mannigfaltigkeit, Harmonie und Neuheit erreichen wie die verhältnismäßig ungemischte, rein erfindende Ergänzungskomplementierung. Wird doch den gemischteren von der Exkludierung weniger Raum für Erfindung, eventuell für deren Verkörperung geschaffen, von der naturkopierenden Inkludierung und Komplementierung mehr Raum genommen.

631

Gleichwohl vermag die Komplementierung nur dann ihre höchsten Grade erfinderischer Phantasiereinheit zu erreichen, wenn sie nicht der Ergänzung eines bekannten Typus, sondern der Mitgestaltung eines von ihr organisch untrennbaren, neu zu erfindenden Typus dient. Zwar vermag ein solcher nur im Anschluß an einen andern erdichtet und eventuell plastisch verkörpert zu werden, drängt jedoch der Sonderheitskomplementierung nicht so viele bereits kopierte Einzelheiten auf, wie ein wirklicher Naturtypus oder ein bereits gewohnter, wenn auch im Bereiche der Religion, der Forschung, der Kunst erfundener. —

632

Der Typus ermöglicht um so zahlreicheren und sublimeren Besonderheiten eine harmonische Gestalt der Verknüpfung und der gemeinsamen Arbeit, je mehr er den organischen, insbesondere ihren beseeltesten Verbindungsweisen angenähert ist. — Es vermag daher kein anderer, als nur der menschliche und menschenähnliche Typus dem harmonisch reichsten und tiefsten Verlangen nach Seelenverkehr und Gefühlsexpansion, nach Phantasieanregung und Auslösung schöpferischer Kräfte in größtmöglichem Maße Genüge zu leisten.

Je empfänglicher, vielseitiger und erfindungsfähiger ein Mensch veranlagt ist, desto größere, intensivere und geistigere Bereicherungen der Seele vermag ihm eine Beziehung schon zu einfältigen Menschen, selbst zu Pflanzen, Tieren und Anorganismen zu gewähren.

Was muß erst für edel angelegte und reicher entwickelte Geister ein Mensch von großer und heiliger Schaffenskraft sein und was eine über die irdischen Schranken der Vollkommenheit hinausragende Gestalt!

633

Wie der menschliche unter allen Naturtypen der Erde, so ist der Typus der geistigen Neuarbeit, insbesondere des bahnbrechenden Neuschaffens, als harmonisch reichsten Erfindungskombinierens, unter allen Vorbildern der Darstellung am besten geeignet, zur Grundlage und zum Hauptgerüste eines grandiosen Kunstgestaltens der Zukunft zu werden.

Nur eine solche Gestaltungsweise wäre imstande, die reichsten, tiefsten und religiösesten Erfindungsbedürfnisse gewaltiger Schöpfer zu befriedigen, ihr Verlangen nach Komplementierung zu erfüllen.

Denn die Darstellung des phantasieerfundenen Neuschaffens, sei es eines plastischen, dichterischen, musikalischen, erkenntnisartigen, sei es eines religionsstiftenden oder allseitig menschheitswandelnden, könnte ihrem Hervorbringer die Möglichkeit gewähren, nicht nur neue Eigenart, sondern deren neue Schaffenswege und Hochflüge zu finden, wodurch seine eigenen ungeahnte Erweiterungen des Gesichtskreises und ungeahnte Wegweiser für phantasiereichste Erfindungskomplementierung erlangen müßten.

Je reicheren und vollkommeneren Ausdruck die Schilderung menschlichen Neuschaffens in Zukunft finden wird, desto mehr wird sie Vorstufe, Begleitglied oder Boden zur Darstellung eines menschenüberragenden Neuschaffens werden.

Eine solche Kunst muß kommen, eine Kunst, die über traumgeborenen Visionen einer neuen Erde . . . schöpferische Sterne, Monde und Sonnen eines neuen Himmels anzündet.

Erst dann werden wir ahnenden Einblick gewinnen in das Wirken und Kreisen schaffender Welten in Geistern der Zukunft, erst dann Fittich und Schwung erlangen, die in neue Ewigkeit tragen[1].

---

[1] Richten wir unsere Blicke in die Vergangenheit, um zu sehen, ob sich irgendwo der menschliche Geist in dieser Richtung ahnend versucht hat, so finden wir kaum etwas, was im eigentlichen Sinne dieser Forderung entspricht.

Doch fällt dabei auf die kindlich tastenden, kaum ahnenden Versuche uralter Legenden und Schöpfungsmythen ein neues Licht. Wir gewinnen den Eindruck, als hätte sich in diesen kindlichen und einfachen Bildungen der instinktive Drang, das Neuschaffen darzustellen, ein erstes Puppengespinste gewoben, woraus dereinst ein herrlich beschwingtes Wesen hervorgehen soll.

Denn sind auch die zahlreichen Schöpfungsmythen der Naturvölker überaus primitiv und stellen sich sogar die kosmogonischen Dichtungen eines Hesiod oder Zoroaster, der Genesis oder Gnosis als Versuche dar, das Neuschaffen, ja, das Erschaffen einer neuen Welt mit sehr unzulänglichen Mitteln zu schildern — so enthalten sie gleichwohl bemerkenswerte Ansätze dazu und legen Zeugnis ab vom instinktiven Hang der Menschen, die schöpferische Arbeit von

634

Die ausführliche Darstellung eines Werkes behufs Charakterisierung des schöpferischen Willens und Gestaltens darf nicht gesondert von der einer Gesamtindividualität vorgenommen werden.

Die dargestellte Schöpfung würde sonst wenigstens während ihrer Betrachtung das Augenmerk vom Schöpfer weg, völlig auf sich lenken, wodurch eine einheitlich organisierte Persönlichkeitsgestaltung ausgeschlossen wäre. Das Werk muß in seinem Werden und im Zusammenhang mit der gesamten Entwicklung des Gestalters, womöglich auch mit der seiner näheren und ferneren Umwelt zum Ausdruck kommen.

Es könnte daher ausführlich nur in Dichtung und Tonkunst geschildert werden — in der Plastik nur andeutungsweise, wenn auch mittels sublim eindringlicher und reicher Charakteristik der schöpferischen Eigenart unter entsprechender Ausgestaltung des physiognomischen Ausdrucks in Antlitz, Körper und Haltung.

Denn abgesehen davon, daß die Malerei, Skulptur und Baukunst — der Sprache, mithin des besten Verständigungsmittels ermangeln, sind sie, ihrer tatsächlichen Unbewegtheit zufolge, bei Darstellung einer Nacheinanderfolge, eines Werdens, einer Vervollkommnung, einer Entwicklung nur darauf angewiesen, was sie davon in gleichzeitig beieinanderseienden Verbindungen, Merkmalen, Zügen vortäuschen können. Sie vermögen hingegen die angeborene und eine erworbene Gesamtanlage des Geistes, sofern diese in gleichzeitiger Verkettung von zahllosen Dispositionen besteht, ungleich *synthetischer, vielseitiger und anschaulicher in ihrer naturähnlichen Gleichzeitigkeit* zum Ausdruck zu bringen, als die bewegungsfähigen Kunstbereiche. —

635

Die bisherigen Gesellschaftsordnungen der Menschheit und die im Verhältnis gewaltiger Wechselwirkung mit ihnen verbundenen primitiv differenzierenden und roh nivellierenden Geistesströmungen, trugen zu

---

Ausnahmswesen, insbesondere von übermenschlichen oder außerirdischen Geistern, künstlerisch darzustellen.

In den reiferen Dichtungen der Legende, vorzüglich in den Berichten über Buddha und Christus, wird zwar das Umfassende übermenschlichen Neuschaffens auf geringere Maße reduziert, etwas mehr in den Bereich menschlichen Könnens gebracht, dadurch jedoch die Möglichkeit erleichtert, die Entstehung des Werkes, der religiösen Neugestaltung im Zusammenhang mit dem Wesen der schöpferischen Persönlichkeit vor Augen zu führen.

einer verhängnisvollen Hemmung der Schaffensdarstellung in hohem Maße bei. Es ist, als wären den neugestaltenden Kräften nicht nur im wirklichen Leben, sondern zugleich im Bereiche der Phantasie und Kunst eine äußerst geringe Daseinsberechtigung und Wertstufe zugewiesen worden.

Wie hätte sich auch in Gesellschaftsverbänden, die den Idealen kriegerischer Kraft und brutaler Macht zugewandt waren, oder in Gemeinschaften, die im Aberglauben der Zukunftsdeuterei, in Sensationsgier nach Zauber und magischen Wundereignissen und vorzugsweise in der Überzeugung von der Nichtigkeit aller Dinge und Menschen aufgingen — eine phantasiereich erfindende, mächtig individualisierende Kunst entwickeln können, die schöpferische Großgestalten und ihre bahnbrechende Arbeit darzustellen vermöchte?

Selbst die Identitätsmystik und ihre Ausläufer, der Pantheismus und die falsch demokratischen Gleichheitstendenzen, die alle auf ihre Geistigkeit und Seelenvertiefung pochen, während sie uraltem Schamanismus und Fetischglauben entstammen und diesem wesentlich verwandt blieben, wurden teils infolge ihrer, die Geistesunterschiede gesellschaftlich nivellierenden Einflüsse, teils ihrer unmittelbaren Seelenschädigung halber zum schleichenden Gifte, welches eine sehr ausgebildete künstlerisch-ästhetische Wertung der schöpferischen Arbeit kaum aufkommen ließ. —

Dieser bislang andauernde Kulturzustand war überdies nicht sehr geeignet, eine psychologische Erkenntnis hervorzubringen, die fähig wäre, gegen solche Hemmnisse erfolgreich anzukämpfen, das Verständnis und das Interesse für das geistige Neuschaffen in weite Kreise zu tragen und zu dessen erfindungskomplementierender Darstellung großen Künstlern reichste Mittel zu bieten.

Am allerwenigsten konnte dies zu einer Zeit geschehen, in deren dunklem, urfernen Schoße die ersten, aber zum Teil entscheidenden Keimumrisse der Typen für spätere Götter und Heroen hervorgebracht wurden. Die kindlichen Erzeuger dieser unbestimmten Schattenbilder waren vor die gewaltige Aufgabe gestellt, neue Merkmale der menschlichen und übermenschlichen Geistesgröße zu erfinden und zu gestalten. Wahrscheinlich waren es Fetische, Tiere, Krieger und Zauberer, welche hierfür die Hauptmasse der vorbildlichen Anregungsmerkmale gewährten.

Daß die Lösung der Primitivität ihrer Urheber entsprach, können wir nicht nur aus den ältesten Anfängen griechischer oder ägyptischer und

babylonischer Kunst ersehen: die analogen plastischen und dichterischen Gestaltungen der Eingeborenen Afrikas, Australiens, Ozeaniens und Amerikas sind in vielem noch aufklärender.

Der Primitive schrickt vor den schwierigsten Problemen der Kunst und des Denkens nicht zurück, denn er sieht die Schwierigkeiten ebensowenig wie das Kind und begnügt sich wie dieses mit einem bloßen Assoziationsbehelf der Phantasie.

Wenn der Indianer einen am Himmel tanzenden Mann darstellen will, so zeichnet er eine fast geometrisch umrissene Puppe über einem Bogen. Zwei Hörner auf dem Haupte deuten dabei seinen übernatürlichen Zustand an[1].

Die zahlreichen Holzfiguren, Schnitzereien und Ornamente der Naturvölker zeichnen sich meist durch leersten Schematismus aus, sobald sie einen Geist, eine Gottheit, einen heroisierten Vorfahr, Krieger, Jäger, Zauberer vergegenwärtigen. Selbst die technisch fortgeschritteneren weichen nur selten und wenig von einer fast kindisch vagen, unbeholfenen Andeutung und Behandlung der Körperformen ab. Daß eine derartig leer schematisierende Kunst den Anregungsbedürfnissen und dem Aberglauben vieler auch in reiferen Kulturepochen zusagt, kann man aus dem Xoanonkulte noch in klassischer Zeit, aus den Mythrasfigürchen, aus Christusbildnissen des beginnenden Christentums ersehen.

Der Einfluß solcher Anfänge auf das spätere, ungleich gereiftere Kunstschaffen ist ganz gewaltig. Denn stets werden sie durch die Ideale, aus denen sie hervorgewachsen sind, überdauert, wodurch sie sich eines altüberlieferten, urbefestigten Ansehens erfreuen und Momente enthalten, die auch den jüngeren Ausdrucksformen eigen sind. Ja, sogar die vielen fetischverwandten Werke, welche sich nur äußerst wenig über die leerste Andeutung erheben, tragen bereits charakteristische Züge der Rasse und der engeren Gruppengemeinschaft, der herrschenden Gesellschaftsordnung und Rangwertung. So ist beispielsweise das Antlitz des heiligen Holzbildnisses der Maori sogar mit Tätowierungszeichen verziert, und manche physiognomischen Stammesmerkmale sind an ihm erkennbar, wenn sie auch einem so abstrakten Umriß innewohnen, daß man in diesem Werke fast ebensogut das ozeanische Abbild einer japanischen Maske sehen könnte[2].

[1] Ratzel, Völkerkunde, Band I. [2] Südseemärchen, Verlag Eugen Diederichs, Tafel 16.

Dieselbe Kulturstufe, die an Mensch und Gottheit vorzugsweise physische Kraft und Gewandtheit oder Zaubergaben und Gesellschaftsmacht schätzte, gab der primitiven Urkunst die Fähigkeit, ihre Allgemeintypen und deren individuellere Rohzüge auf die nachfolgenden Schöpfungen teilweise zu übertragen, die Vergeistigung und Vervollkommnung sowohl des Inhalts wie dessen technischen Ausdrucks hemmend und verlangsamend.

Die verhältnismäßig sehr spät einsetzenden Gegenwirkungen, die von reiferer und religiöserer Denkweise und Glaubensart großer Philosophen, Dichter und Religionsstifter ausgingen, stießen mit darum auf fast unüberwindliche Hemmnisse und Schwierigkeiten.

Denn die Wertungsweisen und Ideale sogar bahnbrechender Weltanschauungen standen selbst zu sehr im Banne der primitiven Rangdifferenzierung oder einer längst eingewurzelten, geistnivellierenden Unterscheidungsträgheit. Sie waren daher von keiner reichdifferenzierenden Seelenerkenntnis getragen und vermochten auch keine zu erzeugen.

Wie hätten sie also das Interesse für die Gesetze der geistigeren Arbeit, insbesondere für die der künstlerischen, philosophischen und religiösen Neugestaltung auf eine Stufe erheben können, die zu einem panidealistischen Gewissen und mit dessen Hilfe zur panidealistisch differenzierenden Darstellung großer, heiliger Neuerer des Geistes, zur Darstellung ihrer schöpferischen Eigenart führen müßte?

Selbst die reifste Plastik, Dichtung und Musik lehnte sich in ihrer fiktiven Charakteristik der Größe oder Göttlichkeit an die der primitiven Mythen und Sagen an.

In den seltenen Fällen, wo Künstler, Forscher, Kulturgestalter der Sage und Chronik, oder in den sehr häufigen, wo Götter der Urmythen zu neuem Leben im Weltbereiche der Kunst erweckt wurden, bilden niemals reichere Prozesse ihrer Schöpferarbeit die wesentlichen Charakterisierungsmittel. Höchstens wurde gelegentlich episodisch und fast nebenher berichtet, daß beispielsweise ein Pygmalion beim Anblick der selbstverfertigten Statue in Liebe zu ihr entbrannte; daß Dädalos ein Goldgemach nach dem Vorbild einer Bienenzelle baute; daß hochmütige Menschen den Turm zu Babel aufführten. Künstlerische Schilderung und Darstellung der Größe bedienten sich, wie die der Geringheit, fast ausschließlich der Charakteristik von Ge-

fühlen und Handlungen, die auf Waffengang, Liebeswerben, Abenteuer, Kampf um Besitz und Macht gerichtet waren, oder auf Ausbreitung alter Lehren, wie in den heiligen Büchern des Christentums und des Buddhismus, auf meditative, zuweilen verzückte Versenkung in längst bestehende, wenn auch zuweilen modifizierte und neuerworbene Glaubensbilder. Sie waren also ungleich mehr den Begleitcharakteren und Folgeerscheinungen geistiger Größe als deren eigentlich schöpferischen Vorgängen und Inhalten selbst zugewandt. —

Nicht weniger primitiv, ja womöglich noch viel primitiver war die Darstellung der göttlichen Macht und Größe. Bediente sie sich doch derselben Methode.

Nicht nur Homer und Hesiod, auch die Dichter der Bibel und des Veda entfernen sich kaum von der Kindheitsstufe zahlloser Schöpfungssagen der Naturvölker, sobald sie die übernatürliche, wunderwirkende Gestaltungskraft der Götter zum Ausdruck zu bringen versuchen. Es kommt zuweilen vor, daß ihnen eine indianische Heilandslegende hierin überlegen ist. —

Ja, selbst die poetische Auffassung eines Phidias, eines Augustinus, eines Dante, einer heiligen Therese erhebt sich niemals über eine einseitige Sublimierung mancher Charakterzüge der Gottheit, über sekundäre Stimmungsverfeinerung uralten Kulturgutes.

Nur ein panidealistisches Gewissen und Fühlen, eine panidealistische Gesellschaftsordnung kann hier Wandlung bringen, wird auch in den Bereichen der Kunst den Frühling herbeiführen, auf dessen Wiesen irdisches Schaffen, in dessen Himmel heiliges Wunderweben die blütenreichste Entfaltung, den vollkommensten Ausdruck erlangen werden.

636

Mittels Untersuchung verschiedener Arten und Formen der dreigliedrigen Funktionsbeziehungen lassen sich die stets und zu allen Zeiten wiederkehrenden Typen der gewöhnlichen Arbeiter und der bahnbrechenden Schöpfer, der einzelnen und der Kulturgemeinschaften feststellen.

Diese Methode, die mannigfachsten Variationen und Möglichkeiten der Arbeitsfunktionen zu verfolgen, wird zu einer der fundamentalsten Grundlagen der Schaffensgeschichte, der Charakterforschung und der fiktiven Gestaltung imaginär erfundener, menschlicher und außerirdischer Schöpfertypen in Kunst und Religion werden.

Auf diesem Wege wird also nicht nur das Gesamtgebiet des menschlichen Neuschaffens und der Durchschnittsleistung nach und nach auf eine ungeahnte Stufe der Vervollkommnung gebracht, sondern durch wachsende Beleuchtung der Charaktere, mittels Einblicks in deren psychische Arbeitsorganisationen, das Erziehungswesen, das Werten, das Gewissen und die Gesellschaftsordnung gewaltig gefördert werden. —

Man vergegenwärtige sich nochmals, daß das Verlangen nach verjüngender Bereicherung der Seele ursprünglich instinktiv den stärksten Anstoß zum künstlerischen Schaffen bildet.

Hierfür sei aber soviel von naturabweichender Inklusion, naturausschaltendem Ausfall und wandlungbringender Komplementierung erforderlich, daß ein Neuheitseindruck entstehe, ohne die Verständlichkeit und die synthetische Einheitlichkeit des Typus zu verdrängen.

Daraus ist zu ersehen, daß eine Nachahmung individueller Inhalte eines Kunstwerkes nur in einem Ausmaß, das bei geläufiger, instinktivierter Typusdarstellung niemals zu umgehen ist, dem Hauptzweck diene. Was aber darüber hinausgeht, ist eine zweckwidrige Wiederholung, die nur den erwünschten Erneuerungsvorgang durch Abstumpfung beeinträchtigt.

Hingegen ist die Nachbildung typischer Merkmale einer Kunstschöpfung völlig gerechtfertigt und zweckmäßig, wenn sie die Nachahmung des Naturtypus vervollständigt, ohne zur überflüssigen oder übermäßigen Mitwiederholung von individuellen Inhalten zu nötigen oder zu verleiten.

Denn der Typus dient unmittelbar weniger der Neuheit als der Organisierung und Verständlichkeit neuer Merkmale und Züge. Dieses Ziel wird aber gerade um so vollendeter erreicht, je mehr der Typus durch Vollständigkeit und eindrucksvolle Wiederholung eingeübt wird.

Nicht nur im Zusammenhang mit dem Gesamttypus, auch für sich allein können die spezielleren, weniger umfassenden Gemeinsamkeiten der Anorganismen, des Pflanzenreichs, der Landschaft, des Tieres, des Menschen, der Gemeinschaft, der Gottheit vom Künstler mit Erfolg an vorbildlichen Kunstwerken beobachtet und in selbständig neuschöpferischer Weise den eigenen Gestalten einverleibt werden: der Typus des Laubes, der Blüte, des Stammes, der Wurzel, des Lichtes, des Schattens, der Perspektive, der Verkürzung, des Auges, der Stirne, des Fingers . . .

Allerdings kann kein Mensch die allgemeineren und die engeren Gemeinsamkeiten der Dinge und Vorgänge an Kunstwerken zu ergründen

suchen, ohne in irgendeinem Grade von der Art und Weise beeindruckt und beeinflußt zu werden, wie diese Typen mit ihren individuellen Inhalten, Besonderheiten, Merkmalen zusammenhängen und wie sie durch diese zum Ausdruck gebracht wurden.

Daher meidet es ein selbständiger und eigenartiger Künstler, diesen Weg häufig einzuschlagen, wo das Vorbild der Natur bereits allein seinem Verlangen nach Typuskenntnissen und Darstellungsförderung alles Nötige gewähren kann.

Soll aber ein neues technisches Verfahren, wie es vor Zeiten beispielsweise das der Perspektive oder des Helldunkels war, erfaßt und mit instinktiver Geläufigkeit gehandhabt werden, da vermögen oft weder begabte noch mittelmäßige Künstler der Hilfe zu entraten, die das konkret anschauliche Beispiel bietet. In ähnlicher Lage befindet sich sogar jeder beginnende Arbeiter und Gestalter. Ihm sind ja selbst altgeübte Mittel noch unbekannt und deren Anwendung schwer und ungeläufig. Solche und dergleichen Umstände bringen mittelmäßige Arbeiter oft in die Gefahr, durch fleißige, ernste Versenkung in fremde Erzeugnisse einige Virtuosität auf Kosten der Eigenart zu erwerben, während bahnbrechende Schöpfer aus dem gefahrvollen Strauße siegreich hervorgehen. Denn die lebensgewaltigen Keime ihrer Neugestaltung können nicht durch Fremdeinfluß erstickt werden, wenn auch mit der Aufnahme mächtiger Kunsteindrücke zahlreiche Fremdtendenzen der Vergangenheit und Gegenwart in ihre Schaffensweise einströmen: und wachsen und duften in der reichen Welt, die sie erschaffen, aus fernen Sternen eingewanderte Blüten, so ist es, als wären in einem Tropenwalde fernhergeflogene Keime zur Entfaltung gelangt, den Riesenstämmen zur Zierde, dem Astwerk zur bereichernden Verbindung. —

Wenn wir in Michelangelos Behandlung des Körpertypus Besonderheiten aus der Gestaltung antiker und mittelalterlicher Künstler, aus der Eigenart von Jacopo della Quercia, Donatello, Signorelli wiederfinden, in den Werken Lionardos sogar orientalische Einflüsse erkennen, so dient dieses Geranke aus allerlei Zeiten und Kulturstrichen nur der Steigerung des Menschheitscharakters und Ewigkeitshauches, der große Schöpfungen umschwebt. Daß sich von solchem Hintergrunde die Eigenart der Beeinflußten gewaltig und siegreich abhebt, das Entlehnte organisch und wesentlich wandelnd, mehr bietend und verklärend, als von ihm empfangend,

erhöht nur den Eindruck von Neuheit und unüberwindlicher Kraft der komplementierenden Persönlichkeitsfarbe.

Der unwillkürlichen Nachahmung fremder Besonderheiten der Form und der Individualinhalte kann sich bis zu einem gewissen Grade niemand entziehen. Von Kindesbeinen an wird jeglicher durch Behausungen und Heiltümer, Geräte und Gewänder, meist auch durch Gegenstände und Bräuche des Kultes, durch Lied und Gesang, Sage und Märchen, Gebärde und Haltung, Gespräch und Mitteilung beeindruckt. Alle werden daher schon frühzeitig genötigt, selbst die Natur wenigstens teilweise mit fremden Augen zu sehen und fremde Wertungen, Phantasien und Traumweisen in die eigene Seele einströmen zu lassen. Alle werden zwar dadurch in vielen Hinsichten gefördert und rasch in Sitte und Herkommen und nützliche Erfahrung eingeweiht, aber die meisten werden dabei um ihre spärliche Selbständigkeit und Eigenart gebracht. Selbst die erhabensten Schöpfer haben es nicht in der Macht, die hemmende Wirkung der umgebenden Kultur vollständig zu überwinden.

Denn allzu nachhaltig setzen sich Nachklänge und Nachstrebungen aus der Kindheit fort, zu groß ist die widerstandsschwächende Kraft der Ermüdung, zu groß die Einseitigkeit der individuellen Anlage und Entwicklung.

Aber mit unwiderstehlicher Gewalt drängt es die erfindungskräftig-schöpferische Seele, die hemmenden Einflüsse abzuschütteln und durch möglichst unbefangenes Belauschen der Naturgeheimnisse die persönliche Eigenart wiederzugewinnen und fortab zu bewahren.

Die Vielseitigsten und Größten bedienen sich hierfür unter anderem auch der eigenen oder fremden wissenschaftlichen Forschung.

Aber zugleich suchen sie instinktiv und meist ohne es zu wissen, die dem Fremdeinfluß entgegenarbeitenden Waffen, die einem jeden von der Umweltsnatur gegeben werden, nach Kräften zu mehren und zu brauchen.

Zu den meistverbreiteten Schutzmitteln selbständigen Schaffens, insbesondere der komplementierenden Erfindung und Eigenart, gehören Spiegelung, Schatten- und Naturspiel. In ihnen tritt die Natur gleichsam als unbewußte Zeichnerin, Malerin, Bildhauerin und Baumeisterin auf.

Schon in grauester Urzeit beschäftigten sie Phantasie und Erkenntnisdrang aufs intensivste und lieferten dem Aberglauben, den abstrus spekulativen Seelenbegriffen, aber auch entwicklungsfähigen Träumen und Gedanken reichliche Nahrung.

Eine der segensreichsten Wirkungen dieser Erfahrungsbereiche ist ihr Anschauungsunterricht in reich komplementierender Nachbildung der Naturtypen, ohne das nachteilige Aufdrängen fremder Auffassung, eine Suggestion, die immer in irgendeinem Grade mit der Betrachtung menschlicher Werke verbunden ist.

Wohl führt auch die Natur als nachahmende Künstlerin zahlreiche Abweichungen der Form und Bewegung ins Gedächtnis und Tiefbewußtsein des Betrachters, aber diese Wandlungserscheinungen gehen nicht aus komplementierender Erfindung, nicht aus persönlicher Eigenart einer individuellen Phantasie hervor. Mit ihrem Eintritt in die Seele eines Arbeiters, Forschers, Künstlers schleichen sich nicht, wie bei Nachahmung menschlicher Werke, unmerkliche, gleichsam mit Widerhaken versehene Dispositionen zur Begleitnachahmung fremder Eigenart ein, Suggestionen fremden Fühlens, Schauens und Strebens, die viele Keime des eigenen ersticken. Es erscheint fast wie eine bewußte Verwertung dieser instinktiven Erfahrung, wenn Lionardo in seinem Traktat den künstlichen Flachspiegel als Lehrmeister der Malerei empfiehlt.

Es besteht aber meist ein gewaltiger Unterschied zwischen dem Einfluß, den ein solcher Spiegel auf das künstlerische Schaffen ausübt und der Einwirkung der Naturspiegel.

Auf künstlichen kann man wohl den Typus der auf Flächen projizierten Körper und deren Wechselbeziehungen oft deutlicher und klarer beobachten und wiedergeben, als auf natürlichen.

Bei den verfertigten ist man aber nicht ganz frei von Gefühlen, man habe ein Menschenwerk vor sich, nicht frei von Erinnerungen und Assoziationen, die ihre künstliche Entstehung, ihre weltlichen, zuweilen zauberartigen oder kultdienenden Zwecke wenigstens in vagsten Umrissen vergegenwärtigen. Diese Vorgänge beeinträchtigen den Naturstimmungswert der künstlichen Spiegelung, mithin die Kraft des künstlerischen Eindrucks. Infolgedessen kommt in die Beobachtung und Nachbildung ihrer Bilder eine Nüchternheit, die unwissentlich und kaumbewußt als komplementierender Seelenausdruck des Spiegelverfertigers empfunden wird. Diese vermeintliche Nüchternheit der Naturauffassung teilt sich dem Beobachter und Lernenden mit und hat ähnlich hemmende Folgen, wie etwa eine höchst getreue aber geistlose Kopie der Natur. Gerade der Mangel an beseelter Komplementierung und Eigenart des Spiegel-

bildes, welches als Menschenwerk empfunden wird, verbindet sich mit der Stimmung geringer Naturhaftigkeit zum Eindruck einer geistlosen, persönlichkeitsbaren Nachahmung.

Lionardo war es eben nur darum zu tun, das Studium des Hell und Dunkel, der Perspektive und Verkürzung in Anwendung auf die Maltechnik zu erleichtern und zu fördern. Und in der Tat vermag ein Kunstspiegel diesen Dienst oft besser zu erweisen als ein natürlicher.

Denn des ersteren Oberfläche ist sehr stabilisiert, ist nicht so vielen Änderungen ausgesetzt. Er macht daher sowohl den wirklichen Typus wie die wirklichen Besonderheiten dauernder und weniger fälschend der Beobachtung zugänglich.

Allerdings haben leicht konvexe Spiegel eine stark verwandelnde Kraft, die das Mittelmäßige einer naturalistischen Wirkung beseitigen und unter Mithilfe eines schönen, phantasieanregenden Materials die Nüchternheit zuweilen gar nicht aufkommen lassen. So glauben beispielsweise die Japaner, daß in ihre Metallspiegel, die meist gewölbt sind, die Seelen ihrer Besitzer eingehen. Sie werden daher von vielen sehr geliebt und verehrt, und der Spiegel der Sonnengöttin und die Spiegel in Shintotempeln wecken religiöse Gefühle.

Aber trotz ihrer Wandlungskraft und Phantasieanregung verfügen sie ebensowenig wie die flachen über eine bewegliche Oberfläche, wodurch ihre Fähigkeit, ihre Bilder nacheinanderfolgenden Wandlungen zu unterwerfen, gering ist und nur unter Mitwirkung des jeweiligen Lichtes, Schattens und der Umweltfarben zustande kommt.

Wie unabsehbar ist hingegen die Welt der Naturspiegel, wie reich und wunderbar der Schatz ihrer Wandlungsbilder. Jeder Tropfen auf Laub und Blüte, die „Lichter" der Tiere und die Augen der Menschen ändern unabläßig mit der eigenen Oberfläche das Antlitz ihrer Bildgestalten nach Form und Farbe, Licht und Schatten.

Sind schon diese winzigen Künstler wahre Stimmungszauberer der Natur, wie ist erst die phantasiegleiche Komplementierungskraft der ungleich größeren Gewalten, der Teiche und Seen, Bäche und Ströme oder Meere so wandlungsreich, so neuerungskräftig. —

Wie oft kann man dies sehen, wenn man auf sonnigem Hügel, oder auf blühender Heide, an halbverborgener Quelle ruht. Windstille herrscht. In den Eichen und Linden oder im hohen Wachholder regt sich kein

Zweig. Wie der nahe Kirchturm, der stille Friedhof, hüllt sich in Schweigen fast jegliches Leben. Da wendet sich der Blick auf den Brunnen, dessen Spiegel durch das Rieseln der Wasserrinne in stete Wellenbewegung versetzt wird. Man schaut und schaut: ein neuer Himmel tut sich auf, bewegt und lebensvoll und doch ein Traum nur. Über dem tiefen Blau, über bewegten Wolken und goldglühenden Strömen schweben schwanke Stämme, schaukelnde Laubkronen, zitternde Blättlein, der seligen Ewigkeit zu . . .

Solche Eindrücke, die bereits in der Kindheit die Phantasie lebhaft beschäftigen, trugen nicht nur zur Bevölkerung der Erdgewässer und Himmelsströme mit Zaubergestalten bei; vielfach verliehen sie Mythen und Märchen den Traumhauch ihrer geisterhaft ungreifbaren Gestalten, zuweilen deren serene Ruhe und Stille, oder die Wandlungsfähigkeit ihrer Formen und ihres Stimmungsgewebes.

Mit den unbewußtesten Komplementierungsvibrierungen des geistigen Schöpferausdrucks verbinden sich oft in unlösbarer Mengung kaum zu entwirrende Einflüsse der Naturspiegelung. Dies geschieht selbst in Dichtungen, Gemälden, Skulpturen, Bauwerken, Musikträumen, Erkenntnisdomen und Religionswelten, in denen weder Wassergeister leben, noch solche Spiegelungen zu deutlichem Ausdruck gelangen.

Nicht selten dringt die phantasiebildende, anschauungsbereichernde Macht des Schattens noch tiefer in die Seele. Ist er doch der unzertrennliche Doppelgänger des Menschen und zahlloser Erscheinungen.

Seine vielen Arten, die Dinge nachzubilden, sei es in deutlich klarem, duftigem Umriß, sei es in geisterhaft hehrer Verlängerung oder in gespenstischer Verzerrung, bilden für alle, meist ohne daß sie es wissen, eines der suggestivsten Vorbilder für das Nachzeichnen in der Seele oder in Schrift und künstlerischer Übung.

Wie sehr dieser ständige Unterricht in die Gestaltung religiöser Mythen und Seelenbegriffe mitwirkend eingreift, kann man schon aus dem Glauben mancher Völker ersehen, der Schatten sei eine Seele oder ein Traumwesen.

Aber auch zahlreichen Konturen und Zeichnungen unterschiedlichster Kulturen sieht man die Anlehnung an, die Art und Weise, wie Schatten sowohl den Typus, wie die individuellen Besonderheiten der Dinge und Menschen wandeln. Daß ganze Stilepochen der Griechen der Menschen-

und Götterdarstellung auf Vasen besonders zuneigten, verdankt man teilweise gewiß auch der unwissentlichen, kaum bewußten Beeindruckung seitens der zahlreichen Naturschatten und Naturspiegel.

Die durch Komposition auf gewölbter Fläche unvermeidlichen Verkürzungen und Verzerrungen, in ihrer Verschmelzung mit stimmungsvoller Schmiegsamkeit charakterisierender Linien und traumhafter Phantasiegestaltung, gemahnten gewiß auch die Vasenmaler, wenigstens ahnungsweise, an die von Naturschatten erschaffene Welt.

Gerade die Erhöhung des Immateriellen, Seelenhaften, einer andern Welt Angehörigen bildete daran für Künstler und empfängliche Betrachter eine meist unbewußte Anziehung. —

Eine gewaltige Ergänzung des künstlerischen und religiösen Einflusses, der von Schattengebieten und Spiegelungsreichen der Natur ausgeht, bietet die unabsehbare Welt der Naturerscheinungen, die durch Einschluß, Abdruck oder durch ähnlichkeitserzeugende, innerphysiologische Prozesse entstehen: die Welt der geologischen Abdrücke und Versteinerungen, der Fußspuren von Mensch und Tier, der Mimikry und der sonstigen typisch entstehenden, aber oft rein formalen Ähnlichkeiten zwischen biologisch grundverschiedenen Organen und Gestalten. —

Gleichwohl ist die Erziehung zur Selbständigkeit im exkludierenden und komplementierenden Nachbilden der Gemeinsamkeiten und im komplementierenden Erfinden neuer Besonderheiten — eine Erziehung, die man in der gesamten, auch nicht im engeren Sinne kunstähnlich nachahmenden Natur suchen und finden kann — erst dann auf die Mithilfe der letzteren in höherem Maße angewiesen, wenn der Künstler, Religionsstifter oder Forscher eine Vorbereitung zum erfinderischen Darstellen neuer Ausnahmsseelen, Schöpfergestalten, Kulturen und Himmelswelten anstrebt.

Denn hierfür findet er in seiner Zeit und Umwelt teils wenige, teils überhaupt keine synthetischen Vorbilder. Ihm sind daher Naturspiele, die eine, von der gewohnten typisch abweichende Welt vortäuschen, wertvoller und belangreicher in ihrer Phantasieförderung, als einem, den Durchschnittsindividualitäten zugewandten Arbeiter, Dichter, Plastiker.

Die ägyptische Plastik zeigt uns, was in dieser Hinsicht die Mumie, die künstliche Erhaltung des Körpers vermag.

Vertrauter ist uns der künstlerisch erzieherische Einfluß, der vom Sezieren und dem Skelett ausgeht, eine Wirkung, die dem Bildhauer,

Maler, Dichter nicht nur allgemein anatomische Kenntnisse vermittelt, sondern die gestaltende Phantasie mächtig anzuregen vermag. Wohl erhalten Mumie und Skelett, auch im Gedächtnis, das Bild eines typisch organischen Zusammenhangs und im Anschluß daran bedeutsame Reste individueller Momente. Jedoch bildet die starke Wandlung, die sich in ihnen so auffallend kundgibt, einen suggestiven Antrieb zur komplementierenden Erfindung neuer physiognomischer Züge, neuer Merkmale geistiger Eigenart.

Dies gemahnt an den Einfluß der Naturspiegel, die ebenfalls gegebene Merkmale des Typus und der individuellen Besonderheit nur teilweise modifizieren. Allerdings erinnert zugleich die geringe Veränderlichkeit und die Unbewegtheit der Mumien und Skelette an die der künstlichen Spiegel: beide Erzieher des künstlerischen und religiösen Empfindens bieten durch ihre Konstanz eine ergänzende und oft eine bessere Handhabe für Gedächtnis und Typusnachbildung als das Leben. Aber während das Spiegelbild mit dem lebendigen Vorbild mitschwindet, erhalten Mumie und Skelett zahlreiche individuelle Züge durch Jahrtausende, wodurch der unersetzliche Seelenausdruck großer und größter Schöpferkraft gerettet werden und der Förderung erhabenster Phantasiedarstellung heroischer Ausnahmen, neuer Menschheitskulturen und Himmelswelten dienen kann.

Schon hieraus läßt sich ersehen, welch gewaltigen Verlust die Vernichtung der Menschenskelette bedeutet. Es mag hier noch hervorgehoben werden, daß durch die Entwertung der scheinbar toten Körper, auch das Leben der Menschen, selbst das der Schöpfer und Heilande in ungeheuerlicher Weise mitentwertet wird. Man bedenke, wie spärliche Überreste von bedeutenden Ausnahmen der Vergangenheit auf uns gekommen sind und wie beseligend es wäre, wenigstens die Schädelskelette eines Moses, Jesus, Zarathustra, Homer, Dante, Phidias und anderer Großschöpfer betrachten zu können.

637

Die Unterweisungen der Natur in vollwirklicher und in kunstähnlichnachahmender Wandlung werden von Erziehern und Schöpfern der Zukunft zu bewußter Übung der eigenen und fremden Schaffenskräfte im Transformieren und Kombinieren ge-

gebener Inhalte und Vorgänge erhoben werden. Denn aus dem bisherigen Chaos, aus den Finsterniſſen uralten Geiſtes ſollen zwei neue Welten hervorgehen: Viſionen panidealiſtiſcher Menſchheitskulturen und Mythengeſichte eines panidealiſtiſchen Himmels . . .

Die Wirklichkeit muß zum Traum, der Traum zur Wirklichkeit werden. Das Goldgetreide, das im Winde wogt, die lichten Haine und die dämmernden Wälder werden aus ihrem Urweltſchlafe erwachen. Mit ihnen werden die welligen Hügel und die ſchroffen Felſen, die Wogenhäupter der Meere und die Wolkengeſtalten zu neuer Beſeelung gelangen. Alles in der Natur werden die Panidealiſtenſchöpfer in ihrem Geiſte verwandeln, es als heiliges Weſen, als irdiſche Zukunftsgeſtalt, als himmliſche Seelenmacht zu ſchauen . . . Selbſt die Völklein der Blumen und Kriſtalle ſollen dichten und bauen, träumen und ſchaffen: Sonnenblumengedanken, dunkel und ſtrahlenumlaubt, in die Ewigkeit ſtrebend und doch geneigten Hauptes . . .

Diſtelandachtsbilder, urhüttenſtrohdach-gedeckt — mit Silberfingern betend . . .

638

Aus unterſchiedlichſten Eigenſchaften, Weſen, Geſtalten, Perſönlichkeiten wird neues Leben, neue Eigenart und Individualität kombinierend und wandelnd erſchaffen.

Formen und Farben der Geſteine und Erden, der Wäſſer und Pflanzen, Wolken und Sternbilder verſchmelzen zu menſchlichem Ausdruck . . . Die trauten Züge der Nahen wandeln ſich in Seelen der Vergangenheit oder Zukunft, der Erde und des Himmels . . . tauſchen Beſonderheiten des Fühlens, Merkmale ihres Strebens und Schaffens aus. Man wandelt mit Geſtalten der Sage, des Mythos, der Geſchichte über alle Gefilde hienieden, über alle Räume der Ewigkeit und Zukunft. Zeitweilig ſchaut man mit ihrem Auge, lauſcht mit ihrem Ohr, träumt mit ihrer Phantaſie, ſchafft mit ihrer Eigenart, um Weiſen ihres Bewußtſeins zu neuen Wundergeſtalten zu verbinden.

In ſolchen Welten und Träumen wird Schöpferkraft der Zukunft wachſen, ſo muß man ihr voreifernd nahen, ſo ſchildern und geſtalten. —

Wissenschaft

639

Ein Kind lernt die Umwelt kennen, indem sein Augenmerk zunächst häufiger von allgemeineren Typen als von enger unterscheidenden Merkmalen gefesselt wird. Für das unreife Wesen, dem noch alles unbekannt ist, hat es meist einen größeren Wert, zu wissen, daß ein Mensch, ein Tier, eine Pflanze seine Kreise streift, als was es gerade für Menschen, Tiere oder Pflanzen seien, mit denen es zusammentrifft. Zu unausgebildet sind noch seine Sinne, sind die Reproduktionskräfte seines Geistes, als daß es einer reicher schattierenden Aufnahme der Eindrücke fähig wäre. Um so stärker treten ins Dämmer seines Kaumbewußtseins Einzelheiten und Nuancen zurück, die selbst mit der durchschnittlich fortschreitenden Reife dem Augenmerk nicht entgehen. Dadurch bleiben auch viele später vertraut werdende Typusmomente unter der Schwelle des Bewußtseins, den wenigen anderen um so freieren Raum für stärkere, eindrucksvollere Abhebung gewährend.

Ist es in der Kindheit der Mangel an reicherer Erfahrung und geübterer Beobachtung, der unwillkürlich zur orientierenden Reproduktion von lebensnotwendigen Typusnachbildern verhilft, so bedienen sich gereiftere Menschen, insbesondere Forscher und Philosophen oft einer absichtlichen Hinlenkung des Augenmerks auf unbekannte oder neu zu findende Gemeinsamkeiten, unter größtmöglicher Unterdrückung der instinktiven Abhebungsneigung speziellerer oder auffallender Unterschiede und Besonderheiten.

Auf Gebieten jedoch, wo sie sich gleichsam in der Lage eines unerfahrenen Kindes befinden, nehmen manche eine Erweiterung ihres Beobachtungskreises vor, um durch Vertrautwerden mit neuen Einzelheiten, Besonderheiten, Nuancen zu neuen, ergänzend oder umfassender orientierenden Begriffen, Gemeinsamkeiten und Naturgesetzen vorschreiten zu können.

Die Mehrung des Erfahrungsschatzes um konkrete Anschauungen ist gleichwohl innerhalb des Wissenschaftsbereiches niemals Endzweck, sie ist stets ein Weg, Gemeinsamkeiten zu suchen, ein Forschungsmittel, sofern es nicht um Dinge und Vorgänge zu tun ist, zu denen zwar Wissenschaft und Philosophie führen, die aber selbst andern Gebieten, wie beispielsweise der Kunst, der Religion, der Kulturgestaltung angehören.

Während Philosoph und Forscher, Orientierungszwecke verfolgend, die begriffliche Nachbildung sich wiederholender, gemeinsamer Momente und Merkmale erstreben, Künstler und Dichter hingegen auf konkret anschauliche Nachgestaltung der Dinge und Vorgänge das Hauptgewicht legen, besteht zwischen beiden Schöpfergruppen eine sehr wesentliche, folgenreiche Verwandtschaft: erstens, beide suchen den Eindrucksmassen und Eindruckselementen, die ihnen als Schaffensstoff dienen, ein gewandeltes Antlitz zu verleihen, die einen vorwiegend durch abstrahierende, abziehende, die andern durch konkret wandelnde Arbeit; zweitens, beide erstreben ein neues, noch niemals dagewesenes Wandlungsergebnis.

Ist aber die Neuheit als Verjüngungsfaktor für den Darstellungskünstler schon primär der stärkste Schaffensantrieb, bildet sie für Forscher und Philosophen ursprünglich nur ein Mittel, die Orientierung, das Sichauskennen in der Umwelt zu mehren. Die Neuheit der Erkenntnis bewirkt jedoch, auch wenn dies nicht bezweckt war, ästhetische und künstlerische Verjüngungserlebnisse, die an Intensität, Vielseitigkeit und Wandlungskraft zuweilen den großartigsten Erneuerungswirkungen der Darstellungskunst gleichkommen. Diese, ursprünglich als bloße Begleiterscheinung errungener Orientierungsausblicke, empfangenen Erlebnisse können daher nachträglich zum Hauptantrieb der Forschungsarbeit werden, wodurch diese den Charakter künstlerischen Schaffens, den einer Erkenntniskunst erlangt.

Mit der fortschreitenden Reife der Jugend schwindet rasch die Neuheit der meisten Alltagstypen.

Die Erneuerungskraft, die bloß von individuellen Besonderheiten ausgeht, vermag aber nicht die schwindende ganz zu ersetzen. Es bildet sich demzufolge meist ein kaum bewußtes Verlangen nach neuen Gemeinsamkeiten, die den alternden Typen und Besonderheiten neues Leben einflößen und zur Findung oder Erzeugung völlig unbekannter hinführen können.

Wird vom Erkenntniskünstler ein Schatz von neuen, umwälzenden Begriffen und Gesetzen gestaltet, so ist es, als würden dadurch erlösungsbedürftige Menschen in eine neue Kindheit, eine neue Natur versetzt, in eine Welt von ungewohnt beschaffenen Gemeinsamkeiten, um die sich neuartige Erlebnisse und Anschauungen in ungeahnter Weise gruppieren, wie soeben entdeckte Planeten um ihre Fixsterne. —

Verfügt ein Erkenntniskünstler über eine vielseitige, reiche Erfahrung, so kann er von der Hervorhebung gemeinsamer Merkmale der Gegen-

stände und Vorgänge umfassendster Bereiche zur Nachbildung der Gemeinsamkeiten immer engerer Gebietskreise vorschreiten, somit von allgemeinsten zu stetig spezieller werdenden Abstraktionen beziehungsweise Gesetzen; dieses Konkretisieren oder Individualisieren bedingt die Annäherung einer Forschung an die ästhetische Vollendung der Erkenntniskunst.

Durch Darstellungskunst und Religion werden Erfahrung und Beobachtung, Phantasie und erfindende Komplementierungskräfte wesentlich bereichert, verfeinert und beschwingt.

So entsteht eine kunsterhöhende und erkenntnissteigernde Wechselwirkung zwischen allen Schaffensprozessen der Menschheit, deren Geistesentwicklung bestimmend und von ihr getragen.

640

Da eine Orientierung um so müheloser, schneller und vielseitiger einen Tatbestand und Sachverhalt kundgibt, je befestigter, bekannter und mit anderen verwurzelter sie ist, so bringt ihre Wiederholung in der Seele von Einzelnen und Gruppen eine Erhöhung und Instinktivierung ihres informativen Wertes.

Jedoch vom Zeitpunkte an, wo eine wissenschaftliche, philosophische, beziehungsweise erkenntniskünstlerische Schöpfung als „Mutmaßung", „Wahrheit" oder „Naturgesetz" erlebt wird, verliert sie durch bloße Wiederholung um so mehr vom ästhetischen Wert, je mehr sie an orientierendem gewinnt: Gesetz des umgekehrten Zeitverhältnisses zwischen ästhetischer und orientierungsmäßiger Wertsteigerung der wissenschaftlichen, philosophischen, erkenntniskünstlerischen Schöpfungen.

Bedenkt man, daß eine Erkenntnis nur unter Beistand der durch sie geweckten künstlerischen Erneuerungsgefühle ihren stärksten und schöpferischsten Einfluß ausüben kann, so ergibt sich für die Erziehung der Einzelnen und Gruppen die Aufgabe, Wahrheiten und Naturgesetzen oft neuen künstlerischen Ausdruck zu geben und sie mit belebenden Neugestaltungen des Denkens häufig zu verbinden. Dabei darf man es nicht unterlassen, den Zögling wenigstens mit den wesentlichsten Erkenntnissen in ihrer vollkünstlerischen Gestalt bekanntzumachen, bevor noch ihre, an allen Ecken und Enden zerstreuten Elemente und nüchtern geäußerten Begriffsbrocken das Aufkommen ihrer künstlerischen Verjüngungskraft

ein für allemal verunmöglichen konnten. Wie gleichgültig ist beispielsweise für zahllose Menschen das kopernikanische Begriffsgebäude geblieben, weil sie es nur sehr fragmentarisch, in nüchternem Formelausdruck und meist ausständig und langweilig durchsickerndem Kalendergeträufel kennenlernten.

Welch unschätzbare Werte gingen dadurch für die künstlerische und religiöse Entfaltung der Menschheit verloren! —

641

Jedem Abstrahieren muß ein konkretes Vorstellen vorangehen. Der allgemeinste objektive Begriff (beziehungsweise das allgemeinste Gesetz) einer Wissenschaft kann zum erstenmal nur aus Vorstellungen abgezogen werden, welche die Natur voll anschaulich nachbilden.

Dieser Begriff vermag um so getreuer — um so freier von subjektiven Zutaten — die, allen unterschiedlichen Mitgliedern eines Naturgebietes gemeinsamen Merkmale abstrakt nachzubilden, je mehr er aus einer hinlänglichen Anzahl konkreter Vorstellungen abgezogen wurde, je zureichender der Reichtum ihrer besonderen Abweichungen war und die Treue, mit der sie ihre Vorbilder wiedergaben.

Solche Vorstellungen müssen also auf möglichst voll reproduzierenden Inkludierungen aus bereits bestehenden objektiven Gedächtniselementen beruhen und auf voll und rein imitierenden Komplementierungen, die als erstmalig auftauchende Gedächtnisbilder die bereits inkludierten im getreuen Nachbilden ergänzen.

Derartige Bedingungen können nur dann erfüllt werden, wenn man zunächst weder typische noch individuelle Momente exkludiert und womöglich keine neu abweichenden komplementierend hinzufügt. Denn bevor man eine objektive und klare Scheidung zwischen den Gemeinsamkeiten und den unterscheidenden Merkmalen vorgenommen hat, kann man die typischen und individuellen Momente kaum auseinanderhalten. Es können daher beide Merkmale miteinander verwechselt und dementsprechend typische aus dem Begriff ausgeschaltet, dagegen individuelle eingeschaltet werden.

Erfundene Komplementierungen werden dabei um so instinktiver gemieden, je ungewisser der, eine getreue Begriffsnachbildung anstrebende Erkenntniskünstler ist, ob eine eventuelle Neuergänzung dem wirklichen und nicht einem vermeintlichen Typus angepaßt wäre. Denn eine

solche Anpassung müßte unorganisch ausfallen und könnte eine Fälschung der Begriffsbildung zur Folge haben.

Somit vermag die innerseelische Anschauungsquelle des allgemeinsten naturgetreuen Begriffes meist weniger Neuheitseindruck und künstlerische Verjüngung zu gewähren, als die ganz oder teilweise neuentdeckten Gemeinsamkeiten selbst. Beruht doch deren Hervorbringen darauf, daß die individuellen Merkmale ihrer Ursprungsvorstellungen nach Möglichkeit exkludiert oder wenigstens auf den Bewußtseinszustand kaum bewußten Dämmerns herabgedrückt werden, während sie selbst zur stärksten und aus dem ursprünglichen Zusammenhang stark ausgesonderten Abhebung gebracht werden.

Diese abziehende Sonderung und Trennung, dieses Aufgeben des alten Zusammenhangs mit individuellen Momenten, kann nur durch Übergang oder Überführung in einen neu komplementierten Zusammenhang mit kaum bewußten, teils überbleibenden, teils frisch einströmenden Besonderheiten zustande kommen.

Wurde bereits der allgemeinste, die Gemeinsamkeiten eines Naturgebietes getreu nachbildende Begriff, beziehungsweise das Gesetz gewonnen, so kann zum Suchen und abstrahierenden Hervorheben der Gemeinsamkeiten immer engerer Kreise und Teilgebiete des Gesamtbereiches, zu Konkretisierungen geschritten werden. —

Schon beim Betreten eines konkreten Teilgebietes erster Ordnung, welches bereits eine etwas geringere Anzahl konkreter Individuen, aber merklich mehr Gemeinsamkeiten umfaßt als der Gesamtbereich, kann es der Erkenntniskünstler eher wagen, Erfindungskomplementierungen, künstlerisch gestaltete Phantasieanschauungen als Ausgangsmaterial für die Auffindung der Gemeinsamkeiten (eventuell Gesetze) mit zu verwenden, von denen das engere Gebiet beherrscht wird. Er kann dies eher wagen, weil ihm jetzt mit dem allgemeinsten Typus des Gesamtbereiches bereits ein Großteil der Gemeinsamkeiten seines engeren Typus klar vorliegt. Es vermag daher jetzt eine Komplementierungserfindung leichter und sicherer dem weiteren und engeren Gemeinsamkeitstypus teilweise intuitiv in organischer Weise angepaßt zu werden. Auch kann man jetzt der Verwechslung typischer und individueller Momente selbst bei geringerer Vorsicht und mit geringerem Aufwand an Unterscheidungskraft aus dem Wege gehen. —

Je mehr der Erkenntniskünstler zu engeren, spezielleren Konkretisierungen, je mehr er zur Gemeinsamkeitsdarstellung der Teilgebiete zweiter, dritter usw. Ordnung vorschreitet, desto eher kann er sich beim Gestalten abgezogener Begriffe und Gesetze der Komplementierungserfindungen, der künstlerischen Phantasieanschauungen bedienen, ohne Gefahr zu laufen, wirklichkeitsfälschende, unorganische Gebilde hervorzubringen.

Hat eine Epoche, hat ein Erkenntniskünstler die Gemeinsamkeitserforschung zahlreicher Teilgebiete auf dem Konkretisierungswege erschöpft, so können sie darüber hinaus, auf der gewonnenen Grundlage bauend, die ganze Energie ihrer Abstraktionsarbeit und künstlerischen Gestaltungskraft der Erzeugung neuer Teilgebiete mittels bahnbrechend fiktiver Komplementierung um so ausschließlicher widmen. —

Es ist ersichtlich, daß ein erkenntniskünstlerisches Schaffen um so größere wissenschaftliche, ästhetische und lebensumgestaltende Vollendung erlangen kann, je reichere Konkretisierungsreihen es durchläuft, sie organisch verbindend und von den gewonnenen Harmonien zur erfindungskomplementierenden Umwälzung auf gedanklichen, gefühlsmäßigen, strebungsartigen Gebieten des Geistes und der sozialen Gruppenverhältnisse gelangend.

Bisher war es Himmelsphysik und Astronomie, insbesondere die Schöpfungen eines Kopernikus, eines Galilei, eines Kepler, eines Newton, welche unter allen Erkenntnisgestaltungen die Menschheit am reichsten beeinflußten und am tiefsten wandelten. Es ist daher hoch an der Zeit, daß endlich auch die Seelenforschung, die Erkenntniskunst, welche berufen ist, das Leben des Menschen am unmittelbarsten zu lenken, ihm Wege weise zu neuem Erdenwandel und neuer Andacht.

642

Der irrige, beispielsweise *sophistisch* oder *scholastisch* metaphysische Grundbegriff einer Scheinwissenschaft vermag die allen unterschiedlichen Mitgliedern eines Naturgebietes gemeinsamen Merkmale um so weniger getreu, um so weniger unabhängig und frei von subjektiven, aus schwankenden Stimmungen, herrschenden Überlieferungen und Vorurteilen entspringenden Zutaten abstrakt nachzubilden, je fälschender die Vorstellungen, aus denen er hervorging, die Wirklichkeit wiedergeben. Die Anschau-

ungsquellen grundlegend illusorischer Abstraktion beruhen also gewöhnlich auf möglichst geringer Inklusion und Komplementierungseinschaltung objektiv nachbildender Vorstellungen, neben reichen Inkludierungen und Komplementierungen, die das Wirklichkeitsvorbild äußerst anorganisch entstellen.

Solche anorganische Wirklichkeitsfratzen entstehen nicht nur aus Mangel an Beobachtung, sie sind in den meisten Fällen zugleich eine Folge gewohnter Neigung zu geschmacklosem, unkünstlerischem Phantasieren in überkommenen oder selbsterzeugten Weisen primitiven Anschauungsverbindens. Ihre Beliebtheit wird dadurch erhöht, daß die Autorität heroisierter Denker den Abstrusitäten ihrer Komplementierung einen historisch ehrwürdigen Schein von „Tiefe" und „Weisheit" verleiht. —

Da selbst anorganischster, leblosester Unsinn zuweilen in neuer Kombination auftauchen kann, so vermag auch das Hervorbringen allgemeinster Irrbegriffe und Irrgesetze, wie diese selbst, wohl gewisse Neuheitseindrücke und Verjüngungsprozesse zu erzeugen, aber nur in Menschen, denen mangels wissenschaftlicher und künstlerischer Anlage oder Entwicklung primitive Geistesnahrung zusagt. —

Ist der grundlegende Irrbegriff einer Scheinwissenschaft beziehungsweise dialektischen Metaphysik bereits hervorgebracht, dann beginnt gewöhnlich sein Werden zum Irrglauben, zur Illusion. Der ihn erzeugende Dialektiker oder dessen Nachbeter fassen nach und nach wachsendes Vertrauen. Mit diesem wächst die Einschätzung seines Erkenntniswertes, seiner ästhetischen, praktischen oder religiösen Bedeutung.

Dann schauen sie die wirkliche Welt durch die stabilisierten Fälschungsprismen dieses Illusionsbegriffes an, des Irrglaubens, der die vorhergegangenen Ursachen der Wirklichkeitsverzerrung, die träge und schlechte Beobachtung, die Denkunfähigkeit, den Mangel an Phantasie, Gestaltungskraft und Geschmack ergänzt, vervielfältigt und erhöht.

Je mehr der Irrlehrer zu engeren, spezielleren Konkretisierungen, je mehr er zur Gemeinsamkeitsdarstellung der Teilgebiete zweiter, dritter usw. Ordnung vorschreitet, desto mehr nötigen ihn die sich häufenden, an Illusionskraft und Autorität erstarkenden Voraussetzungen beim Hervorbringen abgezogener Begriffe und Gesetze, anorganische Komplementierungserfindungen, unkünstlerische Phantasmagorien oder jeden Sinnesbare Wortverbindungen zu brauchen.

Auf solchen Konkretisierungswegen wird die Unterscheidung zwischen wirklich typischen und wirklich individuellen Momenten der Dinge so geschwächt, daß nur allzu häufig fast sämtliche Typusnachbilder aus den Irrbegriffen ausgeschaltet, daß seltenste konkrete Kombinationen zu Gemeinsamkeiten und allgemeinsten Typen generalisiert werden.

Dann wandeln sich die Wortsymbole zu bloßen Wortklängen oder zu willkürlich dem Sprachgebrauch entlehnten Worten, deren Bedeutungsinhalt aus äußerst anorganisch summierenden Zusammenstellungen von Merkmalen besteht, die in Wirklichkeit niemals als organisch kombiniertes Gebilde auftreten können.

Schon innerhalb der einzelnen Seele wächst mit derartig fortschreitender Konkretisierung die anorganische, künstlerisch minderwertige Wirrnis leerster Begriffe und paradoxer Verallgemeinerung zu einem Wust schmarotzender Funktionen an, die Leben und Geist um viele, oft schöpferischste Säfte bringen. Aber so mancher parasitierende Grundbegriff, der bereits in die graueste Urzeit zurückreicht, dehnte seine Fangarme über die ganze Menschheit aus, ihr Fühlen und Schaffen beengend, ihre Gruppengestaltung nivellierend oder primitiv differenzierend, ihren Entwicklungsaufstieg durch die Förderung von Aberglauben gefährdend und hemmend.

Diese häßlichen Begriffsnetze müssen zerrissen, ihre Fangarme vom lebendigen Organismus der Seele, von ihrer Moral, ihrem Schaffen, ihrem Himmel entfernt und an Stelle davon lebensvolle und entwicklungsfördernde Erkenntnisse gepflanzt werden.

Menschheitskunst

643

Die gesamte Darstellungskunst zerfällt in zwei gewaltige Gebiete, Welten, die durch Fernhalten und exkludierenden Ausschluß ganzer Sinnesbereiche sowohl voneinander als von der Umwelt wie durch unüberbrückbare Klüfte geschieden sind: 1. die Plastik, welche Malerei, Skulptur und Architektur umfaßt, spricht nicht, singt nicht, ertönt nicht in Harmonien; sie schweigt wie die Sterne am Himmel; 2. die Lautkunst, aus Dichtung und Musik bestehend, nimmt keine sichtbare Gestalt an, sie zeigt weder Farbe noch Linie, weder Licht noch Schatten.

Es gibt aber ein Schaffensgebiet, welches sich, gleich der Gartenkunst, desselben Materials bedient wie die Natur.

In den höheren und höchsten Bereichen dieses Schaffens, in Erziehung und Kulturgestaltung wird die Seele selbst, wird das Leben der Einzelnen und Gruppen geändert und umgestaltet. — Ein solches Umgestalten der Natur, mag es noch so entschieden künstlerischen Grundsätzen und Instinkten folgen und mit der Plastik oder Lautkunst übereinstimmen, verwendet niemals, wie diese, ein von der Natur abweichendes Material, welches von vornherein den wirklich lebenden Typus und die mit ihm unzertrennlich zusammenhängenden Individualzüge vollständig fernhalten müßte.

Da also ein Künstler von der Art der Erzieher und Kulturgestalter den Naturtypus im wesentlichen erhalten muß, so kann er mit seinem Kunstmaterial nicht so beliebig schalten und walten, wie etwa der Bildhauer mit Ton und Marmor. Er kann nicht ganze Sinnesbereiche, zum Beispiel die ganze Seele, die ganze Stimme oder Farbe aus dem zu ändernden Leben ausschalten und dadurch so unbedingte Klüfte zwischen ihren unterschiedlichen Spezialgebieten bedingen, wie sie zwischen der sonstigen Kunst und Natur oder zwischen den Einzelgebieten der Plastik und Lautkunst bestehen. Seine spezielle Kunstschöpfung, zum

Beispiel Gründung einer religiösen oder sozialen Gemeinschaft, unterscheidet sich zwar von der Natur und anderen Kunstwerken durch Exklusion und komplementierende Eingliederung sehr wesentlicher Momente und Züge, aber stets unter Beibehaltung des lebenden Naturtypus und der ihm innewohnenden Individualmerkmale. Im Hinblick auf diese Erhaltung kann das ganze Gebiet als naturhegende oder naturenthaltende Kunst betrachtet und bezeichnet werden.

Fand man, laut peruanischer Überlieferung oder nach Berichten von Geschichtschreibern der Konquista, in Gold nachgebildete Gärten, mit künstlich aus Golddraht und Goldblech geformten, hohen Maisstauden und Maisfrüchten in Kolben, so war dies Darstellungskunst, die ihren Unterschied von der naturenthaltenden fast symbolisch und trefflich zum Ausdruck bringt[1]. Denn wie könnte die Kluft zwischen dem toten Stoffe solcher peruanischer Gärten und dem lebendigen Mark der wirklichen Pflanzenwelt deutlicher vor Augen geführt werden?

Selbst die Träume der kindlichen Menschen von goldenen Daturabäumen, von Bäumen mit Laub und Blüten aus reinstem Golde gestaltet, und Zweigen, auf welchen Goldvögel saßen — veranschaulichen durch die sehnsuchtsvolle Hervorhebung des Kunststoffes dessen Gegensatz zum Leben und Weben des nachgebildeten Naturgartens.

Die so schlichte und doch sublime Arbeit eines phantasiebegabten, religiösen Gärtners ist sehr geeignet, selbst die erhabensten Versuche der naturenthaltenden Kunst ins klarste Licht zu setzen.

Gehören doch Blumen und Blüten den stimmungsvollsten Symbolen menschlicher Kindheit und Jugend an, wie die mächtig emporwachsenden Baumgestalten den Sinnbildern der Seelenentfaltung.

Mag ein Gartenkünstler aus gegebenen Keimen und Gewächsen die Träume von Dichtern und Heiligen, die Paradiese überirdischer Wesen hervorgehen lassen, oder ein Erzieher und Kulturgestalter ganze Himmel in die Seelen pflanzen und aus bestehenden Anlagen herausbilden, beide bedienen sich desselben Arbeitsstoffes wie die Natur.

Während daher der darstellende Schöpfer bereits mit der Wahl des Kunststoffes den Großteil nachzubildender, synthetisch organisierter Merkmale ausschließt, muß der naturerhaltende Künstler wenigstens manche umfassenderen Ringe des zu wandelnden Naturmaterials in

[1] Siehe Humboldt, Ansichten der Natur.

ihrer syntheticschen Unversehrtheit belassen; zum Beispiel Wurzel und Stamm oder Ast und Gezweig, Verteilung von Licht und Boden; bei Seelengestaltung die unausrottbaren Wurzeln mancher Anlagen, die allgemein menschlichen Gemeinsamkeiten individueller Erlebnisse, beispielsweise des Gewissens, der Hoffnung, der Andacht, des Schaffens.

Infolgedessen vermag der naturerhaltende Künstler die bestehenden Typen nicht komplementierend nachzubilden, sondern lediglich zu belassen und durch Teilexklusion wie abweichende Komplementierung eine erwünschte Wandlung herbeizuführen. Auf solche Weise fällt zwar in einer Hinsicht ein großer Teil der Darstellungsaufgabe hinweg, jedoch nur um noch umfassenderem Schaffen Raum zu geben:

Will der Erzieher einem Menschen neue Entfaltung verleihen, so muß und kann er nicht seinen allgemeinen Typus erst sichtbar nachbilden und aufs neue hervorbringen; er hat nur die Aufgabe, die innerlich inkludierende, exkludierende und abweichend komplementierende Tätigkeit seines Geistes mittels Ausdruck, Gebärde, Haltung oder sonstiger Mitteilungsweisen auf die zu ändernde Seele anzuwenden. Da sich die Erziehung und Kulturgestaltung auf die Individualinhalte des gesamten Typus richten kann, so vermag sie, trotz des Abgangs seiner Nachbildung, die Erfindungsexklusion und die Erfindungskomplementierung der ganzen Anlage und Entwicklung synthetischer als die Darstellungskunst zuzuwenden, die Erzeugung neuer Eigenschaften des gesamten Geistes und zugleich dessen Ausdrucks in einem erstrebend.

Erzieher oder Kulturgestalter können in Einzelnen und Gruppen eine von Plastik und Lautkunst niemals zu erlangende Neubildung seelischer und physiognomischer Momente erzielen. Was im Menschen gleichzeitig singt, in Licht und Farben erstrahlt, von Düften und Musik umschwebt ist, vermag in keinem darstellenden Kunstzweig gleich voll und einheitlich zur Entfaltung zu gelangen. Der unabsehbaren Fülle und Vielseitigkeit inneren Lebens und Ausdrucks gegenüber, muß sich der Plastiker gewissermaßen taub, der Musiker blind fühlen, muß der Dichter das Zusammenbestehende in eine Folge auflösen.

Nur erziehender Einflußnahme ist es gegeben, schaffendes Wirken sowohl Sondergebieten wie der organischen Gesamtheit des Lebens zu widmen.

Die erhabensten Schöpfer waren daher Erzieher und Gestalter von Gemeinschaftsgruppen und empfanden den Wunsch nach deren „Vervollkomm-

nung" als stärksten Anstoß zu darstellender oder erkenntniskünstlerischer Gestaltung. Die heiligen Bücher der Völker, die Musik von Bach und Beethoven, das Jüngste Gericht von Michelangelo, das Abendmahl von Lionardo, der Zeus von Olympia, die Schöpfungen Kopernikus', Newtons und Keplers sind solche Ergebnisse und Mittel erzieherischer Gewalten.

Wohl muß ein Erzieher oder Kulturgestalter in Seele und Ausdruck der zu Wandelnden solche Anlagen und Entwicklungen vorfinden, deren manche er unterdrückt oder beseitigt, während er andere, eventuell neuerfundene, nur im Zusammenhang mit vielen unausrottbaren, zum Teil unerwünschten komplementierend hinzufügen kann.

Aber je umfassender und reicher seine schöpferische Kraft ist, desto mehr vermag und muß er sich auch solcher menschenwandelnder Mittel bedienen, die seinem Verlangen nach einem phantasievollen Exkludieren und Komplementieren entgegenkommen: der darstellenden und der erkenntnisartigen Kunst. Diese bieten überdies den Vorteil, daß sie ihn teilweise der Notwendigkeit einer Anpassung an Hemmungen seitens fremder Individualitäten entheben, welche die bloß unmittelbare Einflußnahme auf Menschen häufig mit sich bringt.

Dadurch vermag solche Wirksamkeit eine Tragkraft zu erlangen, die weit über die Grenzen der Gegenwart in die fernste Zukunft reicht. Während dieser Wanderung durch unabsehbare Zeiten trifft sie früher oder später auf einzelne oder Kulturgruppen, in denen eine so günstige Anlage und Vorbereitung für ihre Neukombinationen besteht, daß sie verhältnismäßig wenig oder keine Hemmung erdulden muß.

Menschen, die durch eigene Schöpfergabe eine niemals dagewesene Wandlung der Seele erringen, sind Sterne, die nur einmal in Jahrhunderten oder Jahrtausenden aufleuchten.

Alle andern müssen erst bei diesen ihre Wandlungsstrahlen entlehnen, gewöhnlich sogar das reflektierte Licht der Monde aufnehmen und in einer Gruppe Gleichgesinnter die unerläßlichen Bedingungen für Verwurzelung des Neuen finden. Je weitere, mannigfachere, größere Gemeinschaftsgebilde eine harmonisch bereichernde, vergeistigende Wandlung umfaßt, je schneller, unversehrter, der sozialen Seelenabstufung gemäßer sie in die Gruppen eines gesamten Menschheitsgeschlechtes eindringt, desto reicher verzweigen sich ihre Äste und entfalten sich ihre Blüten auf dieser Wanderung über den Erdenraum und in die Zukunft.

Mit dem Wachstum dieser Erfahrung und der kulturgestaltenden Kräfte eines neuschöpferischen Geistes erweitert sich der soziale Gesichtskreis seines gruppengestaltenden Strebens. Stößt er dabei auf Hemmungen seitens geographischer, politischer oder verkehrstechnischer Schwierigkeiten, so kann er sich darüber wenigstens in der Phantasie hinwegsetzen und in plastischem oder lautartigem Kunstausdruck derartig zu wirken suchen, als gäbe es für die Ausbreitung seines seelenändernden Einflusses weder Grenzen noch Dämme. Hätten sich also diesem Drange nach Gruppenerweiterung der umgestaltenden Einflußnahme keine überlieferten Vorurteile der engen Absperrung in Familie oder Stamm, Volk oder Staat, Beruf oder Partei, Kirche oder Rasse entgegengestemmt, es hätten sich zahlreiche Religionskämpfer, Künstler und Philosophen der Erziehung des Menschengeschlechtes zugewandt, statt die ganze kulturgestaltende Macht ihres Geistes ausschließlich auf engere Kreise zu richten. Aber meist war das Vorurteil stärker als die schöpferischen Kräfte. Es trug meist den Sieg davon, weil es auf Tendenzen stieß, die von keiner seelenorientierenden Erkenntniskunst beleuchtet, in dunklen Dämmerungen und dumpfem Mißbehagen nach Erlösungen griffen, die sich zufällig darboten. Und die größte Stütze fand es in der furchtbaren Wildheit und Enge der sozialen Verhältnisse und Einrichtungen, die noch jetzt auf die freie Erweiterung des Gesichtskreises lähmend einwirkt.

Immerhin traten zuweilen Philosophen, Propheten, Künstler, Religionsstifter und Apostel auf, die ihren kulturgestaltenden Einfluß auf die Menschheit auszudehnen strebten.

Wie einseitig, eng und künstlerischen Variierungsinstinkten entgegen war jedoch dies Mühen; wie sehr durch dieselben sozialen Mißverhältnisse und die aus ihnen hervorgehenden nivellierenden und primitiv differenzierenden Wertungsweisen verkümmert und irregeleitet, durch die auch das Gewissen teilweise zu entwicklungshemmender Führung gedrängt wurde.

Was Wunder, daß nicht der geringste zielbewußte Ansatz zu einer Kulturgestaltung geschaffen wurde, die zugleich eine künstlerische Umwandlungsarbeit an menschheitlichem Leben gewesen wäre. Es hat wenigstens niemals eine Kunst gegeben, die mit derselben Kenntnis der Ziele und Mittel und mit einer ähnlich bestimmten Absicht, wie etwa die Plastik, auf Änderungen der Menschheit selbst

zum Zwecke einer künstlerischen Seelenerneuerung der Kulturschöpfer und ihrer Mitmenschen ausgegangen wäre.

Wie konnte man daran denken, daß eine künstlerische Wandlung seelischer Keime, Blüten, Haine und Wälder mehr Lebenserhöhung bringen würde, als die wirklicher Gartenpracht und Landschaft? Wie konnte man ahnen, daß der Anblick einer in ihrem geistigen Leben, ihrem Gewissen und Fühlen, ihrer Arbeit und Religion unkünstlerisch, ja häßlich erscheinenden Menschheit die religiösen und vergeistigten Menschen aufs tiefste bedrücken und in der Entfaltung ihrer Schaffenskräfte hemmen müsse? Glaubten ja selbst die größten Plastiker und Dichter und Maler, es sei wichtiger, einen uralten Heiland zu malen und zu schildern, als die Menschheit so zu gestalten, daß sie neue, ungleich vollkommenere Erlöser hervorbringe und liebe . . .

Was wurde daher aus dem edelsten Schaffensstoffe gemeißelt, aus den Seelen selbst und ihrem Ausdruck, aus Menschen und Gruppen, die doch zu Kunstschöpfungen gestaltet, reicher und wunderbarer als die gesamte Welt der Plastik, der Dichtung und der Musik werden könnten?

Die verworrene, zerfetzte, fast chaotische Masse der Menschheit rollt wie eine Lawine vernunftloser Felstrümmer und Erdklumpen durcheinander, die sich gegenseitig abstoßen, zerschmettern, in gähnende Abgründe schleudern. Aber nicht belebende Wasserwogen ergießen sich über dieses ringende, tobende Gemenge, sondern Ströme von Blut. Denn Völker und Staaten, Familien und Stämme, Stände und Kasten, Parteien und Kirchenheere sind es, die sich in blindwütigem Hasse bekämpfen und zerfleischen. Und aus den roten Lachen erheben sich triumphierende Henker der Besiegten, siegreiche Eroberer, wahnwitzige Herrscher und rachegierige Zeloten. Nur das kleine Häuflein der Schöpfer birgt sich in seinen Verstecken, um das Werk des Heils und der Erlösung zu vollbringen. Aber die unbeachteten darunter sterben Hungers, oder sinken kraftlos dahin, mit zerbrochenen Schwingen, verkrüppelt an Geist und Seele; die andern werden verfolgt, verleumdet, gemartert oder zu Sklavendienst herangezogen. —

Die kulturgestaltende Arbeit muß zur zielbewußten Menschheitskunst erhoben werden, soll aus diesem chaotischen Gewirre ein Einklang entstehen, ein erdumfassender Einklang der Gruppen, der Sphärenharmonien würdig, von denen die Weisen träumten: erst dann wird sie zugleich

dem künstlerischen Verlangen nach einheitlicher Differenzierung der Gruppengestalten und dem Hauptpostulate des Panidealgewissens Genüge leisten.

Es muß daher von kulturgestaltenden Schöpfern eine wachsende Organisierung sämtlicher Menschengruppen zur möglichst geistig abgestuften Einheit einer Menschheitskultur und Menschheitsordnung in künstlerisch differenzierender Weise erstrebt werden. Zu diesem Behufe müßten sie eine Ausschaltung und Hemmung solcher trennender Schranken vornehmen, die den Gruppen teils durch entfernbare, geographische und technisch-kommunikative Hindernisse teils durch Aberglauben, Sitten, Geschmacksrichtungen, Gewissensformen, kurzum durch Vorurteile primitiven Ursprungs seit alters her auferlegt wurden. Dadurch würden sie die primitive, durch geistige Hemmung bedingte Gruppendifferenzierung der Menschheit vor einer höheren, aus geistiger Befreiung und Förderung hervorgehenden, mehr und mehr zurücktreten lassen.

Kulturbildende Individualformen, die den Gemeinschaften ursprünglich durch physische Abschließung, durch Gewalt und Knechtung, durch Krieg und Furcht, Raub und Mord gegeben wurden, müßten nach und nach vor den überwiegend geistig, durch harmonische Seelenerneuerungen bedingten Gruppengestalten der Menschheit das Feld räumen. Eine solche menschheitswandelnde Kunst könnte nur von tiefsten und vielseitigsten, mithin nur von religiösesten Schöpfern eingeleitet und unter Mithilfe der Besten einer wachsenden Vollendung zugeführt werden. Sie wäre also, gleich heiligen Schriften und Tempeln, eine religiöse und eine den Beistand zahlreicher Mitarbeiter erfordernde Gestaltung. Im Grunde genommen werden die Menschheitskünstler und die durch sie gewandelten Geschlechter zugleich Material, Mittel und Bestandteil der naturenthaltenden Menschheitskunst bilden: sie werden schöpferische Konzeptionen und Ideale einer, Erde und Himmelsbilder umfassenden Wandlung an sich selbst und an andern zu verwirklichen streben.

Da die Menschheitskunst, wie ein jedes künstlerische Schaffen, auf geistig schattierende, abstufende Differenzierung des zu ändernden Stoffes, mithin auf geistig abstufende Berücksichtigung und Förderung des Einzelnen und der Gruppen gerichtet sein wird, so muß nach und nach eine neue Menschheit entstehen, in der wilde, rohe, tierische Differenzierung

in feindselige Gruppen, Stände, Regierungen ebensowenig Raum haben wird, wie eine stumpfe Nivellierung. Es wird eine Menschheit entstehen, in der Unterschiede unter Gruppen und unter einzelnen großenteils aus Unterschieden der geistigen Anlage und Entwicklung hervorgehen und als Maßstab der sozialen Berücksichtigung, Wertung und Gesellschaftsordnung dienen werden. Dann werden die dämonischen Gruppengestalten bluttriefender Völker und despotischer Stände mehr und mehr zurücktreten, um allmählich den Völkern des Geistes zu weichen, in denen die erlösenden Kräfte der Menschheit unterschiedlichste Individualformen der Gemeinschaftsbildung annehmen werden.

Aus diesem Wunderboden müssen Schöpfer hervorwachsen, deren Seelengewalt — weder durch Roheit mißbraucht noch durch primitive Unterdrückung gehemmt, vielmehr durch die panidealistische Neuordnung aufs mächtigste erhöht und gesammelt — über alles hinauswachsen wird, was die bisherige Kunst- und Kulturgestaltung erzeugte. Nicht nur eine Plastik, eine Dichtung, eine Musik werden sie hervorbringen, in welchen noch erhabenere Künstler und Heilige als sie selbst, Gestalt bekommen werden, sondern durch Darstellung des religiösen Schaffens ihrer Heroen wird auch das Ewigkeitsbild neue Sonnen und Sterne des Geistes erhalten.

Denn vielseitigste schöpferische Kraft muß auch im Leben den Menschheitskünstler veranlassen, die Umgestaltung der tiefsten Seelenvorgänge der Menschheit, der Erkenntnis, des Gewissens, der Arbeit und, allem voran, des religiösen Verhältnisses zur Ewigkeit anzustreben und zu erringen.

Ein Religionsstifter und Prophet, muß er der Menschheit ein neues Fühlen und Wollen, ein neues religiöses Leben einpflanzen.

Aber dies wird nicht in der Art und Weise geschehen, wie es die bisherigen Kulturgestalter vornahmen. Nicht einseitig theologisches Interesse, nicht uralter Spekulationen Vorurteil, nicht Teilideale werden seine Schritte lenken.

Gewaltiges Kunstempfinden wird ihm den Geist durchdringen, wird die Schöpferhand seiner zukunftmeißelnden Seele führen, einen neuen Himmel zu erschaffen und eine Menschheit als dessen Ebenbild.

Jede Erneuerung wird ihm zum Gebet, jede Vervollkommnung des Menschen zum Sinnbild einer Himmelsvollendung werden.

Erst dann wird die Forderung des Panidealgewissens, wird dessen Verlangen nach schattierendster Rücksichtnahme auf die Abstufung

der Anlagen und Entwicklungen in Einklang kommen mit den Menschheitsvisionen der Kulturgestalter.

Erst dann wird die Menschheit zum endlosen, in die fernste Zukunft fließenden Strome von Menschheitskunstwerken werden, Schöpfungen aus Fleisch und Blut, aus lebenden Geschlechtern, in deren Seelen immer vollkommenere Bilder der Ewigkeit hervorsprießen werden.

Wie ein einziger Maler oder Architekt die Plastik wesentlicher und umfassender beeinflussen kann als die andern Bildner einer Epoche, ohne jedoch den gesamten Bereich dieses Schaffens ganz allein hervorzaubern zu können, so wird es wohl auch Kulturgestalter geben, die ungeheuren Epochen ihr erstes oder grundlegendstes menschheitskünstlerisches Gepräge verleihen werden, ohne dadurch die schöpferische Kulturgestaltung anderer Menschheitskünstler entbehrlich zu machen. Diese werden vielmehr das Werk der Allergewaltigsten nach Möglichkeit organisch ergänzen und fortsetzen, wie etwa die Wunderbauten der Gothik von nacheinander lebenden Baumeistern und ganzen Generationen Mitwirkender Stockwerk für Stockwerk aufgeführt wurden.

Was dabei an Einheitlichkeit eingebüßt werden muß, wird der naturähnlichen Belebung und Beeindruckungskraft zugute kommen, die in solchem Maße nur von gewissen Antagonismen ausgehen, mit denen alles unbeabsichtigte und unvermeidliche Zusammenarbeiten zahlreicher Naturkräfte verbunden ist.

War schon für das Erklimmen mancher Höhepunkte der Darstellungskunst eine gleich neuartige Schaffensarbeit auf unterschiedlichen Gebieten unerläßlich, welch gewaltige Vielseitigkeit schöpferischen Wirkens werden erst Konzeptionen und Ausführungen einer religiösen Neugestaltung des Menschheitslebens erfordern. Die allergrößten Menschheitskünstler werden also, ähnlich wie einst Lionardo, zugleich darstellend künstlerisch und erkenntnisschöpferisch gestalten: sie werden das neue Leben nicht nur in ihren Forschungen offenbaren, sondern in künstlerischer Darstellung neuer Menschheitsgeschlechter, mit ihren größten Schöpfern, und einem neuen Himmel über deren Häuptern.

Ideal

Zugleich mit der Unterscheidung der eindrucksvolleren Eigenschaften und Merkmale wird instinktiv auch ihr „Wert" ins Auge gefaßt. So entstehen mit den Dispositionen und Entfaltungen vergleichender und unterscheidender Seelenvorgänge auch Begleitreihen disponibler und teils ausgeführter Wertvergleichung und Wertunterscheidung: es bilden sich komparative Reihen der geschätzten, der geschätzteren und geschätztesten Bestände und Änderungen, die sich in mannigfaltigster Weise und Stärke von den Reihen „minderwertiger" und „minderwertigster" abheben, in allerlei Übergangsfarben und Schattierungen der Einschätzung spielend.

Das Gemeinsame eines Vollkommenheitserlebens ist eben das möglichst gesteigerte positive Einschätzen innerhalb einer solchen vergleichenden Wertungsreihe. Mit der positiven Schätzung sind wenigstens Keime der Wünschbarkeit, des Erstrebens verbunden, mit der negativen dagegen Keime der Unerwünschtheit und der Abwehr.

Die Wertordnung einer Seele, einer Gruppe, eines Menschheitsgeschlechtes besteht demnach aus disponiblen und aus funktionierenden Wertstrebungsreihen von unterschiedlichster Abstufung der Intensität und Antriebskraft.

Dem Drang nach Wiederholung des Geschätzten, nach Abwehr des Unerwünschten entspringt das instinktive Verlangen, die weniger geschätzten Inhalte eines Bereiches den geschätzteren irgendwie anzuähnlichen. Vielfach bleibt es bei Begehrungsspannungen oder bloß inneren Versuchen. Möchte man schon das „Geschätzte" in weniger „geschätzten" Kombinationen verwandter Gebiete wenigstens keimhaft oder teilweise wiederholt finden, so erreicht dieser Wunsch nach anähnlichender Wiederkehr die höchsten Stufen der Intensität, wenn er aus meist Geschätztem, mithin aus Vollendungserlebnissen hervorgeht. Die inneren, eventuell

auch äußeren Versuche der Anähnlichung von Dingen und Vorgängen an das höher oder höchst Gewertete verleihen ihm den Charakter der „Vorbildlichkeit".

Erst durch diesen wird die größte „Bevorzugung" zum Erleben vorbildlicher Vollkommenheit, eines „Vorbilds der Vollendung", das heißt zum Erleben eines „Ideals".

Wird eine Landschaft, ein Mensch, eine Gruppe als „vollendet" empfunden, so bilden sie gleichwohl kein bewußtes „Ideal", solange sie nicht in entschiedener Weise einen Antrieb zur Nachahmung, zum Nacheifern gewähren: die Landschaft als höchstes Vorbild für Anlage und Gestaltung ähnlicher Landschaften oder Erstreben ähnlicher Natureindrücke durch Suchen in der Umwelt, eventuell durch künstlerische Nachbildung; der Mensch und die Menschengruppe als höchste Vorbilder für Gestaltung eigenen oder mitmenschlichen Lebens oder für künstlerische Nachbildung. Gleicherweise können auch bloß in der Seele geschaute, als „höchst vollkommen" erlebte Natureindrücke, Menschen, Gruppen „vorbildlich" werden und als „Ideale" zur Nacheiferung veranlassen.

Je größer die Sensibilität, je reicher und vielseitiger entwicklungsfähig die künstlerische und religiöse Neukomplementierungsanlage eines Menschen, einer Gruppe, einer Epoche beschaffen ist, desto entschiedener ist ihr Verlangen nach Abwehr und exkludierender Ausschaltung von Merkmalen, die sich der unbehinderten Ausbreitung ihrer positiven Werte, insbesondere der Idealerlebnisse entgegenstemmen. Da mit dem Fortschreiten der harmonischen Seelenbereicherung neben diesem Exklusionsdrang auch die entsprechende Beobachtungsfähigkeit anwächst, so werden die in der Umwelt vorgefundenen Vorbilder mehr und mehr als nicht hinlänglich vollkommen empfunden. Dann werden die Ideale mehr im „Inneren" gesucht und teils durch komplementierende Wandlung der umweltlichen, teils durch Überlieferung oder die bahnbrechende Schöpfung eines umwälzenden Geistes in den Seelen gestaltet. Damit wird der Ansturm gegen die Festungen äußerer, zugunsten innerer Vorbilder begonnen und trotzdem der Kampf um „Verwirklichung" der „inneren" mächtig angeregt.

Denn die bloß kontemplative Versenkung in ein vorgestelltes Vorbild genügt um so weniger, drängt um so gewaltiger zur aktiv „verwirklichenden" Anähnlichung in der Wahrnehmungswelt, je mehr es unter sämtlichen Vorbildern eines Gebietes oder des Weltalls vorgezogen, je mehr es als ein „Ideal" erlebt wird, das innig empfundenes Verlangen nach Wiederholung weckt.

Da seine Wiederkehr in der Vorstellung, in Gedanken nicht zulänglich erscheint, so wird es als repräsentatives Bild einer antizipierten Wahrnehmung empfunden und wenigstens seine keimhafte Wiederholung schon in den wahrnehmbaren Zusammenhängen und Vorgängen der Gegenwart nach Möglichkeit angestrebt. —

645

Schon die geringste positive Schätzung vermag fruchtbare und entwicklungsfördernde oder seelenschädigende Lustgefühle und Fähigkeiten zu steigern. Durch Wegräumen der eigenen oder fremden Bedenken oder Mißbilligungen, durch mehrmaliges Voraugenführen der erwünschten Merkmale erlangen die lustbringenden, eventuell die bereichernden oder verkrüppelnden Kräfte einen merklichen Expansionsbeistand.

Dieser wächst mit der retrospektiven und antizipativen Wertbezugnahme auf Vorgänge und Dinge, die den gewerteten Zustand mit der Vergangenheit und der Zukunft verbinden. Noch größer wird die Kraft einer Wertung, die Expansion fördernder oder schädlicher Fähigkeiten, Strebungen und Gefühle zu erhöhen, wenn sie die Überzeugung einflößt, das Einverständnis, die Billigung anderer, insbesondere autoritärer Menschen und Gruppen, irdischer und außerirdischer Mächte zu vertreten.

Wie überwältigend kann erst die expansionserhöhende Gewalt der „Ideale" werden! Sind sie doch die intensivste Steigerung des Wertverhaltens.

Schon dadurch, daß sie aus dem Vergleich repräsentativer Vorbilder siegreich hervorgehen, übertreffen sie diese geringeren Wertimpulse an vertrauenweckender Autorität, an Fähigkeit, selbst die unscheinbarsten Glieder des betreffenden Gebietes und verwandter Bereiche mit ihrem Vollendungsbilde in Beziehung zu bringen.

So wird der Vollendungswert durch Kontraste zu den zahlreichen Unähnlichkeiten der besiegten Vorbilder vielseitig erhöht, während zugleich

die teilweise überwundenen durch Ähnlichkeiten mit dem Vollendungsbilde ihrerseits eine Wertsteigerung erfahren.

Dabei können Vorbilder und Werte, die keine Fähigkeit haben, zu Vollendungserlebnissen vorzuschreiten, niemals eine so unübersehbare Sozialausbreitung erlangen wie „Ideale". Und vermag auch ein neuentstandenes Ideal keine Merkmale der retrospektiven oder gegenwärtigen Gruppenautorität aufzuweisen, so kann es zuweilen schon vermöge seiner verjüngenden und vertrauenweckenden Expansionsmacht die Hoffnung auf wachsende Ausbreitung und Zustimmung der Besten wachrufen.

Infolge dieser unermeßlichen Macht, das lebensfördernde oder lebensschädigende Verhalten zu steigern, wurden die „Ideale" zu größten Wohltätern und zu furchtbarsten Geißeln der Menschheit. Denn gerade darum, weil jedermann manche Bestände und Vorgänge vor allen andern bevorzugen und als bestes Vorbild erleben, weil jeglicher in diesem allgemeinen Sinne „Idealist" sein muß, sind die „Ideale" nach Inhalt und Richtung, Reichtum und Harmonie so grundverschieden: wild und primitiv oder vergeistigt und innerlich, einseitig oder vielseitig, verworren und widerspruchsvoll oder einheitlich und harmonisch. Wie waren bislang selbst die heiligsten Vorbildinhalte der religiösen, der ethischen, der gemeinschaftsgestaltenden „Ideale" mit antriebskräftigen, suggestiven Zügen der Roheit und Zerstörungslust verbunden! Eröffnet sich der Ausblick auf die Heere, die von bisherigen „Idealen" angeworben, durch alle Räume, durch alle Zeiten geführt wurden, so zeigen sich wilde Stürme gegen jegliches Leben gerichtet, Gewitter, die vor allem die sublimsten und schöpferischsten Kräfte der Seele und der Gemeinschaft zerstören oder wenigstens teilweise biegen und brechen: im „Inneren" die zartesten Keime der Entfaltung erstickend, in Gruppenverbänden die Heilande und die erlösenden Gestalter zum Martyrium verdammend, in Menschheitsgeschlechtern die erlesensten Kulturgemeinschaften in Ketten schlagend.

Wären nicht zu diesem Zerstörungsansporn der bisherigen Kulturideale Züge von Güte und Andacht hinzugekommen, das gesamte Menschengeschlecht müßte schon längst vom Erdboden verschwunden sein.

Es ist aber nicht zu verwundern, daß aus solcher Mengung nur Zwittergestalten als Vorbilder der Vollkommenheit hervorgingen: tierische Antlitze mit Fittichen schützender Engel, edle Menschengestalten mit Zügen des Raubzeugs . . . So stürzt Geschlecht für Geschlecht in den gähnenden

Abgrund, ohne zu ahnen, welch furchtbare Tatzen es sind, die so gewaltig packen, so unbarmherzig stoßen. Der unermüdlichste Fleiß, der ganze Scharfsinn von Forschern und Erfindern vieler Epochen wurde darauf verwandt, Maschinen des Schutzes und der Zerstörung zu bauen, aber die wichtigsten Festungen zu errichten, Ideale in der Seele zu gestalten, waren die primitivsten Überlieferungen, die alltäglichsten Einfälle oder die sinnlosesten „Intuitionen" und „Improvisationen" gut genug.

Die „Ideale" zum Gegenstande eingehendster, schattierender Seelenforschung zu erheben, lag ihnen fern, den Betäubten, Taumelnden, hoffnungslos Ringenden.

646

Selbst wenn eine Sintflut hereinbrach oder ein Sintbrand die Erde zu zerstören drohte, fand sich immer noch ein Fahrzeug oder ein kühles Winkelchen, wohin aus dem großen Schatze der Jahrtausende einiges Brauchbare, manch tröstlicher Fetzen, manch nützliches Gerümpel hinüberzuretten war.

Vermochte ein überliefertes, mühsam zusammengeschweißtes Kulturideal den zersetzenden Wirkungen von Altersschwäche und vielgewanderter Kritik nicht standzuhalten, so versuchte man aus dem Trümmerwust einzelne Idealfragmente herauszuholen, vom deutlich und auffallend überlebten Idealganzen zu säubern und als Sonderideal wieder zu beleben. Solche Vorbilder gesonderter Teilvollkommenheit vermochten, durch Nachwirkungen der ursprünglichen, noch unversehrten Überlieferung unterstützt, ein blutleeres Dasein fortzuschleppen, stark genug, um durch die ihnen anhaftenden Vorurteile und Einseitigkeiten den Verfall zu beschleunigen, zu schwach jedoch, um eine Verjüngung der Menschengemeinschaft wesentlich zu fördern.

Denn eine umfassendere und tiefgreifendere Verjüngung einer großen Gemeinschaft kann nur von einem Ideal ausgehen, das sich wenigstens in vollständiger, primitiver Weise dem Wesen eines Panideals annähert. Wirkliches Panideal könnte jedoch nur ein Vorbild sein, welches mit tief eingewurzelten, harmonisch und völlig organisch übereinstimmenden Dispositionen zu ethischer, künstlerischer und religiöser Vollendungswertung aufs innigste und einheitlichste verbunden wäre[1].

[1] Siehe Sehnsucht, Abschn. 154—161 inkl.

Welch umwälzende Wandlung müßte ein solches in allen Gebieten des Lebens, in allen Verhältnissen der Einzelnen und Gruppen hervorzaubern!

Wie ein irdisches Paradies wäre es, zu dem alle Hauptwege und Nebenpfade der Vervollkommnung führen, in dessen Seen alle Ströme und Bäche der Erneuerung münden: ein Wundergarten, von Himmelsstrahlen durchglüht, wo jegliche Gestalt und Eigenschaft allen andern ihr Bestes leiht, jegliche vom Bestreben geleitet, der irdischen Vollendung zu dienen, um die der Ewigkeiten zu schauen.

647

Aber schon zur Zeit ihrer lebendigsten Entfaltung waren die bisherigen Vorbilder des Fühlens und Handelns einseitig der einen oder der andern Seelenfähigkeit auf Kosten aller andern angepaßt, mithin von vornherein zur Verkrüppelung verurteilt und von den Giftblüten der unbeachteten und verwahrlosten Kräfte überwuchert: so erhielten beispielsweise die im Keime so vielseitigen religiösen Ideale nicht selten eine Gestalt, die zwar gröberen Bedürfnissen des Phantasiekomplementierens und einer sinnlicheren Erneuerung entgegenkam, ohne jedoch eine größere Vergeistigung des Gefühls und des Gewissens mit konsequenter Entschiedenheit anzustreben. Dies mußte der Primitivität der Göttermoral und damit auch des sonstigen Geisteslebens der Gottheit, ihrer Analogiegefühle, ihrer Phantasie, ihrer Schaffensart oft auf Jahrtausende hinaus Vorschub leisten, in den Gläubigen ähnliche Entwicklungshemmungen vermöge der Vorbildsuggestion erzeugend. Dagegen zur Zeit der Götterdämmerung, wo die mythischen Mächte dem ernüchternden Walten skeptischer Zweifel weichen, werden vielfach Versuche unternommen, entweder den ethischen oder den ästhetischen, eventuell klassenbildenden Tendenzen des mythologischen Systems zur einseitigen, übertrieben zugespitzten Aussonderung zu verhelfen.

Alsdann beginnt das seiner religiösen Wurzeln beraubte ethische Ideal selbst zu welken: mit dem Absterben der übermenschlichen Vorbilder einer allseitigen Vollendung erbleichen auch die menschlichen Vorbilder des Gewissens. Der Sinn für die tiefsten künstlerischen, erkenntnisartigen, Erweiterung anstrebenden Bedürfnisse verkümmert, wodurch auch die ohnehin geringe Rücksichtnahme auf die wesentlichsten Individualunterschiede unter Einzelnen und Gruppen beträchtliche Einbuße an Verständnis-

fähigkeit und äußerste Abschwächung erfährt. Infolgedessen neigt es zur Geistesnivellierung und muß mit den am Leben gebliebenen religiösen und künstlerischen Instinkten vielfach in Konflikt geraten und in dieser Fehde verrohend auch die Widersacher entgeistigen.

Dieses Verhältnis wird natürlich um so vernichtender, je mehr das ethische Handlungsideal der Verneinung aller individuellen Unterschiede und Besonderheiten, oder einer fast ausschließlichen Berücksichtigung ökonomischer Bestrebungen zugewandt ist. Dann beißt sich die Schlange selbst in den Schwanz: die Forderung äußerster Ignorierung geistiger Eigenart führt zum Sichhinwegsetzen über die Forderung selbst, sofern sie ethische oder religiöse Individualität kundgibt.

Noch verhängnisvoller kann zuweilen die Einseitigkeit fast ausschließlich ästhetischer Ideale werden. Auf ausgedörrtem Boden wachsend, tiefste Gefühlsquellen fliehend, sind sie um die schöpferische Anregung der Religion und Moral gebracht, mithin arm an geistiger Farbe und Stimmung.

Höchstens treiben sie, dem Gefühlsmangel zufolge, nur sinnlich reizvolle Blüten, die keine Kraft haben, die ganze Seele zu erfreuen, keine Gewalt, Heiligkeit des Schaffens und des Gewissens zu wecken und zu fördern: darum beschleunigen sie selbst die Verkümmerung der künstlerischen Entwicklung. —

648

Die Unfähigkeit widerstreitender Sonderideale, sich zu einem organischen, auf die Gesamtheit der wesentlichen Geistesbedürfnisse Rücksicht nehmenden Vollkommenheitsvorbild, einem Panideale zu vereinigen, beruht aber noch häufiger darauf, daß jegliches von ihnen ohne Bezugnahme auf die andern entstand und daher eine Gestalt annahm, die schon in ihrer Wurzel im Widerspruch und Widerstreit zu den Tendenzen der andern stehen muß.

Diese Unfähigkeit eines Ideals zur umfassenden Panidealentfaltung geht jedoch nicht immer nur aus der Einseitigkeit der Bezugnahme auf ein einziges oder wenige unter den belangreichsten Bedürfnissen der Seele hervor, oft entspringt sie zugleich der Einseitigkeit, die zur ausschließlichen Berücksichtigung engerer oder engster Gruppenumgebung veranlaßt. So verbindet sich nicht selten die einseitig vorwiegende Pflege ethischer Ideale mit einer ebenso einseitigen Bevorzugung der Familie oder des Standes,

der Rasse, des Volkes oder wenigstens einer patriotischen Bevorzugung der Erdbewohner, vor allen andern Wesen des Weltalls.

649

Da ein Idealverhalten nur Mitglied der gesamten Seelenorganisation ist, so besteht zwischen deren Entfaltung und seiner eigenen eine ständige Wechselwirkung.

An einer harmonischen Mehrung des geistigen Gesamtschatzes, an der organischen Differenzierung seiner Fähigkeiten muß daher auch das Idealverhalten teilnehmen, wie es andererseits durch die eigene Differenzierungsentfaltung die der andern Seelenglieder und die ihres organischen Zusammenwirkens mitbestimmt und fördert.

Schreitet also die Totalität der Seelenfähigkeiten einem umfassenderen, vielseitigeren Reichtum an inneren und äußeren Anschauungen, an Zwecken und Zielpunkten zu, so muß damit jegliche Großdisposition der Ideale, die ethische, die künstlerische, die religiöse — auch ihrerseits einer analogen Vermannigfachung der Anschauungen und Ziele, der Gesichtspunkte und Bezugnahmen zuströmen, kurzum einer entsprechenden Erweiterung des Gesichtskreises seiner Kontemplationen und des Arbeitsumfangs seiner schöpferischen Möglichkeiten.

Mit der fortschreitenden Schatzorganisierung wendet die Seele die Hauptenergie ihrer Kräfte, ihrer Fähigkeiten mehr und mehr der schöpferischen Wandlung der eigenen und der umgebenden Geisteswelten zu. Je vielseitiger und kraftvoller ihre Anlagen, je reicher deren Entfaltung, desto weniger vermag sich die Seele mit bloßen Fragmenten oder Separatausschnitten des Geistes als einem Material für die inkludierende, ausschaltende und komplementierende Betätigung zu begnügen, desto weniger mit dem Material, welches nur vom eigenen Leben oder nur von Einzelgruppen der Menschheit gewährt werden kann.

Mit derartigem Fortschritt richtet daher die Seele ihre Fühler und Arbeitswerkzeuge auf immer weitere Gruppen, um sich schließlich in harmonischer Anwendung aller Fähigkeiten der künstlerischen Neugestaltung der ganzen Menschheit zu widmen.

Mit dieser inneren und äußeren Seelenerweiterung der Schaffensziele muß eine analoge Erweiterung der einzelnen Großideale, des ethischen, des ästhetischen, des religiösen Hand in Hand gehen.

Infolgedessen muß mit einem solchen Fortschritt ein jedes von ihnen auf die anderen, wie überhaupt auf die Gesamtheit der Seelentendenzen organisch Bezug nehmen und zugleich die eigenen Richtlinien, Ziele und Rücksichten nach und nach auf die Gesamtheit der Menschheitsgruppen ausdehnen.

Wird der Fortschritt wirklich harmonisch und organisch sein, dann wird nicht etwa nur das ethische oder nur das künstlerische Ideal auf die Menschheit gerichtet sein: dann wird in der organisch entwickelten Seele weder das Ideal einer geistig nivellierten, noch das einer primitiv differenzierten Menschheit bestehen oder vorherrschen können.

Denn einer solchen Nivellierung muß sich alsdann das künstlerische, auf möglichst durchgeistigte und erneuerungbietende Unterschiede, Besonderheiten und Eigenarten zielende Ideal entgegenstemmen, während das Streben nach Rohdifferenzierung auch von dem ethischen niedergehalten wird.

650

Solcherweise werden Antizipationen der organisch-harmonischen Differenzierung menschheitlicher Gruppenverhältnisse und Geistesvorgänge zu Vorbildern ethischer, ästhetischer und religiöser, mithin panidealistischer Gemeinschaftsvollkommenheit werden, und mit wachsender eigener Entwicklung auf entsprechend mitfortschreitende Mittel der Verwirklichung hinweisen, die selbst zu ethischen, künstlerischen und religiösen Vorbildern, zu Panidealen des Handelns, Schaffens und Gestaltens emporblühen müssen.

Denn einerseits muß der sich steigernde Wunsch, das Ersehnen einer solchen Welt, den Gedanken und der Phantasie immer geeignetere Mittel der Neuerschaffung zuführen, anderseits werden die Bilder einer panidealistischen Menschheit deren höchsten und schöpferischsten Seelenaufschwung, mithin auch den Weg dahin vor Augen führen.

Ähnlich werden gestaltungskräftige Geister durch Versenkung in eine beseligende Landschaft zum Suchen und Nachbilden der Mittel angeregt, die möglichst geeignet wären, das ideale Naturvorbild in Kunstwerken nachzuformen. Diese Mittel, wie beispielsweise reife luftperspektivische Behandlung, möglichste Vereinfachung der Zeichnung, suggestive Licht- und Schattenverteilung — schreiten dann selbst zu Idealen vor,

sofern sie durch begabte Forscher und Künstler ausgebildet, als verhältnismäßig vollkommene Vorbilder des Schaffens angesehen werden.

Ein intensives Verlangen nach wiederholter Versenkung in eine Anschauung, angeregt durch deren Idealwertung, führt eben stets von der bloßen Kontemplation zur schöpferischen Reproduktion, zum inkludierenden, ausschaltenden und komplementierenden Hervorbringen. Je erneuernder, phantasiereicher und gestaltungskräftiger diese Strebensfunktionen von großen, führenden Menschen gehandhabt und ausgebildet werden, desto entschiedener entfalten sie sich zu „Idealen" und „Panidealen" des Handelns.

Solchergestalt verbinden sich zwei Vorbilder, das der kontemplativen Versenkung und das der produktiven Arbeit zu einem einzigen organischen Willenskomplex, dessen antizipierende und kontemplierte Anschauung als ideales oder panideales Endziel, dessen Verwirklichungsstreben als ideales Mittel erlebt und empfunden werden.

Alsdann erhöhen beide Wertungsprozesse in wechselseitiger Steigerung ihrer Antriebsmotive die Intensität des Wiederholungsverlangens, die Energie der Ausführung und Vielseitigkeit der Gestaltung. —

651

Je größere Schätze an schöpferischen Anlagen in einem Einzelnen, einer Gruppe, einer Menschheitsepoche ans Licht wollten und zum Aufstieg drängten, desto weniger vermochten ihnen sowohl die einseitigen Sonderideale, wie die unorganisch, die widerspruchsvoll zusammengesetzten Handlungsvorbilder Genüge zu leisten. Mit der wachsenden Mehrung und Harmonie des Seelenreichtums konnte wenigstens der Besten Gestaltungssehnen in ethischen oder künstlerischen, praktischen oder theoretischen Teilidealen oder in einer äußerlichen Verbindung der widerstreitenden immer weniger Befriedigung finden.

Aber so gewaltig war die suggestive Macht der primitiven Gruppenverhältnisse und Vorurteile, so unendlich gering die Erkenntnis der Seelenvorgänge, daß von einem klaren Erfassen des eigenen oder fremden Sehnens keine Rede sein konnte.

Erst die vorliegende Erforschung des Gewissens, der Schaffensgesetze und der Menschheitskunst machte uns mit den Bedingungen einer

wachsenden, harmonisierten Bereicherung ethischen, künstlerischen und gruppengestaltenden Verhaltens bekannt.

Daraus ging folgendes hervor: 1. Die wesentlichsten schöpferischen Fähigkeiten der Seele könnten in harmonisch gestaltende Bewegung nur durch ein solches Vollendungsvorbild versetzt werden, dessen Verwirklichungsantrieb fähig wäre, den ethischen, künstlerischen und religiösen Tendenzen in einheitlich organischer Weise Erfüllung zu gewähren; 2. die fortschreitende organische Differenzierung und Vergeistigung einer jeglichen unter den aufbauenden Seelenfunktionen leitet zu derselben Vorbildanschauung.

Diese Anschauung kann daher auf einer gewissen Stufe der Entwicklung die wesentlichen Idealwertungen auf sich lenken und in sich organisch vereinigen, sie muß zum allseitig harmonisch gewerteten Vorbild, muß zum „Panideal" werden.

Nur die Konzeption, die eine künstlerisch stufenreiche Menschheit in der Phantasie schauen läßt, gewährt solche Vorbilder. Nur sie vermag die Menschheitszukunft bewußt und künstlerisch zu gestalten und neue Himmel darüber zu wölben.

652

Sowohl die Vorbilder der harmonisch abgestuften Menschheitsgemeinschaft, wie die ihrer menschheitskünstlerischen Realisierung werden von feinfühligen, religiös und vielseitig schöpferisch veranlagten Menschen um so entschiedener und intensiver als „Panideal" erlebt werden, je reicher und tiefer ihre erkenntniskünstlerische, insbesondere psychologische Grundlegung, je vielgestaltiger ihre künstlerische Veranschaulichung und ihre verjüngende Beeindruckungskraft ins innerste Gefühlsleben und Tiefbewußtsein dringen wird. Dichter und Künstler von der Schöpfergewalt eines Homer und Dante, eines Lionardo und Rembrandt werden ihr ganzes Können nicht nur auf die Vergangenheit und Gegenwart, sondern vorwiegend auf die Zukunft der Menschheit richten, um deren Himmel und Ewigkeit zu erfassen und zum wunderbarsten Ausdruck zu bringen.

In ihren Visionen der fernsten Fernen werden die beseelten Antlitze und Gestalten der Zukunft erscheinen, die Heiligen und Propheten, die Künstler und Menschheitsschöpfer, in einsamen Wäldern weilend, oder in Tempeln betend und neue Geistessonnen offenbarend. —

Ein neues Leben enthüllt sich unsern Blicken, eine Lichtung in dunklem Dickicht . . .

Bieg das Gezweig auseinander, zögere nicht.

Dort ruht in einsamer Mulde ein stiller Bergquell. Schaust du hinein in dieses Brunnenauge, so zeigt sich dir ein neues Erdgeschlecht und über ihm der Zukunft neuer Himmel . . .

Willst du dir Kraft zum großen Ringen holen,
willst du den Menschen neue Jugend schenken,
die Verzweifelnden aufrichten, die Kühnen beschwingen,
den Schaffensdurstigen ihre Straße ebnen,
so trink, so trink aus diesen heiligen Fluten!

Willst du die Menschheit zu einem Tempel wandeln, willst ihre Gruppen zu heiligen Hainen gestalten, wo Andacht aufsteigt zu neuen Firmamenten,
so läutere sie in diesen heiligen Fluten!

Hat die Allsehnsucht dein Innerstes erfaßt,
läßt deine Kraft in die Zukunft greifen,
will in der Zukunft das Ungemeinste bauen, so rufe die Guten, rufe die Mutigen, rufe die Schöpfer alle herbei, führe sie ein in die Lichtung des Dickichts und laß sie schauen in des Brunnens Auge!

Welten

In alten, alten Zeiten, wo der Mensch zwischen Traum und Wirklichkeit kaum zu unterscheiden wußte, da gab es ehrwürdige Männer, weise Rhapsoden und Lehrer, welche dem Verlangen nach erneuernder Wandlung des Weltbildes bloß durch Farben und Gestalten zu entsprechen suchten.

Es kam aber eine Zeit, wo das Verlangen nach Wahrheit nahelegte, in die Geheimnisse der Natur und Ewigkeit durch Urteile und Begriffe einzudringen.

Da hörten die Mythen und Mären auf, der einzige Weg zu sein, der aus der alltäglichen Wirklichkeit in das Unbekannte führte. Ohne es zu wissen, begann man es stärker zu fühlen, daß die trauten Gemeinsamkeiten der Dinge und Geschehnisse infolge ihrer ständigen, unveränderlichen Wiederholung den Typus des Zugänglichen so enge und gewöhnlich und fast gleichgültig mache, und daß das Absterben seines Gefühlsgehaltes nur durch Verbindung mit neuen, das Unbekannte erleuchtenden Begriffen verhütet werden könnte.

Man begann dies stärker zu empfinden, weil die Ermüdung und Abstumpfung, die durch sehr geübte, gewohnte Wiederholung der Gemeinsamkeiten entsteht, mit deren begrifflicher Fassung sehr gesteigert wird, sobald der Reiz der gedanklichen Neuheit geschwunden ist, ohne durch verjüngende Neuorientierung oder Neuverwebung mit anderen, ästhetisch noch unverbrauchten Orientierungen Ersatz gefunden zu haben. Der Begriff, das Urteil, das Gesetz fügen zu bestehenden Gemeinsamkeiten noch deren Bild hinzu, wodurch die Wiederholungen gleichsam in Gedanken fortgesetzt und gehäuft werden, Ermüdung und Abstumpfung vergrößernd.

654

Zum Teil aus Verlangen, solcher Begriffsverödung zu entgehen, suchten „Philosophen" einen neuen Zentralbegriff zu bilden, damit alle Dinge der Welt, zu ihm in Bezug gebracht, wie die Erde von der Sonne Klärung, Wärme und verjüngende Beleuchtung bekämen.

Dies konnte nur dergestalt zustande kommen, daß für „alle" Dinge und Vorgänge des Weltalls ein einziger oder mehrere gemeinsame Züge beansprucht wurden, die dem Scharfsinn anderer Weisen entgangen waren. Kurzum, man suchte instinktiv, meist ohne es zu wissen, das allem Etwas-seienden Gemeinsame zu finden, weil man sich davon einen sehr neuen, unerhörte Wunder enthüllenden Begriff versprach, einen Begriff, der die Fähigkeit haben werde, Allem und Jeglichem neue Farben zu leihen und obendrein die ganze Welt zu erklären, da sie doch auch „etwas sei" und aus „Seiendem" bestehe.

655

Wären die Philosophen logisch und psychologisch konsequent vorgegangen, so müßten sie bald zu dem Ergebnis gelangt sein, daß ihre Frage ein Streben nach dem allerallgemeinsten, mithin leersten, unanschaulichsten und jeglicher komplementierenden Phantasiemomente baren Begriffe sei. Alsdann hätten sie auch gewußt, daß dieser, weit davon entfernt, anderen, anschauungsreicheren, phantasievolleren Begriffen und Gemeinsamkeiten neues Leben einhauchen zu können, ihnen vielmehr gleichsam den größten, umfassendsten Ballast an Leere, in endloser Wiederholung, aufbürden müßte. Sie hatten keine Ahnung davon und sind trotzdem einem solchen Verhängnis entgangen, denn nicht wirklich logisches Abstrahieren, nicht objektives Erstreben wirklicher Gemeinsamkeiten war ihr Weg, sondern ein kindlich naives Generalisieren. Die Einen suchten einen Stoff, wie Wasser, Feuer oder Luft, die Andern den Begriff des Stoffes oder einen Hilfsbegriff der Naturforschung, wie Atome, zum gemeinsamen Merkmal alles Seienden zu erheben; es gab aber auch solche, die ästhetisch erwünschte Verhältnisse wie Harmonie oder religiös verehrte, individuelle Eigenschaften, Persönlichkeiten, Gottheiten und komplizierte Geistesvorgänge zur Gemeinsamkeit alles Existierenden stempelten. Durch eine derartige, zentralisierende Übertragung von Farben

und Stimmungen einer sehr konkreten Anschauung auf die eigenen und mitmenschlichen Gemeinsamkeitserlebnisse gelang es ihnen, zahlreiche, zwar wirklichkeitsfälschende, aber neue, zeitweilig erfrischende und verjüngende Begriffsverbindungen zu schaffen. —

656

Aber die vielen Generalisierungen wurden durch die eigenen Widersprüche, durch widerlegende Erfahrungen und den Widerstreit untereinander rasch verbraucht, verknöchert und leblos.

Dies war im Lauf der Zeiten zu einem der Hauptantriebe geworden, die Erneuerung des Typus alles menschlich Anschaulichen nicht nur im Unwahrnehmbaren, in der Vorstellung, in Gedanken, sondern im völlig Unvorstellbaren zu suchen.

Viele Zeitalter und große Menschen waren von der Liebe zum „Unvorstellbaren", „Undenkbaren" beherrscht. Sie bildete einen ihr bevorzugtesten Wegweiser des Fühlens, Handelns und Glaubens. Es verschlug nichts, daß sich der Mensch, wenn er unter den Bezeichnungen des „Unvorstellbaren" etwas sucht, nur aus der menschlichen Sinneswahrnehmung Entnommenes vorzustellen und zu empfinden vermag. Denn jeder befindet sich in der Lage der taub oder blind Geborenen, die bestrebt sind, ihnen unvorstellbare Sinnesempfindungen durch bekannte zu vergegenwärtigen, weil sie wissen, daß andere Menschen die ihnen abgehende Empfindungsweise wirklich erleben.

Dadurch, daß der Mensch das ihm Unvorstellbare durch Kombinationen repräsentiert, die er in der Wahrnehmung oder im Innern vorfindet, erlangt er unwillkürlich die Illusion, als hätte er die engumschließenden Grenzen seiner wenigen Sinne durchbrochen, als hätte er sein Seelenleben über sich hinaus erweitert und einen wirklichen Ausblick in die Ewigkeit völlig unausdenkbarer Möglichkeiten gewonnen.

657

Die Verjüngung und Wunderkraft, die man im Vorfindbaren oder bloß Vorstellbaren vermißte, verlegte man daher in Bereiche des Unvorstellbaren. Sicherlich begnügte man sich anfänglich mit dem Erstreben bloß teilweiser Unvorstellbarkeit, etwa mit einem unkörperlichen, aber körperähnlichen Geiste, mit ungreifbaren Gespensterstoffen und

anderen Entfärbungen, Entkräftungen, Entsinnlichungen der physischen Welt. Allein mit der fortschreitenden Erkenntnis, wie unzulänglich auch diese Doppelgänger irdischer Wahrnehmung unsere Verjüngung und Beseligungshoffnung erfüllen, wuchs das Verlangen nach entschiedener Ausschaltung alles sinnlich Wahrnehmbaren und Vorstellbaren aus den Erlebnissen des Seins.

Dann begnügten sich zahlreiche Mystiker nicht mehr mit einer Versenkung in das sogenannte „Übersinnliche", welches ihnen immer noch zuviel des „Sinnlichen" enthielt, um ihrem Sehnen gerecht zu werden. Sie verlangte es geradezu nach dem „Nichts". Im „Nichts" sahen sie Gott.

Dadurch beeinträchtigten sie wesentlich den seelenerneuernden Wert dieses Erweiterungsversuches, indem sie ihn zum Hemmschuh der ungehinderten Hingabe an die deutlich wahrnehmbare oder vorstellbare Welt gestalteten.

Solch primitiven Verirrungen zum Trotz darf man jedoch die Augen nicht verschließen vor der gewaltigen Berechtigung, die im instinktiven Streben nach Erweiterung des irdischen und menschlichen Daseins liegt. Und wenn die alten Wege oft statt in unendliche Fernen in dunkle Sackgassen führten, so müssen wir uns darum keineswegs zu ewiger Enge und Selbstabsperrung verurteilen.

658

Aber nicht das generalisierende Fortspinnen scholastischer Gewebe, nicht die seit langem im Sterben liegende, unorganische Undenkbarkeiten ausheckende Dialektik kann uns dahin geleiten.

Zunächst muß das uralte Vorurteil, als sammelten sich die wichtigsten Naturkräfte ausschließlich in irgendeinem einzigen Pünktlein der Ewigkeit, etwa auf Erden oder im Menschenhirn, fallen gelassen werden.

Wie uns die Astronomie, insbesondere die Kopernikanische Schöpfung die Unendlichkeit der Sternenwelten enthüllte, so eröffnet sich unserer Einsicht durch die Erforschung des Lebens und des Geistes die Unabsehbarkeit beseelter, in der Ewigkeit lebender Organisationsarten. Ja selbst die fortschreitende Vervollkommnung technischer Arbeitsmittel der Naturwissenschaft ist berufen, auf unsere Auffassung der Sterne und ihrer Beschaffenheit äußerst befruchtend und klärend zu wirken, wie beispielsweise die Entdeckung der Spektralanalyse gezeigt hat.

Auch mit dem Vorurteil müßte man aufräumen, als könne es keine wesentlich von den irdischen abweichenden Sinnesorgane geben. Der unermeßliche Reichtum an Naturkräften, die schon wir im Weltall wahrnehmen und erforschen können, sollte uns von derartigen Bedenken befreien. Dies wird nur durch die kindlich unwissenschaftliche Überzeugung erschwert, daß, wo wir an einem Komplex von Merkmalen nur manche wahrnehmen oder vorstellen, die anderen gar nicht da sind: wir müssen uns eben deutlich vor Augen halten, daß auch diese vorhanden sind, und daß wir daher der Wahrheit näherkommen, wenn wir sie wenigstens ganz allgemein als „Etwas" statt als „Nichts" repräsentieren. Nehmen wir also in den meisten Gegenständen und Vorgängen Bestandteile und Merkmale an, die wir uns nur ganz allgemein als „etwas" denken, aber sonst gar nicht vorstellen können, so ist es also unangebracht, das Dasein menschlich unvorstellbarer Sinnesempfindungen nur infolge der Unvorstellbarkeit ihrer speziellen Inhaltsarten zu leugnen.

Dies wird auch dadurch unwiderlegbar bezeugt und bestätigt, daß der Glaube der zahlreichen blind oder taub Geborenen an die Existenz ihnen abgehender Sinne der Erfahrung Sehender und Hörender entspricht. Behauptet ein Blindgeborener, es gebe keine komplizierteren Nervensysteme als das seinige und keine anderen Weltelemente als die ihm zugänglichen, so könnte ihm kein Blindgeborener und kein Sehender das Gegenteil davon nachweisen, wohl aber die methodologische Unhaltbarkeit seiner Hypothese. —

659

Es ist ersichtlich, daß die Bestrebungen, die Erneuerung der menschlichen Gemeinsamkeitserlebnisse, der bekannten und gewohnten Typen zugänglicher Dinge und Vorgänge durch generalisierende Seinsbegriffe oder übertriebene Verwertung symbolischer Repräsentationen des „völlig Unvorstellbaren" herbeizuführen, schließlich darauf hinauslief, ein äußerst enges, eintöniges und sehr anorganisch kombiniertes Anschauungsweben vorzugsweise und auf Kosten ungleich geeigneterer Mittel hierfür in Anwendung zu bringen.

Die vorausgegangenen Untersuchungen haben gezeigt, daß die religiösen Menschheitskünstler die Ermüdung des Typenlebens großenteils durch die erneuernde Kraft überwinden werden, die sowohl von der

organisch komplementierenden Kunst der Erkenntnis und Darstellung, wie von der unmittelbaren Menschheitskunst ausgehen wird. Der Himmel dieser Kulturschöpfer und der durch sie gestalteten Menschheit wird zum größten Teil aus deutlich vorstellbaren Anschauungen bestehen, wenn auch das geheimnisvoll Unvorstellbare und seine gewaltige Erlösungsarbeit innerhalb berechtigter Schranken volle Entfaltung finden wird. —

660

Schauen wir in das wechselnde Antlitz der Menschheit, so gewahren wir in ihm die Wandlung der Himmelsbilder, der Ewigkeitsvisionen, die sich in ihm spiegeln. Sie spiegeln sich in ihm, weil sie, aus der Seele der Gestalter hervorgehend, in das Innere der Gemeinschaft gelangen und durch Vermittlung der Kunstwerke ihre Ausbreitung im Raume und in der Zukunft finden.

Der panidealistische Menschheitskünstler, allseitige Menschheitsänderung erstrebend, eine Umgestaltung, die auch religiöses Leben umfaßt, wird nur solche Menschheitskonzeptionen bilden, deren Verwirklichungsarbeit neben ethischem und künstlerischem auch dem religiösen Sehnen in der einheitlichen Weise eines Panideals entgegenkommen kann.

Vermochten die großzügigsten Dichter, Plastiker, Musiker, Erkenntnisschöpfer nur in Ausübung religiöser Darstellungskunst Beruhigung und erlösende Verjüngung zu finden, so wird es den Menschheitskünstlern erst recht nicht möglich sein, ihrem Panidealverlangen, ihrer Allsehnsucht anders zu genügen als durch vorwiegend religiöses Umgestalten der Menschengeschlechter[1].

Allein ihr Vorgehen wird hierin von dem der früheren Kulturgestalter und Religionsstifter wesentlich und sehr erheblich abweichen. Denn nicht auf geringe Modifizierung oder Verquickung oder Wertumtausch überlieferter Mythen werden sie ausgehen:

Durch tiefste, umwälzende Wandlung der eigenen Seele, des eigenen Fühlens und Wollens, Gewissens und Phantasiewebens werden sie das Ahnen der Ewigkeit harmonisch neugestalten und in gewaltigen Weltgemälden zum Ausdruck bringen. Diese Schöpfungen, diese Heiligkeitssonnen werden die Macht haben, so wunderwirkend menschheitserneuernd

[1] Wie in den vorliegenden Untersuchungen das Wesen des „Gewissens“ und der „Kunst“ wurde in einem innert kürzerer Frist erscheinenden Werk des Verfassers auch das Wesen und die Entfaltung der religiösen Erlebnisse und Ideale dargestellt.

zu leuchten, wie es die Götter und die Genien der Vergangenheit niemals vermochten: denn nicht im Trümmerschutt uralten Aberglaubens, nicht in den Beinkammern lebloser Dogmen und verknöcherter Spekulationen werden die Menschheitskünstler ihren Himmel suchen, ihre Sterne finden.

Die wunderbaren, die immerjungen Quellen, aus denen die Natur selbst Erneuerungen trinkt, diese werden es sein, aus denen auch sie die Kristalle hervorholen werden, in denen man das Wirken und Weben alles physischen Geschehens und alles geistigen Werdens schauen kann.

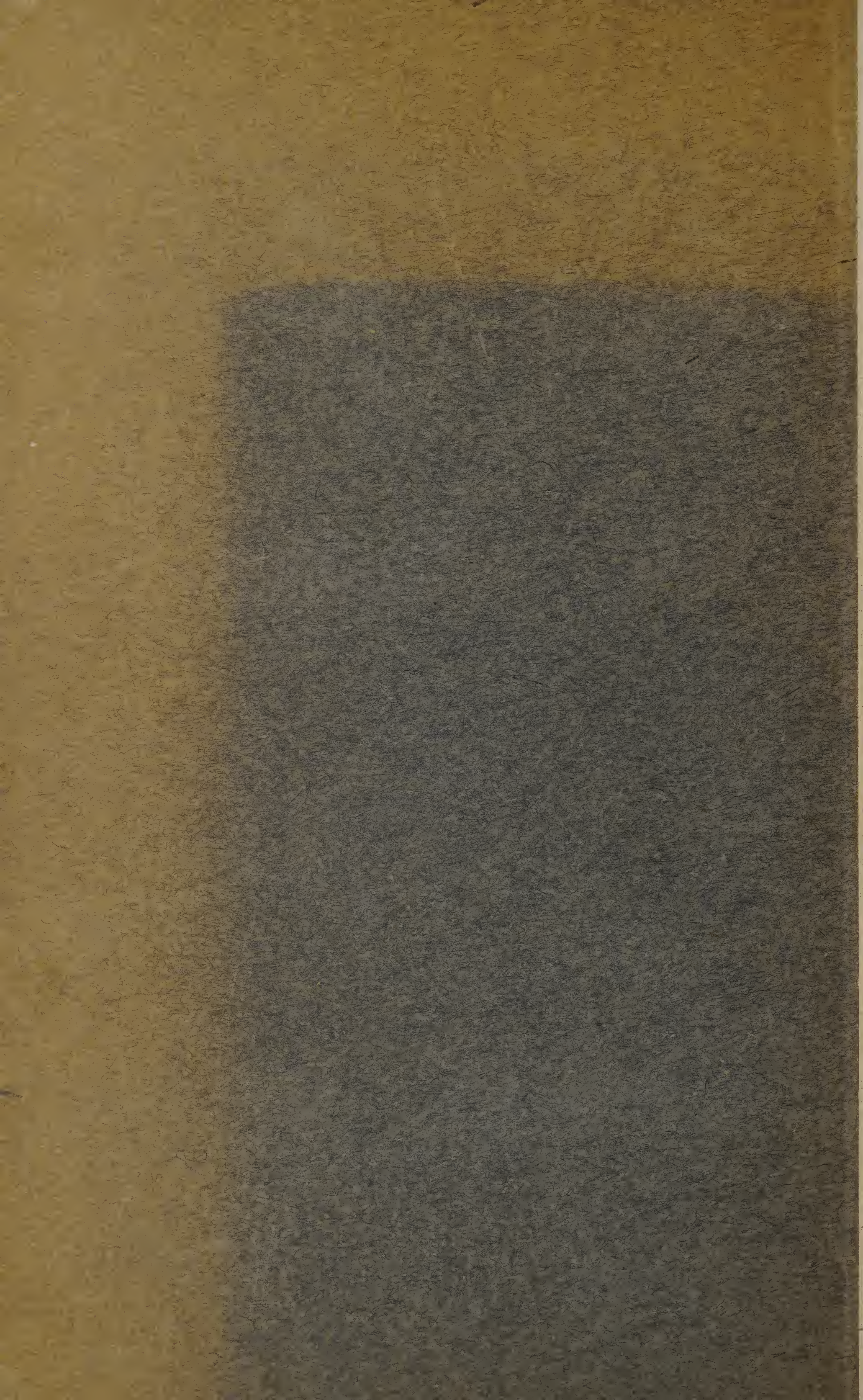
Denn die Erde erkennen, den Menschen erforschen müssen wir, wenn wir den Himmel anders ergründen, dessen Leben anders verstehen wollen als die bisherigen, so wild, so unpsychologisch orientierten Geschlechter.

Und wie aus dem Geiste des Menschheitskünstlers ein Menschengeschlecht mit neuem Gewissen, neuem Schaffenswirken, neuem Himmel hervorgehen wird, so werden auch des Himmels Seelenscharen mehr und mehr die neuen Züge der verwandelten Menschheit annehmen, das reich durchgeistigte, das panidealistisch heilige Antlitz einer noch niemals vorhanden gewesenen Vollendung.

Und mit dem Stamme des Menschheitsbaumes emporwachsend, nach Ästen und Zweigen langend, die den Sonnen und Sternen näher und näher kommen, werden wir mit steigender Ahnung das Wunder erfassen, mit ihm gleichsam von Angesicht zu Angesicht sprechen.

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

DATE DUE

DEMCO 38-297

3 1197 00032 6675